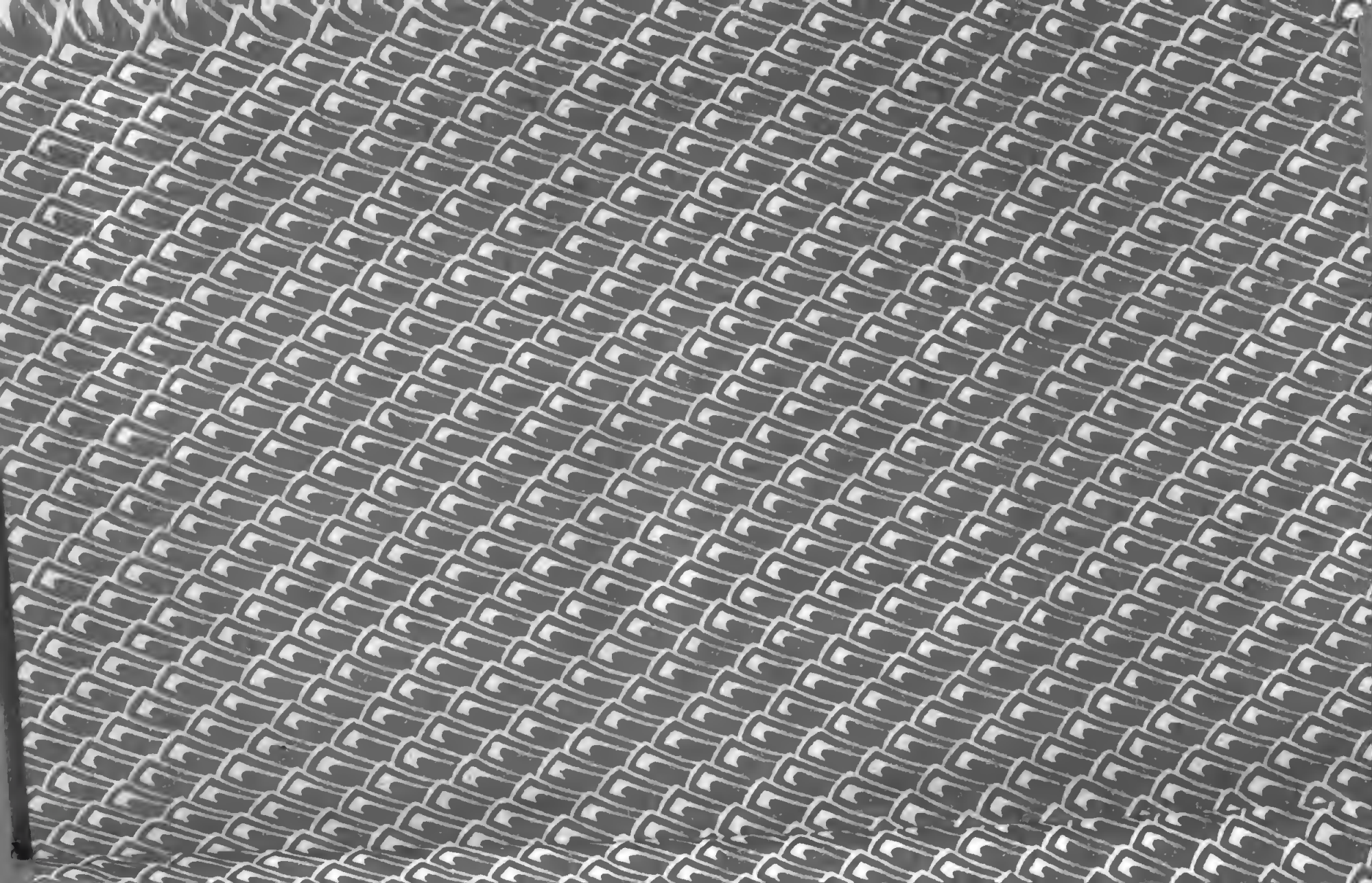
Aus Rumänien

THE LIBRARY



Aus Rumänien

Inneres der Baſiliuskirche in Bukareſt.

Nach einem Original-Aquarell von Schiller und Oſtermeier.

Aus Rumänien

Streifzüge durch das Land und seine Geschichte

von

Raymund Netzhammer

Zweiter Band.

Mit einem Titelbild in Tondruck
und 115 Illustrationen im Text

2. Auflage.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A.G., Einsiedeln (Schweiz)

Typographen des heiligen Apostolischen Stuhles

Zweiggeschäfte in: Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. E.
New York, Cincinnati und Chicago: bei Benziger Brothers.

1913

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Der vorliegende zweite Band meines Werkes „Aus Rumänien“ setzt sich wie der erste aus einer Anzahl zwanglos aneinandergereihter Aufsätze zusammen. Da es zum Verständnis nützlich sein kann, habe ich jedem Abschnitt das Datum beigefügt, an dem die Niederschrift beendet wurde.

Auf den vielen Reisen und Ausflügen durch Rumänien begegnete mir so viel Schönes, Interessantes und Angenehmes, daß es mir eine Freude war, diese Fahrten und die dabei gewonnenen Eindrücke zu skizzieren. Der Fernstehende ahnt wohl kaum, daß Rumänien eine Fülle abwechslungsvollster Naturschönheiten in sich schließt. Im Kamme der Karpathen besitzt es die Großartigkeit des Hochgebirges und in ihren wald- und obstreichen Abhängen die Lieblichkeit malerischer Täler und Dörfer; seine Ebenen zeigen Bilder üppigster Fruchtbarkeit, und der Donaustrom läßt in Paradiese für Naturforscher, Jäger und Fischer schauen. Alle diese Naturschönheiten sind dem Reisenden leicht zugänglich, denn vielverzweigte Eisenbahnen und gutgepflegte Straßen durchziehen das Land, und überdies stellen die Hauptgewässer ihre Flöße und die Donau insbesondere ihre Dampfer dem Verkehre zur Verfügung.

Aber nicht nur Berge und Ebenen, Täler und Höhen laden in Rumänien zu Spazierfahrten ein, sondern auch das Landvolk. Stets fand ich dasselbe höflich und zuvor-

kommend; durch seine prächtigen Nationaltrachten bringt es ungemein viel Farbe und Stimmung in die Landschaft. Oefters machte ich das eine und andere Kloster zum Zielpunkte eines Ausfluges. Die Klöster sind so ziemlich über ganz Rumänien zerstreut, und wissen viel von der Geschichte des Landes zu erzählen. Der Stil ihrer Kirchen zeigt einen gewissen bodenständigen Charakter. Wie die neue Basiliuskirche in Bukarest erweist, läßt sich der alte rumänisch-moldauische Kirchenstil auch heute noch mit Vorteil verwenden.

Mit Vorliebe besuchte ich historisch wichtige Stätten. Im Vordergrunde steht mir da immer die Dobrogea mit ihren griechischen, römischen und altchristlichen Erinnerungen und Denkmälern. In den südlichen Karpathen suchte ich Petroassa auf, wo Athanarich seinen berühmten Schatz vergraben hatte, im Norden der Moldau besichtigte ich die katholische Kathedralruine von Baia, in der Nähe von Bukarest den herrlichen Schloßbau der Brankowan und bei Silistria den Ister, über welchen Ulfilas seine Goten an den Haimos geführt hat.

Mehrere in dem vorliegenden Bande beschriebene Fahrten fanden ihre Veranlassung durch Amtsgeschäfte, so jene nach dem königlichen Sinaia, nach dem meerumspülten Constantza, nach dem Herrschaftsgute Florika und in das rumänische Petrolgebiet mit seinen Sondenwäldern.

Meine Ausflüge in Rumänien haben mir stets viel Freude und Genuß bereitet. Sollten vielleicht durch meine Beschreibungen andere zu ähnlichen Fahrten im Lande angeeifert werden, so bange ich keinen Augenblick darum, daß nicht auch sie hohe Befriedigung finden werden.

Bukarest, den 14. November 1912.

Der Verfasser.

Die Haltestelle Turnu.

1. Klosterbesuche im rumänischen Olttale.

Turnu und Stanischoara.

Ein lieber Bekannter — Im Bahnwagen — Rimnik — Den Bergen zu — Ein friedlicher Winkel — Mein Begleiter — Die Klöster und ihre Insassen — Der Trajanstisch — Römische Militärplätze — Thermalbad Arutela — Bahnwärter und Fährmann.

Als ich vor vielen Jahren zum erstenmale die wundervoll restaurierte Klosterkirche in Curtea de Argesch besichtigt hatte, blieb ich auf der Rückreise in Pitesti bei einem lieben Freunde hängen und mußte mich deshalb zur Fahrt nach Bukarest mit einem Mitternachtszuge begnügen. Auf dem Bahnhof auf- und abspazierend, sprach mich auf einmal ein gut gekleideter rumänischer Mönch an. Da ich damals erst einige Monate im Lande weilte, war eine geläufige Unterhaltung in der Landessprache ein Ding der Unmöglichkeit. Immerhin verstand ich so viel, daß der Mönch auf seinen aus der Sommerfrische kommenden Bi-

schof warte, daß er hier in Pitesti an der am Ende des Stadtgartens gelegenen Klosterkirche Trivale angestellt sei und daß er als Religiose dem Kloster Stanischoara im Oltgebiete angehöre. „Stanischoara ist ein herrliches Kloster", wiederholte er immer wieder, „es steht ganz einsam mitten im Walde und hoch oben in den Bergen." Dem Lobe seines geistlichen Heimes fügte er den eindringlichen Wunsch bei, ich möchte doch einmal jene Bergeseinsamkeit besuchen. Der Mönch machte den besten Eindruck, und die Anhänglichkeit an seine waldumschattete Zelle rührte mich.

Nach Hause zurückgekehrt, hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als auf der Karte den Lauf des Olt zu verfolgen. Richtig fand ich über seinem linken Ufer, angelehnt an den Coziaberg, das Kloster Stanischoara verzeichnet. Oft machte ich in Gedanken den Weg in jene Höhe hinauf, aber erst Ende April des Jahres 1908 kam ich zur Verwirklichung meines längst gehegten Wunsches. Mit dem eben erwachten Frühling glaubte ich eine dankbare Zeit für meinen Ausflug gewählt zu haben, denn Herz und Auge lechzten förmlich nach dem Genuß von Naturschönheiten, welche sie im eintönigen Gefängnis einer akten- und bücherreichen Arbeitsstube während langer Wintermonate hatten entbehren müssen. In der Tat, als der Nachtzug über die eiserne Oltbrücke rasselte und auf der Umsteigestation Piatra in den Morgenduft eines rosigen Frühlingstages hineinfuhr, begann das Herz froher zu schlagen.

Sobald ich übrigens den Olt zu Gesicht bekomme, freue ich mich stets wie bei der Begegnung mit einem lieben Bekannten. Die Täler und Ufer dieses Flusses ziehen mich jedes Jahr an; bis jetzt vermochte noch kein anderer Wasserlauf der südlichen Karpathen ihm meine Vorliebe streitig zu machen. Gerade hier unten bei Piatra entbehrt freilich

der Olt jeglicher Schönheit, denn wie die übrigen, die walachiſche Tiefebene durchſchleichenden Flüſſe iſt auch er einem altersmüden Manne vergleichbar, der langſamen, breiten, unſicheren Schrittes dahintrippelt. Aber ſchon bei Dragaſchani machen ſich die Hügel und Höhen bemerkbar, welche den ſtolzen, die mächtige Karpathenkette durchbrechenden Strom bis in die Ebene hinunter begleiten. Während bis hierher die ausgedehnten Ländereien mit ihren Winterſaaten und den noch zu beſtellenden Maisfeldern von dem großen Reichtum des Olttales zeugten, geſellte ſich mit dem Erſcheinen der Hügel zu dieſem Bilde der Fruchtbarkeit auch das Element des Schönen, denn an den weinbeſtandenen Hügelhängen blühten die Hecken und Pflaumenbäume und ſtreuten ſo die erſten Frühlingsfarben in das Aſchgrau des noch tot ſcheinenden Ackerbodens.

Sehr angenehm war es auch, im Bahnwagen an dem Herrn Diſtriktspräfekten Craſnaru einen vorzüglichen Kenner der Gegend zu haben, welcher nicht nur über die hieſigen wirtſchaftlichen Verhältniſſe den treffendſten Beſcheid gab, ſondern auch ſehr intereſſant über die Gärung der Geiſter während der Bauernaufſtände ſprach. Dann berührte er die Möglichkeit und den gewaltigen Vorteil einer direkten Bahnverbindung von Piteſti an den Olt hinauf, welche den heutigen Schienenweg von Bukareſt nach Rimnik Valcea von 12 auf 4 Stunden herabſetzen und ſo die wundervollſten Gegenden Rumäniens und die erſten Bäder und Heilquellen des Landes der Hauptſtadt förmlich erſchließen würde.

Mittlerweile erfreuten unſer Auge ſchön geformte Hügel und im Hintergrunde die noch mit Schnee bedeckten Lotruberge. Wir traten nun in die mir bekannte und liebe Umgebung von Rimnik ein, und bald lag auch das turm-

reiche Provinzſtädtchen in der ganzen Freundlichkeit ſeiner ſaubern weißen Häuſer und Kirchen vor uns, die ſich ungemein ſcharf von dem Walddunkel einer Hügelkette abheben. Mir war dieſe Stadt ſtets ſympathiſch, und ich finde ihren ſchmucken Hauptplatz, ihren ſchatten- und waſſerreichen Volksgarten, ihren bis zum Olt reichenden Boulevard und ihr ganzes Umgelände einfach reizend. Für den Augenblick fuhr ich heute an dieſen Herrlichkeiten vorbei. Abends aber hoffte ich hier zurück zu ſein und freute mich jetzt ſchon auf den Spaziergang an den Olt. Der Pfarrer der Baratziekirche, der mich am Bahnhof begrüßte, ſollte dabei mein Begleiter ſein.

Von Rimnik eilt die Bahn den Bergen zu. Sie überſchreitet vor Jiblea den herrlichen Strom, läßt ihn dann links neben ſich dahinbrauſen und ziſchen und verfolgt ſeinen Lauf mitten durch die hohen, bis an ſeinen Uferrand bewaldeten Berge. Prächtig ſind die Ausblicke auf das in einen Park umgewandelte Inſelchen Oſtrov mit ſeinem ſtilvollen alten Kirchlein, das einſt der Mittelpunkt des erſten Frauenkloſters im Lande war (um 1552 vom Woiwoden Neagoe und ſeiner Gemahlin Despina gegründet), dann auf die den Badeort Calimaneſti umgebenden Sommerſitze und auf die monumentalen Anlagen des Heilbrunnens von Caciulata. Jetzt kommen die Kreuze und Türme des vom Olt beſpülten Kloſters Cozia zum Vorſchein. Eilig zielte ich mit meinem Kodak auf das vorüberhuſchende, märchenhaft ſchöne Bild. Ich traf es leider nicht vollſtändig, wohl aber von ſeiner am meiſten maleriſchen Seite. Noch zwei Minuten weiter, und der Zug bremſte für die Halteſtelle Turnu, wo ich abſtieg.

Ich war der einzige Reiſende, welcher hier den Zug verließ. Das ganze Stationsperſonal beſteht an dieſer

J PRINS
WILLEM DE ZWIJGERLAAN 14
SCHIEDAM

Halteſtelle aus dem Bahnwärter. Außer dieſem und ſeinem Kinde ſtand noch ein junger Burſche an der Bahn, welcher augenſcheinlich jemanden erwartete. Ich ſprach den gutmütig ausſchauenden Burſchen an und fragte ihn ſogleich, ob er den Weg nach Staniſchoara kenne und ob er mich dorthin begleiten wolle. Freudig ſtimmte er zu, denn er habe ja dort oben einige Jahre verlebt; vorerſt müſſe er aber Erlaubnis und Segen vom Kloſterobern in Turnu haben, denn bei dieſem ſei er gegenwärtig angeſtellt. Er bot ſich indes ſofort an, mir meinen Ueberwurf zu tragen. Zuſammen gingen wir dem Klöſterlein Turnu zu, das mehrere hundert Meter von der Bahn abliegt. Seit Jahren kenne ich den wunderlieblichen, weltabgeſchiedenen Winkel, in dem die einfachen Kloſterzellen und das außen und innen reich bemalte Kirchlein ſtehen. Unbeſchreiblicher Friede herrſcht hier und eine tiefe, wohltuende Ruhe, welche nur durch das Rauſchen des nahen Stromes und durch den Geſang der Vögel unterbrochen wird, die hier prachtvoll bewaldete Höhen und ſaftige Triften ihr Eigen nennen können. Es wundert einen wahrhaft nicht, daß der orthodoxe Biſchof von Argeſch in dieſer Ecke, welche mit den ſchönſten Gaben einer pittoresken und doch wieder ſo milden Natur ausgeſtattet iſt, ſeinen Sommerſitz aufgeſchlagen hat.

Der Burſche wunderte ſich über meine Vertrautheit mit der Gegend und glaubte, ich ſei vielleicht zu der Beerdigung des Mönches gekommen, der geſtern hier geſtorben ſei. Bald waren wir beim Kloſter, das ſeine Gründung in das Jahr 1676 auf einen Metropoliten Warlam zurückführt, angelangt. Während ich einen Augenblick in das Kirchlein trat, wo der verſtorbene Mönch in ein ſchwarzes Tuch eingehüllt auf einem Brette lag, begab ſich mein Burſche in dem nebenanſtehenden Hauſe eine Treppe hinauf und über die

Das Kloſter Turnu.

offene Laube bis zur Zelle des Staretz. Bald erſchien er aber wieder auf dem Gang und gab mir ein Zeichen, ich möchte auch kommen. Sogleich ahnte ich Schwierigkeiten gegen ſeine Begleitung nach Staniſchoara. So war es. Der ehrwürdige Obere, welcher gebückt einherging und nicht weit vom achtzigſten Lebensjahre ſein konnte, wollte den Jungen nicht ziehen laſſen, ſondern bot einen älteren Mönch zur Begleitung an. Auf meine zugunſten des Burſchen vorgetragene Bitte hin und nach der Bemerkung, daß ich ein katholiſcher Prieſter aus der Hauptſtadt ſei, wurde die Erlaubnis erteilt und noch ein frommer, väterlicher Segensſpruch mit auf den Weg gegeben. Mein Begleiter wußte mir ſpäter auf unſerm Marſche viel Rühmliches von dieſem heiligen Manne zu erzählen. Als Hauptbeweis von deſſen tadelloſem Leben wurde die Tatſache angeführt, daß er bei der vornehmen Welt der Stadt Rimnik der geſchätzteſte Beichtvater ſei.

Raſch zogen wir nun unſeres Weges. An einer Chilia (Zelle) blieb ich aber doch noch ſtehen, denn dort ſtaubte eben ein Mönch auf dem Gange ſeines Häuschens alte Bücher aus. Ich ſah mir dieſelben an und gewann die Ueberzeugung, daß dieſe alten Ausgaben liturgiſcher Bücher auch einem Muſeum zum Schmucke dienen würden. Mit dem Mönche ſelber aber war kein Geſpräch anzuknüpfen, denn er war vollſtändig taub. Lachend verzog er ſein Geſicht ob meines Intereſſes an ſeinem Bücherſchatz. Neben dem Bergbach, an deſſen Waſſer die kleine Mühle des Kloſters geht, fand ich einen ſo intereſſanten Mönchstypus, daß ich mich nicht enthalten konnte, denſelben mit ſeiner maleriſchen Umgebung im kleinen Apparate feſtzuhalten. Auf einer ſchmalen Brücke überſetzten wir das Bergwaſſer, verließen damit den Hofraum des etwa zwanzig Mönche zählenden Kloſters und gingen nun bergan.

Nur allzu raſch gewahrte ich, daß ſich während der langen Wintermonate etwas wie Blei an meine Füße gehängt hatte, und es ging deshalb nur langſam und mit Mühe aufwärts. Ich beneidete recht ordentlich den Burſchen um die jugendliche Elaſtizität ſeiner Glieder; mühelos und a'emleicht ſchritt er den ſchmalen Pfad hinan. Doch auch ich bezwang endlich den ſteilen Aufſtieg von beinahe drei Stunden. Während ſonſt bei ſolchen Anläſſen der Anblick einer reizenden Natur über manche Anſtrengungen hinweghilft, mußte heute auf dieſen Troſt verzichtet werden. In den hier dicht ſtehenden Wald hatte das Auge des Frühlings noch kaum einen verſtohlenen Blick getan. Erſt im Unterholz zeigten ſich friſche Triebe, und da und dort auf dem Boden guckte verſchämt ein Blümlein aus dem verfaulten Herbſtlaub heraus. Da, wo wir ſchließlich in eine pittoreske Felſengegend mit einem in der Tiefe rauſchenden

Bach einbogen und von weitem die Dächer und Türme des zwischen waldgekrönten Höhen eingekeilten Klosters Stanischoara erblickten, verdarb uns den Genuß eine vorüberziehende Wolke, welche die Berglandschaft mit einem leichten Tauregen übergoß. Hier oben begegneten wir einigen Arbeitern, welche damit beschäftigt waren, den schwierigen Felsenpfad wenigstens an seinen gefährlichsten und mühsamsten Stellen zu verbessern. Kurz unter dem Klostereingang tritt man in ein um und um bewaldetes Tälchen ein, durch welches ein lustiges Bächlein in vielverzweigten Adern über bemooftes Gestein herunterplätschert und am zahnlückigen Rad einer zerfallenen Mühle seine tollen Sprünge macht. Im blumigen Mai und im heißen Sommer muß es hier zum Schwelgen sein!

Noch ein letztes Stück steilen Aufstieges, und wir traten durch den breiten Torbogen, in welchem sich ein barfüßiger, als Mönch gekleideter Knabe mit dem Zerspalten großer Holzstrünke zu schaffen machte, in den Klosterhof ein. Die Hunde schlugen an, sie wurden aber von verschiedenen Leuten sofort zum Schweigen gebracht. Der erste Eindruck war durchaus ein guter. Zwei ältere Postkartenansichten ließen mich eine wilddüstere Gebirgsumrahmung und armselige Mönchszellen erwarten; nun aber stand ich in einem Klosterhof, der in der Mitte nicht nur eine der Vollendung entgegengehende schöne Kirche besitzt, sondern auch links oben eine massive Terrasse, auf welche die im rumänischen Stil gebauten Mönchszellen ausmünden. Rechts im Hof steht ein besonderes Gebäude für den gemeinsamen Speisesaal.

Das dem Kircheneingang gegenüberliegende Hauptgebäude hat über dem Erdgeschoß ein Stockwerk, vor dem eine zierliche Laube herläuft. Nach Besichtigung der Kirche wurde ich vom Archondar (Gastmeister) dort hinaufgebeten

und in zwei einfach, aber nett möblierte Räume geführt. Es ſind dies die Zimmer für den Biſchof, welcher bisweilen von ſeinem Sommerſitz in Turnu in dieſes Höhenkloſter reitet. Landesſitte gemäß wurde ich ſofort mit Eingemachtem und friſchem Quellwaſſer und nachher mit einer Taſſe türkiſchen Kaffees bedient. Der geſprächige Gaſtmeiſter er-

Staniſchoara vor der Erneuerung.

kundigte ſich ſelbſtverſtändlich nach dem Grunde meiner Bergfahrt und nach Stand und Beſchäftigung. Ueber die letzteren Punkte ſtellte er keine weiteren Nachforſchungen an, ſondern gab ſich mit meiner Erklärung zufrieden, daß ich ſelber dem Mönchsſtande angehöre und an der katholiſchen Kathedrale in Bukareſt angeſtellt ſei. Mit großer Freundlichkeit gab er mir alle gewünſchte Auskunft über das Kloſter, deſſen Geſchichte übrigens nur auf 150 Jahre zurückgeht, und über das hieſige Mönchsleben. Leider,

meinte er, gebe es nur wenige Berufene, welche hier oben ganz abgeschieden von der Welt leben wollen, und unter den vierzig Klosterbewohnern seien die meisten alt und viele des Lesens und Schreibens unkundig. Die neue Steinkirche wollte er nicht besonders loben, weil sie viel kälter sei als die frühere kleine Kapelle. Auf meine Frage nach dem Klosterobern, dem ich mich gerne vorgestellt hätte, erhielt ich die Antwort, er sei unten im Tale in Jiblea, wo das Kloster ein Absteigequartier (Metoch) besitzt. Geradezu redselig wurde dann der Mann, als er mir seinen Lebenslauf erzählen konnte. Schon in mehreren Klöstern habe er es versucht, aber es habe ihm nirgends recht zugesagt, auch selbst in Cernica bei Bukarest nicht, weil er dort viel an Sumpffieber gelitten habe; erst hier oben gefalle es ihm, denn Luft und Wasser seien tadellos und die Fasten und Klosterzucht würden strenge gehalten. Früher sei es hier mit den Besuchen von Weibspersonen genau so strenge gewesen wie auf dem Berge Athos; seitdem aber im Tale die Bäder eingerichtet worden seien, hätte man im Sommer beständig unter Gästen zu leiden, welche hier im Kloster sogar nächtigen wollten, um dann in aller Frühe den Coziaberg zu besteigen.

Auf unserer Laube, von welcher aus das gesamte klösterliche Anwesen mit seiner hochromantischen Umgebung übersehen werden kann, erschienen bald auch andere Mönche. Angenehm wußte ein älterer Bruder, welcher für eine Viertelstunde seinen Waschzuber im Hofe verlassen hatte und ebenfalls zu uns heraufkam, zu erzählen. Man sprach vom Chorgebet und von den Fasten, von der großen Kälte im Winter und den angenehmen Tagen des Sommers, von den Klostergütern und dem Feldboden, von dem Bestand an Pferden, Rindern und Kleinvieh usw. Daß auch über

die ſchlechten Zeiten ein bitteres Wort fiel, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Nach einem ſtündigen Aufenthalt nahm ich von den lieben Leuten Abſchied und hatte dabei das feſte Vorhaben, einmal dieſen Kloſterfrieden da oben in der Herrlichkeit eines ſonnigen Sommertages für einige Stunden zu genießen. Der Abſtieg erfolgte raſch und vergnügt. Jetzt war mein Burſche köſtlich in ſeinem naiven Plaudern. Mamaliga und Bohnen und dazu ein Gläschen Tzuika (Pflaumengeiſt), das dem Jungen von ſeinen alten Freunden in der Kloſterküche vorgeſetzt worden, hatten ihn in die richtige Stimmung verſetzt. Er begann nun ſeine ſchlauen Streiche einen nach dem andern zu erzählen, die er ſeinerzeit mit Altersgenoſſen da oben verübt hatte; dann zeichnete er in ſeiner treffenden Redeweiſe bald dieſen und bald jenen Kloſterbruder mit ſo kurzen, aber charakteriſtiſchen Strichen, daß man ſeine Worte ſogleich hätte zu Papier bringen mögen. So ging es heiter und vergnügt, ſingend und pfeifend, plaudernd und lachend den Berg hinunter. O wie ſchön iſt es, ſich und ſeine Sorgen wieder einmal für eine Stunde vollſtändig vergeſſen zu können!

Mein munterer Begleiter wurde für einen Augenblick wieder ganz kleinlaut, denn in Turnu angekommen, ſahen wir das für den verſtorbenen Mönch aufgeworfene Grab noch offen, und die Mitbrüder des Verblichenen ſaßen wartend und nichtstuend auf den Pridworen (Vorraum) ihrer Zellen herum. Raſch ging der Burſche auf den Staretz zu, küßte ihm die Hand und bat ganz beſcheiden um die weitere Erlaubnis, mich auch noch an den Olt hinab begleiten zu dürfen. Ganz wider Erwarten für den Jüngling wurde ohne irgend welche Schwierigkeit beiſtimmend genickt; ſo gingen wir durch die wenig gepflegten Gärten des Kloſters

und dann über die Felder und die vom Bergbach bespülten Matten hinunter zu dem lieben Vater Olt.

Die Natur ist hier reizvoll. Von beiden Seiten treten wie schmale Kulissen zwei zackige Bergrippen hart an den Strom heran und lassen den grollenden und schäumenden Wassern nur einen engen Durchlaß. Gerade diese engste Stelle, zu welcher wir, dem Bahngeleise folgend, gelangten, interessierte mich. Hier steht nämlich ein weit in den Fluß vorspringender, durch die Bahnlinie vom Gebirgsstock abgeschnittener Felsklotz, der als Trajanstisch (masa lui Traian) getauft ist. Ich stieg die in den Fels gehauenen Stufen hinan und bewunderte vom obersten, durch ein breites Steinkreuz gezierten Punkt die großartige Landschaft.

Daß wir hier dem Namen des großen römischen Kaisers begegnen, ist nicht zu verwundern. Durch die Schluchten des Olttales schickte dieser die zweite Hauptmasse seines gewaltigen Heeres, um den dakischen König Decebal, den größten, erbittertsten und talentvollsten Römerfeind nicht nur von Westen, Norden und Süden, sondern auch von Osten her zu bedrohen, um ihn in seiner Hauptstadt Sarmizegethusa einzuschließen und ihm dort den Vernichtungsstoß zu geben. Nachdem dieser Krieg, welcher dem großen Trajan den denkbar glänzendsten Ruhm in Rom eingetragen hat, zu Ende geführt und das Reich der Dacier diesseits und jenseits der Karpathen dem römischen Kaiserreich als Provinz Dacia einverleibt war, wurde der Grenzwall vom jetzigen Turn-Magurele bis über Câmpulung hinaus gezogen; aber die eigentliche, mit starken Lagern und Kastellen befestigte Militär- und Zollgrenze zog sich dem Olt entlang hin, wo sich bis heute die Spuren der Römerstraße und der Militärplätze, von denen noch vierzehn mit Namen bekannt sind, verfolgen lassen.

Gerade in der Nähe vom Trajanstiſch, da wo ſich das Tal ein wenig verbreitert, um weiter unten wieder durch zwei vorgeſchobene Bergkuliſſen zum Engpaß abgeſperrt zu werden, ſtand ein Lagerplatz, Arutela genannt. Dieſe römiſche Station war aber nicht nur in militäriſcher Hinſicht wichtig, ſondern vor allem auch wegen ihres Thermalbades, des einzigen in Dacien diesſeits der Karpathen. Die Ausgrabungen haben mit Sicherheit den römiſchen Badeort feſtgeſtellt, und bis vor zwanzig Jahren ſoll man auch die eigentliche Quelle gekannt haben. Eine Inſtallation, welche neuerdings das heilwirkende Waſſer, in dem die Chemiker Chlor-, Jod-, Magneſium- und Eiſenverbindungen feſtgeſtellt haben, zu Badezwecken ausnützen wollte, brannte ab; bei dieſem Anlaſſe ſoll die urſprüngliche Quelle verloren gegangen ſein. Heute bemerkt man noch einen breiten und tiefen Schacht, in welchen das Thermalwaſſer ſickert. Ich ſah mir nicht nur dieſe Ziſterne an, ſondern lief auf dem ganzen, heute Bivolari genannten Gute herum und freute mich der einzig ſchönen Landſchaft und der Ausſicht auf das ſchief über dem Olt gelegene, von mächtigen Bäumen umrahmte Kloſter Cozia.

Nachdem wir noch einen Kampf mit einem Hunde ausgerungen hatten, traten wir der Eiſenbahnlinie folgend den Rückzug an. Auf der Halteſtelle Turnu entließ ich den netten Burſchen, der mir nicht nur ein guter Führer, ſondern mit ſeinem naiven Plaudern und ſeinen drolligen Einfällen auch ein lieber und intereſſanter Geſellſchafter war. Aus ſolchen, in der Mitte des Land- und Bergvolkes aufgewachſenen Leuten ſpricht eben doch klar und unverfälſcht die Volksſeele.

Noch eine volle Stunde hatte ich auf den vom Rotenturmpaß her kommenden Zug zu warten, der mich nach

Rimnik in das Nachtquartier unserer dortigen Baracke bringen sollte. Langweilen kann sich aber auf einem solchen Plätzchen ein Naturfreund nicht, denn der tiefdunkle Wald, die großartigen Gebirgslinien und der unten rauschende Fluß können stundenlang das Auge beschäftigen und dem Herzen von den Wunderwerken Gottes erzählen. Lange blieb ich indessen in meinen stillen Betrachtungen nicht allein, denn der Bahnwärter gesellte sich bald zu mir. Für die Schönheiten der hiesigen Natur hatte der gute Mann wenig Sinn; er schaute die Sache von seinem praktischen Standpunkte aus an und meinte, er könne weder Berg noch Fluß lieben, denn beide seien seine größten Feinde. Der eine bombardiere von oben herab die Bahnlinie und der andere zerstöre sie von unten herauf; dieses böse Spiel daure mehr oder weniger das ganze Jahr hindurch an. Unterdessen hatten seine beiden kleinen Mädchen bald durch die Fenster und bald hinter der Türe des schmucken Bahnwärterhäuschens den fremden Popen betrachtet, wagten sich dann allgemach näher, bis sie endlich dem Vater in den Armen lagen. Der gute Mann begann nun die Brotkorbpolitik zu streifen und seine schweren Sorgen aufzudecken, wie er bei harter Arbeit und geringer Löhnung seine Familie durchbringen müsse.

Als wir gemütlich plaudernd am Ufer saßen, wurde von der anderen Seite des Flusses ein Zeichen gegeben. Der Bahnwärter erhob sich und bemerkte mir, er sei auch Fährmann, und zeigte dabei auf einen Mönch am andern Ufer, der die hier über den Olt führende Fähre benutzen wolle. Er meinte, ich könne ja auch mitfahren. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, und bald schossen die reißenden Wellen unter dem Fährschiffe dahin und trieben es, am quergestellten Steuer anprallend, an das waldbedeckte Ufer,

dem entlang die ſchattige Landſtraße führt. Der Mönch war ein junger, wohlerzogener Mann, der zur Aushilfe in Cozia war und nun in ſein Kloſter Turnu zurückkehrte. Die Fähre iſt ſtaatlich, und der Fährmann iſt nicht berechtigt, für das Ueberſetzen Taxen einzufordern. — Bald kam auch der Zug an und führte mich talwärts nach Rimnik, wo programmgemäß der Abendſpaziergang ausgeführt wurde.

Das Frauenkloſter Dintrunlemn.

Südwärts — Freudig überraſcht — Eine Gründung Baſſarabs — Das Muttergottesbild — Die Holzkapelle — Ein kleiner Verrat — Sonnige Fahrt — Die Zigeunerkinder und das geheimnisvolle Inſtrument.

Die Nacht brachte Regen. Er hielt bis weit in den Morgen hinein an und ſchien den Plan eines Beſuches in den Klöſtern Dintrunlemn und Govora unmöglich machen zu wollen. Der Himmel heiterte ſich aber gegen neun Uhr auf, und um zehn Uhr war ich mit dem Pfarrer Bonov bereits ſüdwärts auf dem Wege nach Riureni und Babeni. An unſerem Wagen zog ein ſtolzes, kräftig ſchellendes Viergeſpann. Es geſchah dies keineswegs aus Luxus, ſondern aus dem ganz einfachen praktiſchen Grund, weil der Roſſelenker erklärt hatte, nur mit vier Pferden die lange und anſtrengende Fahrt wagen zu dürfen.

Wenn mir auch die erſten 20 Kilometer landſchaftlich nichts Neues brachten, ſo blieb das Auge doch nicht ohne Genuß, denn die ewig wechſelnden und immer farbenreichen Bilder des zur Stadt gehenden, fahrenden und reitenden Landvolkes haben ſtets ihren Reiz. Nach langer Fahrt verließen wir endlich die breite Landſtraße, welche das Olttal durchzieht, und bogen rechts dem Dorfe Babeni zu, wo der Menſchenſchlag und die Tracht ſofort verraten, daß

die Dorfbewohner hier nicht heimisch waren, sondern über die Karpathen herüber eingewandert sein müssen.

Außerhalb des Dorfes steigt die Straße schwach an, und bald erscheint die majestätische Kette der Lotruberge. Wie war ich doch freudig überrascht, in diesem großartigen Bilde einen weißscheinenden Punkt zu sehen, von dem aus ich vor Jahren im Glanze der untergehenden Augustsonne einen Blick über die vergoldete Landschaft werfen konnte, der mich für dieses Land und seine Geschichte so hoch begeistert hatte. Es ist dies das auf stolzer Höhe thronende Nationalheiligtum Arnota mit der marmornen Grabstätte des großen Woiwoden Matthäus Bassarab, des Gründers unzähliger Kirchen und Klöster. Herzlich grüßte ich von ferne jene geweihte Stätte und dankte Gott, daß er mich einstens dort hinaufgeführt.

Aus einem Walde heraustretend, in dessen Schatten wir eine Weile gerastet, sahen wir uns vor unserm Ziele, dem Nonnenkloster Dintrunlemn. Es ist ebenfalls eine Gründung des großen Bassarab. Die Anlage hat nichts Großartiges an sich, paßt aber mit ihrer Bescheidenheit vorteilhaft in die einfache, liebliche Gegend hinein. Als unser Wagen mit Geschell und Geraffel in dem äußeren Klosterhof vorfuhr, glaubte mein Begleiter, die Augen einiger Nonnen an den Fenstern gesehen zu haben. Wir traten in den inneren Hof ein. Als ich gleich zur Kirche schreiten wollte, trat uns eine Nonne in den Weg und befahl uns in die Gaststube. Wir stiegen in das schöne, in nationalem Stil gehaltene Pridwor hinauf und traten in den geräumigen, mit rumänischen Teppichen und Tüchern gezierten Empfangssaal ein. Sofort erschien die Staritza, eine altehrwürdige Dame von sympathischem Aeußern. Mein Begleiter stellte sich als Pfarrer der Baratzie von Rimnik

Das Frauenkloſter Dintrunlemn.

Der Pridwor in Dintrunlemn.

vor und mich laut Verabredung als einen Prieſter aus Bukareſt. Während von der Archondarin die Dulceatza mit dem Trunk friſchen Waſſers gereicht wurde, erzählte ich, wie es mich ſchon längſt nach dieſem Kloſter gezogen habe, und zwar wegen des „wundertätigen“ Muttergottesbildes, das in der hieſigen Kloſterkirche aufbewahrt werde. Es machte dies ſichtlich auf die fromme Kloſterfrau Eindruck und noch mehr meine Abſicht, einmal einen Aufſatz über die wundertätigen Muttergottesbilder in Rumänien ſchreiben zu wollen. Sogleich wurde Befehl gegeben, uns die Kloſterkirche zu öffnen. Das betreffende Muttergottesbild, um welches Goldflitter und nationale Stickereien hängen, iſt über einen Meter hoch, ſteht in reichem Rahmen und iſt nach orientaliſcher Art bis auf die Geſichter von Mutter und Kind, in welchen man übrigens kein Detail mehr erkennen kann, mit Silber überzogen. Als König Karl in den erſten Jahren ſeiner Regierung das Kloſter beſuchte, ließ er das Bild durch einen Künſtler abzeichnen. Durch allerhöchſte Vermittlung kam ich in den Beſitz einer photographiſchen Kopie dieſer Zeichnung. — Bei Beſichtigung des Gotteshauſes erſtaunte ich, daß die Kirche nicht gut unterhalten war, denn wo ſonſt Frauenhände arbeiten, iſt man gewöhnt, alles ſauber und nett zu ſehen.

Eine weitere Merkwürdigkeit des Kloſters Dintrunlemn iſt eine am Hügel oben im Schatten rieſiger Bäume ſtehende Holzkapelle, welche auch vom künſtleriſchen Standpunkte aus keinen üblen Eindruck macht. Dahin und zum umliegenden Friedhof begleitete uns der würdige Kloſtergeiſtliche, der zu unſerer Begrüßung herbeigerufen wurde. Er wußte recht gut Beſcheid über die Erinnerungen, welche ſich an dieſes Heiligtum ſowie an das Kloſter Surpatele knüpfen, das er uns in der Ferne zeigte. Als wir an

einigen neuen Wohnungen vorbei in den Hof hinunterſtiegen, fiel mir ein Gymnaſiaſt auf, welcher vor den Zellen der Kloſterfrauen leſend auf und ab ging. Das Rätſel klärte ſich gleich auf, denn es war der Sohn einer Kloſterinſaſſin, der hier alljährlich bei ſeiner Mutter die Ferien verbringt. Nach den neueſten Verordnungen der Synode wird der junge Mann nun freilich einen anderen Ort für die Tage der Ruhe aufſuchen müſſen.

Bei der Kirche erwartete uns die ehrwürdige Frau Oberin, verbeugte ſich tief vor mir und bat uns, nochmals in das Gäſtezimmer zu kommen, wo der ſchwarze Kaffee bereitſtehe. Die auffallend große Freundlichkeit der guten alten Dame fand ihre Erklärung in dem von unſerm Kutſcher verübten Verrat. Dieſer hatte nämlich den Nonnen geſagt, daß ich in Bukareſt eine etwas höhere Stellung einnehme als die eines gewöhnlichen Pfarrers. Es hatte das nun zur Folge, daß ich mich mit meinem vollen Namen in das herbeigebrachte Beſuchsbuch eintragen mußte.

Noch lange hätte man mit der alten Oberin — ſie iſt ſchon weit über die ſiebzig — plaudern und ſie aus ihrem langen Kloſterleben mit ſeinen mannigfachen Freuden und Leiden erzählen laſſen mögen, aber der Kutſcher mahnte mit ſeinen unruhig ſchellenden Pferden zur Abfahrt. Einige Kloſterfrauen und zwei froh und luſtig ins Leben ſchauende Novizinnen begleiteten uns bis zum Wagen. Dieſer führte uns an dem ſonnigen Nachmittage an manchem reizenden Idyll, an ſchmucken Häuschen, an kleinen wie auf Stelzen ſtehenden Waſſermühlen, an ſpielenden Kindern, an pflügenden und ſäenden Bauersleuten vorüber.

Die kautſchukbereiften Räder eilten ſo ruhig über die gutgehaltene Straße dahin, daß man ſich ſo ſanft und ſo leicht in der linden Frühlingsluft zu wiegen glaubte, wie

das Vögelein, das lustig über die Wiese huschte. In der Stille der sonnigen Fahrt, wo wir selber sprachlos blieben, dafür aber Berg und Flur, Vogel- und Insektenwelt mit ihrem geheimnisvollen Singen und Summen tief zu unserer Seele sprechen ließen, tönte plötzlich das Gekreisch dreier halberwachsener Zigeunermädchen und zweier kleiner Zigeunerbuben an unser Ohr. Sie jagten dem Wagen nach und bettelten ein Almosen. Ich ließ sofort anhalten und wollte diese Kinder der Natur im Bilde mitnehmen.

Kaum hatte ich aber meinen Kodak ausgezogen, so entflohen sie alle in den nächsten Acker. Nur nach langen Verhandlungen und Versprechungen, und nachdem sie ihre Eltern herbeigerufen hatten, wagten sie sich wieder in die Nähe. Zitternd faßten sie sich bei den Händen und erwarteten mit Angst und Bangen den entscheidenden Augenblick, immer fürchtend, das schwarze Kästchen könnte sich schließlich doch als eine Mordwaffe entpuppen. Als ich aber nach verrichteter Tat das geheimnisvolle Instrument zusammenklappte und der Herr Pfarrer den klingenden Lohn austeilte, da heiterten sich die angstumwölkten Gesichter zu hellstem Sonnenscheine auf. Wir stiegen ein, um dem munteren Bettelvolk rasch zu entfliehen. Die Mädchen blieben tanzend zurück; die Buben aber sprangen dem Wagen nach, bis sie uns noch eine zweite Löhnung abgerungen hatten.

Das Kloster Govora.

Die Heilbrunnen von Govora — Klosterreiche Gegend — Gewaltige Bauten — Ein angehender Kirchensänger — Der Obere und einzige Mönch — Stifterbildnisse — Alte Kulturstätte — Ein reizendes Plätzchen.

Bald übersetzten wir auf langer Brücke die Bistritza und stiegen dann eine steile Halde hinan. Die Rundsicht erweiterte sich wieder ungemein, sowohl ins Land hinaus

als auch in das Gebirge. Die Färbung des letztern war eigentümlich. Der Fuß der Berge war dunkelſchwarz, ihre Mitte ſpielte in einem tiefen Blau, an das ſich unvermittelt das Weiß des Schnees auf den Bergkuppen anſchloß. Kaum hatten wir die Waſſerſcheide überſchritten, ſo traten wir in einen herrlichen Wald, aus dem da und dort Villen und kleinere und größere Pavillons und Schattenhäuſer herausblickten. Wir waren im Gebiete des in den Sommermonaten ſtark beſuchten Govora. Wie wild jagten die Pferde die Windungen der ſchönen Straße hinunter und an den ausgeſtorbenen Villen, Hotels und Badehäuſern vorbei. Leben gab es erſt weiter unten im Dorf. Wir hielten aber auch hier nicht an, ſondern nahmen den Weg landauswärts dem Kloſter Govora zu.

Die Gegend um Rimnik-Valcea iſt wohl die kloſterreichſte von ganz Rumänien. In jedem Tal und Tälchen ſtößt man hier auf eine klöſterliche Niederlaſſung. Wie uns die Staritza im Kloſter Dintrunlemn auseinanderſetzte, erhalten dieſe Inſtitute beſonders auch von den Siebenbürger Rumänen ſtarken Zuzug. Es wurde mir einmal ſogar bemerkt, daß ſelbſt unierte Nonnen aus Siebenbürgen ſo zahlreich in den rumäniſchen Klöſtern zu finden ſeien, daß ſie zuſammengenommen ein recht gut bevölkertes katholiſches Kloſter des rumäniſchen Ritus ausmachen würden.

Nach dem letzten Höhenzug des Govoratals bogen wir rechts ab, und alsbald hoben ſich die Laternenkuppeln der Kirche und der gewaltige, weißgetünchte Eingangsturm des Kloſters Govora aus dem mit Fruchtbäumen reich beſetzten Gelände ab. Das Kloſter liegt an einem leichtböſchigen Abhang, ſo daß ſelbſt der Torweg bis in den oberſten Teil des Kloſterhofes anſteigt. Der viereckige Torturm iſt hoch und dermaßen feſt gebaut, daß er auch als

Festungsturm gedient haben kann. Rechts und links sind an den Turm die Klosterräumlichkeiten angeschlossen, welche ebenfalls auf hohen und kräftigen Unterbauten ruhen. Als einzigen Bewohner des Klosters trafen wir einen frischen Burschen, der bei dem hier angestellten Priester Unterricht nimmt, damit er im Herbst in Rimnik in die Kirchensängerschule der Diözese eintreten kann. Der Priester des Hauses oder besser gesagt der Obere des Klosters, dessen einzigen Mönch er zurzeit selber ausmachte, arbeitete oben am Berge in einem Acker. Als er aber uns im Klosterhof herumgehen sah, legte er die Hacke beiseite und kam sofort zur Begrüßung seiner Gäste herunter. Unterdessen hatten wir uns bereits den Hof genauer angesehen und die gewaltigen Ruinen und die dem Einsturze nahen Mauern und Gewölbe an der oberen Seite des Klosters in Augenschein genommen.

Der Obere, ein junger Mann, ließ sogleich die Klosterkirche aufschließen. Während wir das Gotteshaus besichtigten und die zahlreichen Inschriften zu entziffern suchten, gab er uns die notwendigsten Aufschlüsse über Gründung und Geschichte des Klosters. Dasselbe rühmt als seinen Stifter den Radu Woda und als zweiten Gründer nach gänzlicher Zerstörung den großen Kirchenbauer Matthäus Bassarab. Diese und andere Wohltäter sind nach der Landessitte in ihren Bildern hier verewigt. — Govora war aber nicht nur gewöhnliches Kloster, sondern auch eine wahre Kulturstätte, denn es befand sich hier eine Druckerei, welche im Jahre 1637 mit einem rumänischen Psalter ihre Tätigkeit eröffnete. Der Klosterobere führte uns denn auch in alte Gewölbe hinunter, wo nach der Sage die Buchdrucker ihre edle Kunst ausgeübt haben.

Hierauf wurden wir in das saubere und geräumige Fremdenzimmer geführt. Der Sängerknabeaspirant brachte

Das Kloſter Govora.

friſches Waſſer und Dulceaţa und bat uns ganz treuherzig und gut, nicht zürnen zu wollen, weil er den Kaffee noch nicht fertig habe. Mir kam dann das ſchwarze Getränk nur allzuraſch, denn mindeſtens eine Stunde hätte ich auf dem hochgelegenen Balkon des Gaſtzimmers verweilen mögen. Die Ausſchau auf das erſt hügelige, dann flach auslaufende und wieder zu bewaldeten Höhen anſteigende Land war ſchon deshalb entzückend, weil über ihm das vergoldende Schimmern und Flimmern der Abendſonne lag, welche die allüberall geſchäftigen Bauern und Bäuerinnen auf Meilen weit in ihren weißen und roten Kleidern aus ihrer Umgebung herauszauberte und vergrößerte. Ich begriff in der Tat den großen Staatsmann Bratianu, welcher dieſes Plätzchen ſo außerordentlich liebgewann, als er, einer der erſten, die Heilbrunnen von Govora benutzte. Heute noch wird in der nördlichen Ecke die ausſichtsreiche Stube gezeigt, wo er gewohnt hat und von wo aus er die Staatsgeſchäfte leitete.

Zum Schlusse führte uns der edle Gastgeber in seine eigenen Gemächer, selbst in die Küche und in die Vorratskammer. Dort lachten von einem Gestell herunter so rotbackige Aepfel, als wären sie erst gestern am frischen Baume nach einer taureichen Nacht von den glühenden Strahlen der Morgensonne geküßt worden. Auch wir mußten diese Freude und diesen Reichtum teilen, und der Obere ließ uns nicht eher ziehen, als bis einige von diesen Lieblingskindern seines Baumgartens in unseren Taschen verschwunden waren.

Als wir den Torweg zum Wagen hinunterstiegen, hatte schon die Dämmerung den ersten leichten Schleier über das Land geworfen. Bei Mondschein und Sternenhimmel zogen wir in Rimnik ein.

Bukarest, den 29. Juni 1909.

Der Torweg von Govora.

Die Stadt Husch.

2. An den Ufern des Prut.

Von Crasna nach Husch.

Langsam aber sicher — Ein Stück Italien — Die Wiege der Stadt — Corni — Nationaltänze auf dem Kirchplatz — Die Dorfschule — In der Molkerei — Rumänisierte Ungarn — Geänderte Verhältnisse — Ein Führer seines Volkes.

Auch eine Vizinalbahn hat ihre angenehmen Seiten. Wenn man es nicht zu eilig hat und auf Land und Leute Ausschau halten will, so ist sie geradezu ein ideales Verkehrsmittel. Diesen Eindruck gewann ich im Mai vorigen Jahres von der Schmalspurbahn, welche von Crasna nach Husch führt. Ich benutzte sie, weil ich mir die Stadt Husch ansehen, von dort zum Prut hinuntersteigen und dann im Wagen nach Jassy gelangen wollte.

Langsam aber sicher schleicht das Bähnchen durch das Tal hinauf und gewährt reizende Blicke auf manchen in Obstbäumen versteckten Weiler. Die beiden Stationen Alte-

nesti und Cretzesti besitzen Zwergbahnhöfe, die aber ungemein schattige und malerische Plätzchen bilden. Trotz der Winzigkeit der Anlage streckt aber hier doch eine riesig hohe Signalstange ihre herausfordernden Arme in die Luft und steht ein diensttuendes Personal da, das an gestrenger und wichtigtuender Miene es mit jenem von Weltbahnhöfen aufnehmen könnte. Vor Dobrina keucht die Maschine durch einen dichten Wald hinauf, über dessen üppiges Gestrüpp der wonnige Mai einen guten Teil seines Blumen- und Farbenreichtums ausgeleert hat. Auf der Höhe wird man von einer herrschaftlichen Villa überrascht, die in einem gutgepflegten Weinberg steht; dann durchschnaubt die Bahn einen tiefen Einschnitt und entzückt nun plötzlich das Auge mit einem Blick auf eine Gegend hinab, wie man sie sich lachender nicht vorstellen kann. Man könnte glauben, ein Stück des wein- und gartenreichen Italiens zu seinen Füßen zu haben. In weitem Bogen und die Zickzackstraße mehrmals schneidend, steigt die Bahn in dieses Paradies hinunter, aus welchem die Türme und Kuppeln der Stadt Husch in der Morgensonne aufglitzern. Rechts und links wird dieser Fleck Erde von dunkeln formenreichen Höhen umrahmt und mündet uns gegenüber in eine weite Ebene aus, die von den Wassern des Prut bespült wird.

Am Bahnhof erwartete mich Herr Pfarrer Just, ein bayerischer Franziskanerpater, der die große katholische Pfarrei von Husch und Umgebung versieht. Da ich zum ersten Male diese rumänische Provinzstadt besuchte, gab der Herr Pfarrer dem Wagenlenker derartige Weisungen, daß ich sogleich die hauptsächlichsten Straßen und öffentlichen Gebäude sowie das Treiben auf dem Marktplatze und in der neuen Verkaufshalle zu sehen bekam. Besonders interessierte mich die orthodoxe Kathedralkirche und die neben-

anstehende bischöfliche Residenz. Die schöne Anlage, welche von Jahrhundertbäumen umschattet wird, gilt als die Wiege der Stadt und wird als der Punkt betrachtet, um welchen sich ihre ganze Geschichte dreht. Hier baute der Woiwode Stephan der Große ein Residenzschloß und stiftete 1495 die Kirche, welche dann 1592 mit der Gründung des Bistums Husch zur Bischofskirche erhoben wurde. Mehrfach hatte sie unter den Einfällen und den Kriegshorden der Türken zu leiden.

Bald waren wir an der Stadtgrenze angelangt; wir übersetzten auf einer schlecht unterhaltenen Brücke einen schmutzigen Bachlauf und fuhren in das katholische Dorf Corni ein, das eine Art Vorstadt von Husch bildet. Nach kurzer Fahrt an recht schmucken Häuschen vorbei, aus welchen da und dort freundlichst gegrüßt wurde, erreichten wir die Pfarrkirche, vor welcher sich ein riesig großer Hof ausdehnt, dessen Eintönigkeit ein malerischer Brunnen mit langspeichigem Ziehrad unterbricht. Der Pfarrer erklärte sofort als einen Hauptvorteil des Hofes, daß er gerade groß genug sei für die Nationaltänze, welche jeden Sonntag nach dem Nachmittagsgottesdienste unter den Augen des Geistlichen und der ganzen Gemeinde von dem tanzlustigen Volke aufgeführt werden. Es soll ein malerisches Bild sein, wenn die weitgespannte, abwechselnd von Burschen und Mädchen gebildete Kette sich zum Takte der Lautari, welche im Mittelpunkt der Gruppe ihre melancholisch-leidenschaftlichen Weisen spielen, dreht und sich bald enger schließt und bald wieder bis zum Platzen spannt. Mit eben so großer Wonne, wie die Jugend tanzt, erfreuen sich sowohl die Kinder als die Alten stundenlang an dem Anblick des sich beständig bewegenden Bildes.

Das Wetter war günstig, und da mich die Nachtfahrt

von Bukareſt her nicht ermüdet hatte, ſo drängte ich ſchon vormittags zu einem Gang durch das Dorf. Außerordentliches war dabei nicht zu ſehen, aber doch wurde das Auge in der Umfriedung manches Bauernhofes durch ſchöne Idylle ergötzt, in welchen Mutter und Kinder die Hauptperſonen, Hunde, Katzen und Hühner die Staffage, und Ziehbrunnen, ſchattige Lauben und Bäume die Umrahmung bildeten. Wir ſtiegen bis zum höchſten Punkte des Dorfes hinauf, wo der neue Friedhof angelegt iſt und von wo man nach Jepureni hinüberſieht, zu welcher Landgemeinde Corni politiſch gehört. Auf dem Rückwege machten wir halt bei der ſtaatlichen Dorfſchule. Dieſe iſt in einem Bauernhauſe untergebracht. Die Kinder, Knaben und Mädchen, ſaßen in der dumpfen Stube ſo enge, wie ich etwas Aehnliches noch nicht geſehen hatte. Hier ſind Lehrer und Kinder gleichmäßig zu bedauern. Aber heiterer Sinn herrſchte doch in der jungen Schar, und man konnte ſeine helle Freude an der Begeiſterung haben, mit welcher die Kinder einige Vaterlandslieder herunterſangen.

Einige Häuſer weiter lud mich der Pfarrer zur Beſichtigung einer Molkerei ein, welche Eigentum einer Genoſſenſchaft von Bauern iſt. Die Einrichtungen ſind allerdings ſehr primitiv, aber an Reinlichkeit fehlte es wenigſtens nicht. Für die Güte der in dieſer Hütte verarbeiteten Butter wurde als Hauptbeweis ins Treffen geführt, daß dieſelbe faſt ausſchließlich vom großen Zuckerbäcker Riegler in Bukareſt aufgekauft werde. Eine beſondere Freude machte es mir, in das Wohnhaus des Sennen einen flüchtigen Blick werfen zu können. Wie war ich erſtaunt über die Sauberkeit in der einfachen, aber geſchmackvoll eingerichteten Bauernſtube! Und wie kommt da noch der fromme Sinn des Volkes zum Ausdruck, wo das Kruzifix den

Eine rumänische Hora.

Ehrenplatz einnimmt und wo die Wände ringsum mit Heiligenbildern geziert sind! Ich sagte mir, in diesem Hause herrscht Gottesfurcht.

Davon, daß nicht nur in dieser Häuslichkeit, sondern überhaupt in der katholischen Pfarrei Husch religiöser Sinn und ein kräftig entwickeltes kirchliches Leben herrscht, bekam ich am Abend einen sprechenden Beweis. Nachdem wir nachmittags in der Vorstadt Cotroceni einige Weinbauern besucht und hernach einen großen Teil der Rebgelände durchwandert hatten, wobei ich mir die Art des hiesigen Weinbaues erklären ließ, kamen wir abends gerade rechtzeitig zur Maiandacht nach Hause. Die sehr geräumige Pfarrkirche, welcher aber leider elegante architektonische Verhältnisse abgehen, war zur Abendandacht weit über die Hälfte mit Gläubigen besetzt. Mächtig rauschte die Orgel durch die weiten Hallen, und das Volk sang mit Begeisterung in rumänischer Sprache die lauretanische Litanei.

Diese katholischen Bauern, unter welche ich mich nach der erbauenden Andacht im Hofe gemischt habe, sind ungarischer Abstammung, verstehen aber die Sprache ihrer ursprünglichen Heimat nicht mehr, sondern sind sprachlich vollständig rumänisiert. Die Geschichte dieses kleinen Völkleins verfassen, das heute in Husch und Umgebung über 3000 Seelen zählt, hieße einen Hauptteil der Geschichte der Stadt Husch schreiben. Seine Anfänge sind in den Hussiten zu suchen, welche in der Mitte des 15. Jahrhunderts aus Ungarn fliehen mußten und in der Moldau Schutz und Unterkunft gesucht und gefunden haben.

Dem berühmten Erzbischof Bandinus, welcher 1646 über seine Visitationsreise in der Moldau an den Papst einen hochinteressanten Bericht geschrieben hat, verdanken wir die erste eingehende Schilderung von Land und Leuten

in Husch. Dieser katholische Prälat traf am Abend des 2. November von Jassy kommend in Husch ein und blieb dort volle vier Tage. Mit beredten Worten schildert er die liebliche Lage der Stadt, welche man nach seinem Vorschlag Dreihügelstadt nennen könnte. Dann verbreitet sich der apostolische Administrator über den hiesigen Weinbau und die Vorzüglichkeit seiner Erzeugnisse, ermangelt aber dabei auch nicht, die unheilvollen Wirkungen des köstlichen Rebensaftes auf den Pfarrer und die ganze Bewohnerschaft zu schildern. Bei der Visitation stellte Bandinus verschiedene Mißbräuche ab und ließ beispielsweise bei dem Hochamte die ungarischen Meßgesänge durch die liturgischen, lateinischen ersetzen. Wir verdanken ihm auch eine Statistik der Katholiken von Husch und die Namen der damals lebenden 124 Familienhäupter. Wie sich aus der Arbeit des Domherrn Auner in Bukarest über die Geschichte der Ungarn in Rumänien ergibt, besitzen wir so viele geschichtliche Quellen, daß sich die Bewegung der ungarischen Katholikenzahl der Moldau vom Ende des 16. Jahrhunderts bis in die neueste Zeit hinein verfolgen läßt. Die erste Statistik verdanken wir Quirini, der für Husch 72 Familien mit 435 Seelen angibt; letztere Zahl war bis zur Zeit des Bandinus bereits auf 682 gestiegen. Am tiefsten sank die Ziffer zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wo die Kriegs- und Türkennot am drückendsten wurde.

Bandinus berichtet unter anderem auch, daß in Husch die Katholiken zahlreicher waren als die Rumänen, daß sie diesen erlaubten, den untersten Teil der Stadt zu bewohnen und daß endlich die Würde des Schulzen abwechselnd einem Rumänen und einem Ungarn verliehen wurde für die Amtsdauer von je einem Jahre. In welcher Weise sich in der Folgezeit diese Verhältnisse geändert haben,

wurde mir am kommenden Morgen klargemacht. Da ich an meinem Vorhaben festhielt, den Weg von Husch nach Jassy im offenen Wagen zurückzulegen, so bot sich der Herr Pfarrer an, mich bis zu seiner Filialgemeinde Raducaneni zu begleiten, welche 45 Kilometer von der Mutterkirche abliegt und für mich die Hälfte des Weges nach Jassy war. Der hochwürdige Pater wählte nun den Weg so, daß wir durch das Bulgarenviertel der Stadt Husch fuhren und so bei einem Platze vorbeikamen, der den Katholiken von Corni gehört. Der Herr Pfarrer ließ mich aussteigen.

Der Platz ist nicht gerade sehr groß, besitzt aber eine schöne Lage über dem Tale. Hier stand in alten Zeiten die katholische Pfarrkirche von Husch. Als diese baufällig geworden war, wurden bauliche Verbesserungen verhindert, und als sie später abbrannte, verbot der orthodoxe Stadtbischof deren Wiederaufbau mit dem Hinweis, daß die Kirche in Corni genüge. Um ihr gutes Recht auf diese Stätte vor aller Welt zu betonen, fuhren die Katholiken fort, sie als Begräbnisstätte zu benutzen, und seitdem auch dies untersagt ist, wallen sie alljährlich am Antoniustage hierher, ihrer Toten in dieser geweihten Erde zu gedenken.

Während wir an den Vorstadthäusern der Bulgaren, welche sich auch hier wie anderwärts in Rumänien mit Gemüsebau beschäftigen, vorbeifuhren und die neue Straße kreuzten, welche zum orthodoxen Friedhof gebaut wird, kam der Pfarrer, an die geschichtlichen Erinnerungen anknüpfend, auf die jetzigen Beziehungen zwischen Katholiken und Behörden zu sprechen und glaubte sagen zu müssen, daß diese ganz annehmbar seien. Pater Just muß ein wirklicher Führer seines Volkes sein, denn zur Zeit der großen Bauernrevolution vom Frühjahre 1907 wußte er jede Teilnahme seiner Bauern an Gewalttaten zu verhindern.

Digitized by Google

Der Grenze zu.

Trostlose Gegend — Bei Herrn Cerchez — Ein Riesentumulus — Am Flusse — Fremde Welt — Traurige Reste.

Das geistige Wiederauflebenlassen der Schrecken aus der Zeit der Bauernunruhen legte sich mir ziemlich schwer auf das Gemüt. Und doch hätte ich mir heute um so mehr eine freudige Stimmung gewünscht, als die Gegend trostlos war und trotz des sie erwärmenden und färbenden Sonnenscheines Herz und Auge nicht zu gewinnen vermochte. Die Straße bewegte sich anfänglich zwischen öden Hügeln hin, welche da und dort einen schmutzigen Tümpel umschließen, und mündete endlich in das flache Pruttal aus, in welches unsere Pferde raschen Schrittes hinuntersprengten. Die Ebene macht stellenweise den Eindruck der Fruchtbarkeit. Das Einförmige der Talhalden wird bisweilen unterbrochen durch Schafherden und durch das auffallende Weiß der aus hohem Schilf gebildeten Hürden.

Kaum waren wir auf der Talsohle angekommen, so ließ der Pfarrer rechts abschwenken und dann an einem Friedhof und einem kleinen Kirchlein vorüber schnurgerade auf den Gutshof des Herrn Cerchez in Risesti zufahren. Bald befanden wir uns in einem ganzen Gewirr von Stallungen, Speichern und Schuppen und hielten bei einer schwarzverwetterten Bretterwand an, durch welche eine einfache Ladentüre führte. Nach meiner Meinung konnte hier unmöglich der Eingang zum Herrschaftshause sein. Und doch war es so. Kaum waren wir aber hinter der Bretterwand verschwunden, so traten wir auch schon in einen hellen Gang ein, der auf eine grünumrankte Veranda mit Blick auf ein allerliebstes Gärtchen ausmündet. Bewillkommt wurden wir von dem alten Gutsherrn mit wei-

ßem Haar und einem kräftigen Knebelbart. Der Bart zusammen mit dem knochigen Gesicht und den lebhaften Augen gaben Herrn Cerchez das Aussehen eines alten Haudegen. Ein solcher war er auch früher wirklich im parteipolitischen Leben und Treiben, wie mir der Pfarrer schon vorher gesagt hatte. Herr Cerchez bekleidete einst Würden und Aemter, hat sich aber jetzt vom öffentlichen Leben zurückgezogen und lebt nur noch der Verwaltung seines Besitztums.

Die Begrüßung war nicht herzlich im landläufigen Sinne des Wortes, wohl aber männlich und bieder, ohne unnütze Worte und Bücklinge. Der Gutsherr ließ uns gleich in sein einfaches, national ausgestattetes Arbeitszimmer eintreten und befahl bei der Dienerin die landesübliche Erfrischung für die Gäste. Eine Unterhaltung war bald im Gange, und es plauderte sich außerordentlich lieb und gesellig in dem heimeligen Stübchen. Nach kurzer Zeit wurde der alte Herr warm, als er von seinen hiesigen Verhältnissen und namentlich von den geschichtlichen Ereignissen erzählte, welche sich an diesen Boden knüpfen. Besonders sprach er von der großen Schlacht am Prut beim Dorfe Stanilesti, das man durch das Zimmerfenster gegen Süden erblickte. Herr Cerchez entwickelte dabei den geschichtlichen Zusammenhang, wie der Schwedenkönig Karl XII. nach der am 8. Juli 1709 an die Russen verlorenen Schlacht bei Pultawa zu den Türken floh und bei diesen mit Erfolg zum Kriege gegen Peter den Großen schürte. Zar Peter verbündete sich aber mit dem moldauischen Fürsten Cantemir, und gerade hier am Prut kam es am 19. und 20. Juli 1711 zur Schlacht. Diese hatte für die Russen einen derartig unglücklichen Ausgang, daß sie sich von den Türken in Husch den Frieden erkaufen und Asow herausgeben mußten. Das alles wurde so frisch erzählt und die verschiedenen

Bewegungen der Heeresteile derart erläutert, daß man hätte glauben können, Herr Cerchez hätte damals selber eine Abteilung befehligt.

Beinahe noch mehr als dieses Schlachtfeld zog mich der kolossale Tumulus an, welcher sich nördlich von den Wirtschaftsgebäuden des Herrn Cerchez aus dem Pruttal erhebt. Mein Auge war an diese merkwürdigen, von Menschenhand aufgeworfenen Erdhügel von der Dobrogea her, wo man sie zu Hunderten beobachten kann, gewöhnt, aber ein so riesiggroßes Exemplar hatte ich noch nicht gesehen. Wir fuhren direkt durch die Dorfweide auf die Movila zu, wie man derartige Hügel auch hier nennt, und bestiegen dieselbe. Dieser Tumulus hat insofern eine eigentümliche Form, als um den konischen Kern ein hoher und breiter Erdwall gelegt ist. Von weitem bemerkt man dies nicht, und erst, wenn man auf halber Höhe des Hügels steht, schaut man in den breiten Wallgraben hinab, aus welchem der Mittelkern aufsteigt. Von der Höhe aus hat man eine weite Rundsicht; allsogleich bemerkt man auf der andern Seite des Prut im Lande drinnen einen ähnlichen Erdhügel. Daß über Entstehung und Zweck unseres Tumulus allerlei Vermutungen aufgestellt wurden, und daß man durch Probelöcher das Innere desselben erforschen wollte, versteht sich wohl von selbst. Zu einem sichern und abschließenden Ergebnis ist man bisher nicht gekommen. So steht es immer noch jedermann frei, das Riesenwerk den Skythen oder den Mongolen oder einem andern Volksstamme zuzuschreiben und in demselben ein Grabdenkmal oder eine bloße Signalstation zu erblicken.

Wir suchten jetzt wieder auf die Landstraße zu kommen und jagten dann auf dieser der Gemeinde Dranceni zu, wo wir in dem sehr belebten Weiler Branza den Prut

erreichten. Schon von weitem sah man die Schiffsmaste aufsteigen. Zu Fuß schlenderten wir an den von Juden gehaltenen Kaufläden vorbei und durch eine ganze Karawane von Bauernwagen hinunter an die Ufer des Grenzflusses zwischen Rumänien und Rußland. Die vielen Schleppschiffe an dieser Stelle sowie der Ponton der sog. gemischten (rumänisch-österreichisch-russischen) Prutkommission wiesen auf eine Art Hafen hin, in welchem die Großgrundbesitzer und Bauern ihre Waren und Produkte zur Weiterbeförderung auf dem Prut verladen lassen können. Die Wasser schleichen zwar nur langsam dahin, aber der hohe Damm läßt uns leicht erraten, daß der Prut auch mit Macht heranbrausen und Hafen, Dorf und Tal mit alles verheerender Ueberschwemmung bedrohen kann. Gerade am Ende des Dammes, wo uns der Wagen wieder zur Weiterfahrt erwartete, hatten die Fluten bereits derart das Ufer unterspült, daß die Landstraße in Gefahr kam und verlegt werden mußte.

Die richtige Reisestimmung, die bei meinen bisherigen Fahrten durch Rumänien durchwegs eine frohe und freudige war, wollte sich immer noch nicht einstellen. Das Prutal wirkte melancholisch, und ich fühlte mich wie außerhalb Rumäniens. Mein Auge sah heute keine lachenden Gefilde und Dörfer, denn die russischen Weiler über dem Fluß drüben kamen mir gerade so düster vor wie die russischen Grenzwächter und ihre dunkelrotgestrichenen Wachthäuser; selbst am diesseitigen Ufer sahen die Menschen fremd und unrumänisch aus, weil ihnen die schöne nationale Tracht beinahe vollständig abging. Ich war recht froh, als der Weg aus dem Tale abbog und durch ein Dorf aufwärts führte. In diese sumpfige und tümpelreiche Gegend müssen offenbar die Störche ihr Paradies verlegen, denn auf jedem

Hause und auf jeder Hütte haben sie sich hier mit einem Neste niedergelassen und klappern sich und den Leuten unaufhörlich ihre hölzernen Weisen zu.

Oben am Ende des Dorfes machten wir einen kleinen Halt, denn ich wollte photographisch ein altes, nach allen Seiten schwankendes Bretterkirchlein festhalten, das nicht

Schafhürde im Prutgebiet.

weit vom Wege lag. Wenn schon diese Art Gotteshäuser, die in ihrer Architektur ein Hohn auf alle Kunst sind, verschwinden, kann man sich darüber nur freuen.

Etwas später begegneten wir den traurigen Resten niedergebrannter Speicher, welche im Frühjahr 1907 zur Zeit der Bauernrevolution der Leidenschaft der Dorfbewohner zum Opfer gefallen waren. Endlich öffnete sich wieder ein hübsches Tal, aus dem von links oben herunter ein in Grün versteckter Herrschaftssitz und ein malerisch gelegenes Dörfchen grüßte; bald kam auch die große Ort-

ſchaft Raducaneni in Sicht, welche für heute unſer Reiſeziel bildete. Statt um 12 Uhr, wie wir gerechnet hatten, langten wir hier erſt um 2 Uhr an.

In Raducaneni.

Söhne Iſraels — Im Diſtriktsſpital — Pellagrakranke — Das Schloß — Sereno aut nubilo, sospes — Maiandacht.

Mein Begleiter findet ſich natürlich hier zurecht wie bei ſich zu Hauſe, denn Jahre lang hatte er von Huſch aus die hieſigen Katholiken, etwa 950 an der Zahl, verſehen. Seit einiger Zeit weilt aber jetzt in Raducaneni beſtändig ein katholiſcher Prieſter; dies verlangte eine intenſivere Paſtoration, welche bei der großen Entfernung der Filiale von der Mutterkirche unmöglich war. Infolge ſeiner Ortskenntnis ließ mein Begleiter den Roſſelenker einen ſolchen Weg einſchlagen, daß ich ſchon bei der erſten Durchfahrt einen guten Einblick in den Marktflecken bekommen konnte. An der Hauptgaſſe wechſeln die Verkaufsläden mit den Handwerkerſtätten ab, welche ebenfalls wie jene gegen die Straße zu offen ſind. Es bedarf keines beſonders geübten Auges, um ſofort herauszufinden, daß die Großzahl dieſer Händler und Handwerker Söhne Iſraels ſind, und auf dem kleinen Marktplatze kommt man vollends zur Gewißheit, daß hier der Jude tonangebend iſt. Richtig erklärt mir auch der Herr Pfarrer, daß Raducaneni nicht nur eine, ſondern mehrere Synagogen beſitze. Der ſtark jüdiſchen Bevölkerung und ihrem Einfluſſe iſt wohl auch die traurige Tatſache zuzuſchreiben, daß in dieſer Gegend bei den Nichtjuden die kleidſame nationale Tracht ſtark zurückgegangen iſt. Dieſe verlangt eben unendlich mehr Arbeit, Zeit und Geld, als der blumige, aber lumpige Schürzen- und Rockſtoff, den der Jude ſeinen Kunden um einen Spottpreis anbieten kann.

Gleich am Platze steht die katholische Kirche und die neue Priesterwohnung, welche Hochwürden P. Leo, ein Franziskaner niederländischer Nationalität, bewohnt. Man könnte glauben, ein Ort wie Raducaneni besitze keine Sehenswürdigkeiten; es waren aber doch zwei da, welche mich in hohem Grade interessierten. Die erste war das Distriktsspital. Nachdem wir uns von der langen und ermüdenden Wagenfahrt etwas erholt hatten, schlug der liebenswürdige Pater einen Spaziergang zu Dr. Spiru Dragosch vor, den er als einen sehr menschenfreundlichen Mann lobte und von dem er wissen wollte, daß ihm mein Besuch Freude machen würde. Ich glaubte, der Herr Doktor würde in einem Privathause des Dorfes wohnen, war aber äußerst angenehm überrascht, als wir in einen schön umfriedeten Park eintraten, durch dessen üppiges Blätterwerk einige Pavillons guckten. Wir waren beim Distriktsspital, in dessen Garten auch das schmucke Wohnhäuschen des leitenden Arztes steht. Gleich nach der Begrüßung drückte ich Herrn Dragosch meine Freude darüber aus, einmal in einem solchen Landspital zu sein, und äußerte ihm meinen lebhaften Wunsch, die Anstalt besichtigen zu dürfen. Bereitwilligst wurde entsprochen. Wir schritten durch den Park dem Hauptgebäude zu. Ueberall herrschte Totenstille, und im großen Garten war kein Mensch zu sehen. Es war dies daraus erklärlich, daß sich die Kranken laut Tagesordnung bereits vor einer halben Stunde aus dem Garten zurückziehen und in oder neben ihrem Bette den Nachmittagsbesuch des Arztes abwarten mußten. Im Hauptgebäude hatte man sofort den Eindruck der Ueberfüllung, denn selbst im Korridor lagen auf Betten oder Matratzen Kranke. Im ganzen waren 35 Personen im Spital untergebracht. Wir gingen von Bett zu Bett.

Die Mehrzahl der Kranken litt an Pellagra, welche bekanntlich überall da verbreitet ist, wo sich das Volk fast ausschließlich von Mais ernährt. An und für sich ist diese Nahrung unschädlich, sie wird aber verhängnisvoll, sofern unreifer, schlechtgetrockneter oder halbfauler Mais verwendet wird. An diesem bildet sich nämlich ein gesundheitsschädlicher Pilz, welcher in den Leib eingeführt die Krankheit der Pellagra hervorruft. Herr Dragoſch erklärte mir an seinen Patienten die verschiedenen Stadien der Krankheit. Zunächst entstehen auf der Haut, namentlich auf dem Handrücken und den Armen rosenartige, bräunlich rote Flecken. Diese waren sogar schon bei einem Säugling zu sehen, welchem die Mutter, wie sie selbst eingestand, Maisbrei gegeben hatte. Während die Krankheit in dieser ersten Phase, namentlich bei jungen Leuten und bei rascher Behandlung, mit Erfolg bekämpft werden kann, wird sie in ihren spätern Stadien, in welchen starke Störungen zuerst der Ernährungsorgane und dann auch des Nervensystems eintreten, völlig unheilbar. Mehrere Patienten im Spital litten infolge dieser Krankheit an solch starkem Schwindel, daß sie kaum mehr stehen konnten, und einer von ihnen war bereits völlig geistig umnachtet. Dafür, daß die Bedauernswerten hier gute Pflege finden, bürgt das gute Herz des Arztes. Ueberall im Hause, in den Krankensälen, im Operationszimmer und in der Küche herrschte tadellose Ordnung und eine peinliche Reinlichkeit. Diese kann sicherlich nur mit einer gewissen Strenge und Energie durchgeführt werden, da ja die meisten Kranken der Bauernsame und der niedern Handwerkerklasse angehören.

Als wir noch die Familie des Herrn Dragoſch, der schon seit vielen Jahren seine aufopfernde Tätigkeit dem hiesigen Landspital widmet, begrüßt hatten, ging es über

Das Spital in Raducaneni.

die Allmend hinauf zur zweiten Merkwürdigkeit des Ortes, zum Schloß des Großgrundbesitzers. Das Gebäude ist von weitem nur schwach sichtbar, denn mächtige Pappeln grenzen dessen Terrasse gegen Norden ab; rechts und links vom Schlosse, das über dem Tale etwas linksab vom Dorfe thront, stehen riesengroße Parkbäume, und im Hintergrund steigt dunkler Wald empor, der dem ganzen Bilde eine feierliche und majestätische Stimmung aufdrückt. Da sowohl der Pfarrer von Husch als auch der Priester von Raducaneni mit der Herrschaft gut bekannt sind, so durfte man der Einladung des Kastellans zur Besichtigung des Schlosses ohne Bedenken folgen.

In den wahrhaft fürstlichen Empfangssälen fielen mir besonders die vielen Bilder und Porträts auf, welche Begebenheiten oder Mitglieder aus dem serbischen Königshause der Obrenowitsch zur Darstellung brachten. Besonders zahlreich sind die Bilder des Königs Milan und sei-

ner Gemahlin Natalie. Ich wurde aber sofort über die engen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Königshause und der alten Bojarenfamilie des Schlosses aufgeklärt; meine Begleiter waren in der Familiengeschichte des Hauses gut unterrichtet. In den Gemächern der Dame des Hauses wurde ich überrascht von vielen Heiligenbildern, von einer Lourdesstatue und von mehreren katholischen Gebetbüchern und Rosenkränzen. Sehr interessant war auch ein Gang durch das Hochgeschoß, wo die Räume für die Gäste, die große Gesindestube und eine merkwürdige Kleiderkammer, wie sie in alten Zeiten üblich waren, angeordnet sind. Hierauf traten wir in den Park hinaus, wo man es offenbar auf eine ziemlich vollständige Sammlung aller im hiesigen Klima fortkommenden Baum- und Straucharten abgesehen hatte. Hart hinter dem Hause ist der Blumengarten, an den sich ein Gewächshaus von großen Verhältnissen anschließt; es muß besonders die Bestimmung haben, die vielen in großen Holzkübeln gepflanzten Orangen- und Zitronenbäume zu überwintern, welche im Sommer die nächsten Zier- und Spazierwege schmücken. Endlich setzten wir uns auf die Veranda, vor welcher zur Zeit des Sommeraufenthaltes der Herrschaft ein Wasserspiel durch sein frohes Plätschern die Stille und Ruhe angenehm unterbricht.

Pfarrer Just machte mich auf das an der Fassade des Schlosses angebrachte Wappen aufmerksam oder vielmehr auf die interessante lateinische Devise desselben: Sereno aut nubilo, sospes. Die lateinkundige Gesellschaft machte sich sogleich an die sprachliche Uebertragung des geistreich klingenden Spruches; in diesem edeln Wettbewerb siegte der Bayer mit der gewiß höchst originellen, aber treffenden Uebersetzung: „Es ist mir alles wurst.“ Lange plauderte man auf der herrlichen Plattform und philosophierte über

die Vergänglichkeit menſchlicher Größe und irdiſchen Ruhmes, die einſt auch an dieſer hiſtoriſchen Stätte Triumphe gefeiert hatten.

Wir hätten wohl noch lange mit unſerem Geſchwätz die Weltlage verbeſſert, würde uns nicht die Abendglocke zur Maiandacht gerufen haben. Bei dieſer wurde ich ſehr erbaut ſowohl durch die große Anzahl der Andächtigen, unter welchen wohl die Hälfte Männer waren, als auch durch das Abbeten des Roſenkranzes in rumäniſcher Sprache. Noch nirgends habe ich ſo langſam, ſo deutlich und entſchieden von einer verſammelten Gemeinde beten hören wie hier in der katholiſchen Kirche von Raducaneni.

Nach Jaſſy.

Getäuſchte Erwartung — Wildes Rennen — Die moldauiſche Hauptſtadt — Socola — Die Cetatzuia — Unvergeßlicher Anblick.

Andern Morgens um 7 Uhr ſtand der Wagen bereit. Herr Dragoſch hatte mir denſelben zur Fahrt nach Jaſſy zur Verfügung geſtellt. Fünf junge Reiter aus der Gemeinde baten um die Gunſt, mich ein Stück weit begleiten zu dürfen. Ich verabſchiedete mich von meinen Freunden, den beiden geiſtlichen Herren, und gab das Zeichen zum Aufbruch. Natürlich erwartete ich, daß ſowohl Kutſcher als Reiter in hellem Galopp durch das Dorf ſprengen würden; ich täuſchte mich jedoch gründlich, denn im feierlichſten Schritt wurde ich wie ein Schauſtück durch die Dorfſtraßen geführt; erſt beim letzten Hauſe ging es los, dann aber allerdings in ſo wilder Jagd, daß ich buchſtäblich durch die aufgeſtampfte Straße in eine Staubwolke eingehüllt war. Schließlich war ich recht froh, als die Steilheit des Weges dem wilden Treiben und Rennen für einige Zeit ein Ende machte. Später begann die Wettjagd auf ein neues und,

obschon das Dorf Cozia an den beiden Hängen eines Tälchens liegt, rasten doch die Pferde wie wild die Dorfstraße hinunter und hinauf. Dann ging es endlich wieder bedächtiger auf einer stark fallenden und durch Regengüsse ausgeschwemmten Straße in die Prutebene hinab oder vielmehr an dessen Nebenfluß Jija, wo ich nach dem zweistündigen Ritt mit den wackern Burschen Abschied feierte und sie in ihr Heimatsdorf entließ.

Mein Wagen rollte noch einige Zeit auf der staubigen Ebene dahin, führte nachher links immer mehr und mehr aufwärts, kreuzte dann einen gutgepflegten Pflanzgarten und kam endlich auf der waldumkränzten Rampe an, welche gegen Süden das breite Tal absperrt, welches sich von Jassy östlich bis an die russische Grenze erstreckt. Hier ließ ich anhalten, denn dieses Bild wollte ich nicht so rasch an meinem Auge vorüberziehen lassen, wie die gestern und heute gesehenen. Diese Aufmerksamkeit verdiente schon die alte moldauische Hauptstadt Jassy, deren Häusermeer in westlicher Richtung sichtbar wurde. Deutlich unterschied man die Hügel, auf welche sie gebaut ist, und erkannte Türme und Kuppeln, welche ihr Bild beleben und an ihre glorreiche Geschichte erinnern. Eiligen Schrittes trabten dann die Pferde talwärts der Stadt zu und um 1 Uhr überrumpelte ich unangemeldet meinen Amtsbruder, den katholischen Erzbischof-Bischof Camilli und dessen Generalvikar Malinowski mit meinem Besuche.

Da ich erst abends 9 Uhr einen geeigneten Zug zur Rückfahrt nach Bukarest hatte, wollte ich diesmal in Jassy die Zeit zu einem Ausfluge benutzen, nach welchem ich mich längst gesehnt hatte. In der Nähe der moldauischen Hauptstadt bestand seinerzeit das Kloster Socola. Später wurde darin das orthodoxe Seminar untergebracht. Die

Klosterkirche besaß ein altes Muttergottesbild, das öfters, namentlich aber zur Zeit der österreichischen Okkupation geträänt haben soll. Der orthodoxe Bischof Melchisedech von Roman, welcher als junger Kleriker längere Zeit an Ort und Stelle war und jeden Betrug für ausgeschlossen hielt, veröffentlichte über das betreffende Bild und über die mit ihm zusammenhängenden wunderbaren Vorkommnisse eine größere Arbeit. Da ich diese Schrift gelesen hatte und an der Sache großes Interesse fand, wünschte ich die Kirche zu sehen, in welcher das merkwürdige Muttergottesbild aufgestellt war. Gegenwärtig ist es nicht mehr dort, sondern es wurde in die orthodoxe Metropolitankirche von Jassy übertragen. Wider Erwarten ging mein Herr Kollege auf meinen Wunsch ein und fuhr mit mir und seinem Generalvikar nach Socola. Das alte Kloster ist sozusagen spurlos verschwunden, und an dessen Stelle ist eine Reihe von Einzelhäusern getreten, in welchen Nervenleidende und Geistesgestörte Unterkunft und Pflege finden. Mitten unter diesen Neubauten steht aber noch als ein Wahrzeichen aus alter Zeit die Klosterkirche. Leider war das Gotteshaus geschlossen, und alle unsere Bemühungen, jemanden ausfindig zu machen, der uns hätte öffnen können, waren umsonst. Ich mußte mich schließlich begnügen, von dem Aeußern der Kirche eine photographische Aufnahme zu machen.

Wenn wir in Socola nicht auf unsere Rechnung kamen, so hatten wir mehr Glück mit der Cetatzuia. Da nämlich noch genügend Zeit zur Verfügung war und der Kutscher versichert hatte, den Weg zur Burg gut zu kennen, schlug ich eine Fahrt auf den von einer herrlichen Kirche gekrönten Hügel der Cetatzuia vor. Weil von uns noch niemand oben war, wurde mein Gedanke sofort gebilligt. Wir fuhren also aus dem Tale heraus, in welchem Socola

liegt, bogen um die Ecke und ſtiegen in dem folgenden engen Seitentälchen den ſchmalen Weg aufwärts. Durch den gewaltigen Turmbogen, über dem ein rieſiges Wappen prangt, traten wir in das Geviert des geräumigen Hofes ein. Wohl intereſſierten uns die Ruinen eines herrlichen gotiſchen Saales, deſſen Kreuzgewölbe einzuſtürzen drohen, und die vornehme Architektur der außen reichgegliederten Kirche, aber nichts feſſelte uns ſo ſehr, wie der Blick auf die uns zu Füßen liegende Stadt. Die Abendſonne vergoldete die aufglitzernden Dächer, Kuppeln und Zinnen und ſtrahlte wider aus Hunderten von Fenſtern. Es war ein unvergeßlicher Anblick!

Kloſter Einſiedeln, den 3. September 1910.

Die Kloſterkirche Socola.

Ansicht von Sinaia.

3. Eine Audienz im Königsschlosse Pelesch.

Das Eldorado der Karpathen.

Ein Telegramm — Sinaia — Das Kloster — Wundervolle Anlagen.

Telegraphisch wurde ich von Sinaia durch den königlichen Adjutanten Grazowski verständigt, daß mich Seine Majestät der König Karl am Freitag den 12. August mittags 12 Uhr im Schlosse Pelesch empfangen werde. Diese Nachricht überraschte mich insofern, als erst tags zuvor mein Gesuch um eine Audienz an den Hofmarschall abgegangen war. Ich nahm also in Bukarest am Freitag früh um 8 Uhr den Schnellzug, welcher mich bis um halb 12 Uhr in das Eldorado der Karpathen heraufbrachte. Am Bahnhof Sinaia begrüßte mich mein Priester, Hochwürden B. Volgner, dem vom Schlosse aus meine Ankunft mitgeteilt war, und ebendaselbst überreichte mir ein Sergeant einen Brief, welcher mich nach der Audienz zur königlichen Tafel einlud.

Da keine Zeit zu verlieren war, nahmen wir sogleich einen Wagen zum Schloß. Diese Fahrt ist immer schön und entbehrt auch dann des Reizes nicht, wenn die Sonne mit dem Zauber ihrer Lichter und Farben etwas geizt, wie es heute der Fall war. Vom Bahnhof an der rauschenden Prahova, welche dem Hochtale sowohl die Freuden als die Schrecken des jugendfrohen Bergwassers beschert, steigt man auf wohlgepflegter Straße an Parken und Villen vorbei die Berghalde hinauf. Köstlich sind die Ausblicke auf die vielgegliederte Berggegend, deren Wildheit aber nach unten durch die herrlichen, bis in die Talsohlen der Bäche reichenden Waldungen und nach oben durch die grünen Alpenwiesen gebrochen wird. Auf halber Höhe des niedern Bergrückens begegnen wir dem Kloster Sinaia, durch dessen Hof wir fahren. Die vergoldeten Dächer der Klostertürme heben sich leuchtend vom Dunkel der Tannen ab, und glitzern weithin über Berg und Tal.

Angenehm sind mir immer noch die Erinnerungen an meinen ersten Besuch in diesem orthodoxen Kloster. Der vor zwei Jahren auf einer Heiliglandfahrt am See Tiberias verstorbene Klosterobere Nifon hatte mir damals in zuvorkommendster Weise die Sehenswürdigkeiten gezeigt. Wenn mich auch die kostspieligen Restaurationsarbeiten der großen Klosterkirche interessiert und die bescheidenen Räume, wo König und Königin jahrelang vor ihrem Schloßbau die Sommer verbrachten, mit Ehrfurcht erfüllt hatten, so ergriff mich doch weit mehr das stimmungsvolle Kirchlein, welches rings von den Mönchszellen umgeben frei im innern Klosterhofe steht. Hier in dem von Kerzenrauch und Weihrauchdampf schwarz gewordenen Heiligtume, aus dem Leuchter und Ikonostas glänzend herausflimmern, wird das Chorgebet gehalten, zu welchem sich

die Mönche auch um die mitternächtliche Stunde erheben. Heute fielen mir am Kloſter beſonders die ſchmucken, ſeit dem letzten Brande neu aufgeputzten und mit Topfblumen gezierten Erker auf, welche die Stelle eintöniger Fenſter einnehmen und die Faſſade äußerſt maleriſch geſtalten.

Aus dem äußern Kloſterhof heraustretend biegt die Straße in ſcharfer Ecke um und führt links in ein liebliches Tälchen und durch Park und Wald zum Flüßchen Peleſch. Bald nach der Brücke mündet die Straße auf eine Lichtung aus, wie man ſie wohl nirgends überraſchender und herrlicher finden wird. Wie immer, ſo war ich auch heute von dieſem Anblick überwältigt. Vor uns liegt eine ſattgrüne, von dunkeln und hohen Forſten umſchloſſene Waldwieſe, aus deren reichgegliedertem Saume ſtilvolle Bauten herausſchauen. Die wundervolle Anlage findet im Königsſchloſſe, das ſich nach dem Flüßchen Peleſch nennt, ihren

Das Kloſter Sinaia 1875.

Mittelpunkt. Dieses sucht aber keineswegs mit protzigen Massen sich Geltung zu verschaffen, sondern beherrscht die Umgebung durch maßvolle und harmonische Größenverhältnisse und eine würdige Eleganz, das Ueberwältigende den zerklüfteten Bergen überlassend, welche wie unbezwingbare riesige Wächter im Hintergrunde stehen.

Bei den Majestäten.

Vorgefühle — König Karl — Eine Königin und Dichterin — An der Hoftafel — Prunksaal und Schweizerstübchen — Reiche Kunstschätze.

Wohl hätte das Herz im Anblick all dieser Herrlichkeit aufjauchzen mögen, aber der Gedanke, bald vor Seiner Majestät zu erscheinen, stimmte mich nicht nur ernst, sondern wirkte beklemmend. Ich wunderte mich selbst über diese Gemütsbewegung, denn ich kannte doch längst aus eigenster Erfahrung die Menschenfreundlichkeit des Königs von Rumänien. Beinahe stumm fuhren wir an den Kanonen vor dem charakteristischen Wachthause, an den Beamtenwohnungen und an dem kronprinzlichen Palais vorbei. Der Bann wurde aber schon am Schloßportal gebrochen, wo man an Beamten und Dienern von Bukarest her bekannte Gesichter sah. Damit es nicht vergessen werde, schrieb ich mich für Ihre Majestäten schon vor der Audienz in das aufliegende Register ein. Sogleich wurde ich die Prachtstreppe hinaufgeführt, wo mich oben der diensttuende Adjutant, Herr Grazowski, empfing. Schlag 12 Uhr meldete mich dieser bei Seiner Majestät an, kam sofort zurück, führte mich dann durch einen prachtvollen, geheimnisvoll abgetönten Korridor in ein kleines Vorzimmer, wo er mit dem Bemerken „rechts" hinter mir die Türe schloß. Als ich rechts in das große und helle Gemach eintrat, kam auch schon Seine Majestät auf mich zu, reichte mir die Hand,

wies mir einen Lehnstuhl an und nahm selbst neben einem großen Schreibtisch Platz.

Wie bei allen ähnlichen frühern Anlässen war mir auch diesmal vor König Karl alle Furcht genommen. Es bemächtigte sich meiner eine tiefe Freude darüber, daß der im 44sten Regierungsjahre stehende Herrscher, der vor zwei und drei Jahren mit Todeskrankheiten zu kämpfen hatte, eine körperliche und geistige Frische besitzt, wie sie selten einem Siebziger beschieden ist. König Karl ist menschenfreundlich im besten Sinne des Wortes und deshalb äußerst sympathisch; aber jeder Zoll ist auch König an ihm, und er weiß seinem ganzen Wesen durch soldatisches Auftreten — er trägt im Inlande stets Generalsuniform — durch vornehme adelige Haltung und durch seine gediegene und ernste Gesprächsart einen wahrhaft königlichen Charakter aufzuprägen, der einen tiefen Eindruck nie verfehlt. Daß ein solcher Mann mit seinem Urteile nicht gleich fertig ist, versteht sich von selbst. Jedem mißt der König im reichlichsten Maße Zeit und Aufmerksamkeit zu, damit er sich aussprechen kann. Man würde aber weit fehlen, wollte man sich dabei König Karl als einen stummen Zuhörer vorstellen. Dann und wann durch eine Frage, oder bisweilen durch eine belehrende und erklärende, auch durch eine sanft mahnende oder aufmunternde Zwischenrede gibt er der ganzen Unterredung Leben, Frische und Wärme. Unter solchen Bedingungen eilt die Zeit rasch dahin. Ehe man es sich versah, war eine Stunde dahingeschwunden, und der Schlag der Uhr mahnte zum Abbruch des Gespräches.

Auf dem gleichen Wege, wie ich gekommen, zog ich mich zurück. Im Gange wartete ein Diener, der mich in einen Vorsaal zu den Tischgenossen führte. Sowohl die Hofdamen als auch die anwesenden Herren waren mir

bekannt. Kaum konnte man aber allen die Hand zur Begrüßung reichen, so erschien auch schon Ihre Majestät die Königin. Da sie seit Monaten an ein schweres Kranken- und Schmerzenslager gefesselt war und ich sie immer noch sehr leidend glaubte, so war es für mich eine ungemein angenehme Ueberraschung, Ihre Majestät hergestellt zu sehen. Mit ihrem gewohnten liebenswürdigen Lächeln nahm sie meine Beglückwünschung zur Genesung entgegen. Außer einer ziemlich starken Abmagerung bemerkte man keine andern Spuren der überstandenen Krankheit; aufrecht und sichern Schrittes betrat die Königin am Arme ihres Gemahles den Speisesaal. Als ich eintrat, flüsterte mir der Hofmarschall zu: „Links neben der Königin."

Ein Gespräch war sofort im Gange. Wissend, daß ich bald für einige Ferienwochen nach meinem Mutterkloster Maria-Einsiedeln in der Schweiz reisen werde, frischte die Königin manche Erinnerungen an ihren dortigen, vor 13 Jahren stattgehabten Besuch auf. Angelegentlich erkundigte sie sich nach dem Abte und dem aszetisch ausschauenden Gastpater Nikolaus, fragte nach der Riesenorgel, die sie damals in deren zarten Registern selbst gespielt hat, und erzählte dann von den Zellen, den ernsten Klostergängen und nicht zuletzt vom heiligen Meinrad aus dem Geschlechte der Hohenzollern, dem Gründer des Klosters. Nichts habe sie aber in Einsiedeln mehr ergriffen, so fuhr die Königin fort, als das uralte Salvereginalied, welches nachmittags von den Benediktinermönchen in der heiligen Kapelle vor dem Muttergottesbilde gesungen worden sei und das dort seit Jahrhunderten Tag für Tag zum Himmel steige. Der ganzen Tafelrunde wurde die Schönheit dieser Zeremonie mit einem Tone und in Farben geschildert, wie es eben nur eine Dichterin wie Carmen Sylva tun kann.

König Karl von Rumänien.

Daß die Unterhaltung bei Tisch freier und weniger ernst war als bei der königlichen Audienz, kam mir erst später so recht zum Bewußtsein. Als ich nämlich gefragt wurde, wie denn das königliche Gemach ausgesehen habe, in welchem ich empfangen wurde, so erinnerte ich mich auch an keinen einzigen Gegenstand in demselben. Von der Ausstattung des Speisesaales aber blieb mir eine klare Vorstellung. Wäre ich Zeichner und Maler, so würde ich glauben, heute noch ein großartiges Büfett in seinen Hauptformen zeichnen und den kleinen lustigen Springbrunnen auf der Tafel und jene zarten Blümlein malen zu können, welche in kleinen Henkelgläschen staken und sich in der ganzen Länge des Tisches um die Tafelaufsätze wanden.

Wenn ich bisweilen auch ziemlich ungezwungen im reichgetäfelten und geschnitzten Saale Umschau hielt und mit meinen Blicken nach und nach allen Tischgenossen begegnete, so galt natürlich meine ganze Aufmerksamkeit doch der Königin. Als sie von der nun glücklich überstandenen Krankheit und von deren großen Schmerzen sprach, erlaubte ich mir die Bemerkung, daß Majestät, weil von Gott in ihrem Leben vielfach geprüft, an das Leiden gewohnt sei. „Gewiß", sagte sie, „war mein Leben voll von Leiden, und ich habe gegen Gott nicht geklagt; immerhin, wenn manchmal der Trost zu fehlen und das Leiden sich nicht mildern zu wollen schien, habe ich den Herrn leise gefragt, warum?" Die Königin sprach mir dies Wort so geheimnisvoll zart, daß es mich rührte.

Nach Aufhebung der Tafel, an welcher auch dank zarter Aufmerksamkeit der Freitag gehalten werden konnte, durchschritt der König mit mir den lichten maurischen Saal, in dem die schönsten türkischen und seldschukischen Motive in Decke, Fries und Wandschmuck zu einem harmonischen

Ganzen von glanzvollster Wirkung zusammengearbeitet sind. Farbenprächtige türkische und persische Riesenteppiche vollenden den vornehmen Eindruck. Neben diesem Prunksaale hat Seine Majestät anläßlich des Fassadenumbaues ein neues Billardzimmer und nach einem Muster im zürcherischen Landesmuseum ein behagliches Schweizerstübchen einrichten lassen. Aber nicht nur Getäfel und Möbel erinnern hier an die Schweiz, sondern noch weit mehr der Ausblick auf den Tannenwald, auf Alpenweiden und Hochgebirge.

Wenn man so Gelegenheit hat, mit dem hohen Schloßherrn einige Partien des herrlichen Gebäudes zu durchschreiten und von ihm auf Einzelheiten aufmerksam gemacht zu werden, so kann einem nicht entgehen, daß sich dieser Herrscher trotz aufreibender Regierungsgeschäfte ein tiefes Verständnis und ein offenes Auge für Kunst und Kunstgewerbe bewahrt hat. Der König muß offenbar täglich einen guten Teil der Erholung in seinen Kunstschätzen suchen und finden. Er hat namentlich in Gemälden Meisterwerke der berühmtesten Künstler zusammengetragen und dieselben sowohl in der Residenz von Bukarest als auch hier im Schlosse Pelesch mit feiner Auswahl als schönsten Zimmer- und Saalschmuck verwendet. Von den besten Stücken der Sammlung, über welche im Jahre 1898 in Paris ein Prachtwerk erschien,*), hängen im großen Prunksaal, der zum Empfange der Spezialgesandtschaft zur Ankündigung der Thronbesteigung des Königs von England neu aufgerüstet wurde. In diesem Saale entließen mich Ihre Majestäten in liebenswürdigster Weise unter Auftrag vieler Grüße nach Einsiedeln.

*) L. Bachelin, Tableaux anciens de la Galerie Charles 1er, Roi de Roumanie, Catalogue raisonné avec 76 héliogravures. Maison Braun & Cie., Paris, Dornach et New-York, 1898.

Botticelli: Die heilige Familie.

Rembrandt: Aman bittet Esther um Gnade.

Das Königsschloß Pelesch.

Das Märchenschloß und seine Umgebung.

Im Waffensaal — Ein herrliches Buch — Ungeheuere Schwierigkeiten — Der Gartendirektor — Die Terrassengärten.

Der königliche Adjutant hatte den Auftrag erhalten, mir noch die Waffensammlung und andere Teile des Schlosses zu zeigen. Da ich aber schon bei einem frühern Besuche die sog. Kaiserzimmer, die Gästeräume, das Theater und das Atelier der Königin mit den vielen lauschigen Plätzchen und Erkern gesehen, so bemühte ich den Herrn Grazowski nur in den Waffensaal. Dort fesselte aber nicht so fast all das Rüstzeug meine Aufmerksamkeit als vielmehr die hohen Ordensauszeichnungen, die Geschenke, die Erinnerungsplaketten und -Medaillen, welche Seine Majestät im Verlaufe der langen Regierungszeit von den verschiedensten Herrscherhäusern und bei den mannigfaltigsten Anlässen erhalten hat. Ein Hauptstück dieser einzigartigen Sammlung ist sicherlich der reich und kunstvoll gearbeitete Marschallstab, welchen der deutsche Kaiser dem Sieger von Plewna zu dessen siebzigstem Geburtstag geschenkt hat.

Es ging schon gegen 3 Uhr, als ich das Schloß verließ. Mit dem Herrn Pfarrer, der mich abgeholt hatte, machte ich noch einen Gang vor der Fassade des Schlosses und freute mich dabei an den Türmen und Erkern, an den Balkonen und Lauben und an dem interessant geschnitzten Außengebälk. In der Tat gleicht das Schloß einem wunderlieben Märchen. In Wort und Bild wurde dasselbe im Jahre 1893 von Falke beschrieben, besungen und gezeichnet in dessen herrlichem Buche „Das rumänische Königsschloß Pelesch“*) Man weiß wahrhaft nicht, ob man

*) Jakob von Falke, Das rumänische Königsschloß Pelesch, mit 25 Radierungen und 38 Holzschnitten. Karl Gerold's Sohn, Wien, 1893.

darin den mit literarischer Vollkommenheit geschriebenen Text oder die kräftigen Holzschnitte oder aber die beigegebenen feinen Radierungen mehr bewundern soll.

Damit ja dem Märchenschloß nicht Duft und Farbenpracht fehle, ist um das Gebäude mit kundigster Hand ein Blumenteppich von seltenem Schmelz ausgebreitet. Blattwerk und Blumen ranken sogar weit über das Sockelgemäuer hinauf. Wer heute alle diese Pracht sieht, hat natürlich keine Ahnung von den ungeheuern Schwierigkeiten, welche einst nieversiegenwollende Quellen und Erdrutschungen dem Schloßbau bereitet hatten. Die heutige Herrlichkeit von Pelesch und der hier herrschende Friede mußten von der Natur mit schweren Opfern an Geduld und Energie buchstäblich erkämpft und erobert werden. Wie stets in seinem Leben, ging auch hier König Karl auf das einmal als richtig erkannte Ziel mit vollem Vertrauen los und verfolgte es mit stählernem Mute bis zum glücklichen Ende.

Vom Schlosse wandten wir unsere Schritte an dem ungemein malerischen Forsthaus vorbei zum kronprinzlichen Palais Pelischor; dann stiegen wir zu dem bereits im Walde versteckten Gebäude der Gartendirektion hinauf. Hier besuchte ich meinen Bukarester Hausnachbarn, den Herrn Professor Knechtel, dem seit Jahrzehnten die Oberleitung über die königlichen Gärten in der Hauptstadt und in Sinaia anvertraut ist. Vom Balkone seiner Sommerwohnung hat man reizende Durchblicke in den stillen Frieden von Pelesch hinunter, das eine in sich fertige und abgeschlossene Welt darstellt, und über die gegenüberliegenden Hügel hinweg weit ins Prahovatal hinaus. Nach dem kurzen Besuche begleitete uns Herr Knechtel auf jenen schattigsten und verborgensten Waldpfaden, auf welchen der König mit Vorliebe zu gehen pflegt, nach Sinaia hinab. Bezaubernd schön

war auf diesem Spaziergange besonders ein Blick auf die Terrassengärten, welche sich hinter dem Königsschlosse an den Waldrand heraufziehen. Blumen, Wasser und Stein kämpfen hier um den Preis, wer am meisten zu dem Zauber der phantasievollen Schöpfung beitrage. Herrlich muß das Bild sein, wenn hier in dem poesiereichen Garten die in Weiß gekleidete Dichterin-Königin zwischen den Blumen und Schattengängen und an den rieselnden Quellen und Wasserspielen lustwandelt!

Unten in Sinaia nahm ich abends den Zug nach Predeal und verträumte die unvergeßlichen Stunden des Königsschlosses im schönen Tömöschtal.

Kloster Einsiedeln, den 11. September 1910.

Das Kronprinzenschloß Pelischor.

Ein Engpaß der Bistritza.

4. Zwei Tage auf dem Floß.

Frühmorgen in Dorna.

Weitläufige Badeanlagen — Die Falkenhainquelle — Kunst- und Naturpark — Im Nebelmeer — Moderne Welt.

Oft war ich froh in meinem Leben, aber so leicht, so wohl und fröhlich wie voriges Jahr am Frühmorgen des 20. Juli in Dorna verflossen mir wenige Stunden. Trotz des Nebels, der sich wie ein zarter Flor über die Landschaft ausgebreitet hatte, verließ ich dennoch zeitig das Bahnhotel, lief ein Stück weit die Hauptgasse ab und bog dann links in die Brückenstraße ein, welche über den Dornafluß zu den Bädern und zum Kurparke führt. Da ich mir Dorna äußerst bescheiden vorgestellt hatte, so überraschten mich sowohl die weitläufigen Badeanlagen als auch der schöne Kursaal. Mit mir betraten viele kleine Leute verschiedensten Alters, je mit einem Glas oder Krüglein bewaffnet, die Parkanlagen. Die einen gingen links,

andere rechts oder geradeaus. Ich folgte meiner Mutter, welche, ihr Kind an der Hand, in einem schmalen weißen Gebäude verschwand. Es war eine Trinkhalle mit mehreren Heilquellen; die Mutter mischte einen Topf Milch mit diesem Wasser und gab ihrem Kinde davon zu trinken.

Von hier zog mich ein ungemein malerisches, turm- und zinnengekröntes Schlößchen weg, das ich in der Nähe besehen wollte. Es schien mit den wohlgepflegten Spazierwegen und Blumenrondos davor und den herrlichen Baumgruppen im Hintergrunde den Glanzpunkt des untern Parkteiles zu bilden. Dieser schmucke Bau ist nichts anderes als ein Heilwasserschlößchen, und seine zahlreichen Trinkbrunnen tragen den poetischen Namen Falkenhainquelle. Auch hier huschten allerlei schmächtige und kränkliche Wesen herum, die mit ihren gefüllten Gläsern in den Tannenanlagen verschwanden, um auf einem Ruheplätzchen den Heiltrank zu schlürfen und sich zu stärken auf des Tages Last und Mühe. Ich hatte Mitleid mit diesen Menschen, welche noch rasch vor dem schweren Tagewerk einige Minuten der Pflege ihrer zerrütteten Gesundheit schenkten.

Ich schritt weiter durch den Park hinauf. Wie anderwärts, so sind auch hier die Wege reich gewunden und verschlungen und bewirken dadurch den Eindruck, als wäre der Garten doppelt so groß, als er in Wirklichkeit ist. Solche Täuschungen läßt man sich übrigens an Orten gerne gefallen, wo man an Garten und Wald, an Busch und Blumen alles zusammenfügt, was das Auge erfreuen kann. Wenn aber auch die Menschenkunst viele Elemente des Naturschönen harmonisch aneinanderzureihen versteht, so bleibt sie doch unendlich weit von der Mannigfaltigkeit entfernt, mit welcher Gottes Hand Gräser und Blumen über die Wiesen streut. Solchen Betrachtungen mich hingebend, gewahrte

ich auf einmal, daß die künstlerischen Anlagen in einen Naturpark übergingen und die breiten Spazierwege zu engen aber guterhaltenen Fußpfaden zusammenschrumpften.

War das eine Pracht in den vom Tau durchnäßten Matten! Jedes Hälmchen schien sich zum Triumphzug der heraufsteigenden und bereits durch den Nebelschleier schimmernden Sonne aufputzen zu wollen. Mit den gelehrten botanischen Namen kenne ich die Blumen und Gräser nicht, weder die hochstengeligen, welche weit über ihre Geschwister herausragen, noch die kleinen, welche sich wie das Vergißmeinnicht mit einem Plätzchen am Boden bescheiden, aber dennoch habe ich Herz und Auge für sie und bewundere ihre vielgestaltige Ausrüstung und ihre Farbenpracht. Ich war in feierlicher und frommer Stimmung. Es schien mir, als würden die blauen Glockenblumen zum Morgengebete läuten, als würden die Margariten ihr weißes Sonnenrad voll Andacht zum Himmel strecken und als würden die zarten Gräserblüten im Innersten vor Gottes Majestät erzittern. Für einen Augenblick riß der Nebelflor, und die Sonne durchleuchtete mit Feuer und Farbe die Tausende von Tröpfchen, die wie Perlen an Blatt und Blüte hingen.

Rasch wurde indes der Vorhang wieder gezogen, und das magische Bild verschwand im Dunkelgrau der Nebelwolken. Auf dem wohlgepflegten Pfade ging es immer aufwärts. In der Nähe war alles still. Nur im nahen Tannenbusch regte sich ein leises Zwitschern, dann hörte man ein Schnabelwetzen, und diesem folgte ein energisches Schelten; es mochte wohl in der Vogelfamilie ein kleiner Morgenstreit ausgebrochen sein. Aus der Ferne tönte Kläffen der Hunde herüber und heisere Rufe der Hähne. Dann hörte man wieder so nahe das Rauschen der Sense durch das fette Gras, als würde der Mähder nur zehn

Schritte von mir die lieben Blümlein zum frühen Tode niederlegen. Man sah aber nichts. Nur soviel konnte ich bemerken, daß der Graswuchs der Matten dünner und die Tannenbäume kürzer, wilder und knorriger wurden. Diese Zeichen, sowie das häufige Auftreten einer kleinen Orchideenart wiesen darauf hin, daß ich mich auf ziemlicher Höhe befinden mußte. Jetzt aber nur noch wenige Schritte aufwärts und ich stand im Wunderreiche der Sonne. Diese vergoldete einen majestätischen Kranz von Bergen, die mit Wäldern, Weiden und mit Alphütten übersät waren.

Kaum hatte ich mich auf einer Ruhebank niedergelassen, um meine Augen gleichsam in dem unter mir wogenden Nebelmeere zu baden, so stürzten auch schon wieder Nebelmassen auf mich ein. Es begann damit der verzweifelte Kampf zwischen Nebel und Sonne, zwischen Wasser und Licht. Die tiefdringenden Sonnenstrahlen peitschten den Nebelgischt unbarmherzig aus den Tälern herauf, um ihn auf den Bergeshöhen gänzlich zu vernichten oder vielmehr der Sonne zu opfern. Die Riesenschlacht endete mit dem völligen Siege des erleuchtenden und erwärmenden Elementes. Es war dann eine Pracht, vom Berge herunter in die duftige, von hohen Gebirgen umfangene Landschaft zu blicken. Oft hatte ich die Bukowina rühmen hören, aber ich habe nie geahnt, daß sie solche wunderbare Prachtstücke bieten könnte wie hier in Dorna, in ihrer südwestlichen von den großen Verkehrsstraßen abgelegenen Ecke. In dem reichhaltigen Panorama zogen meine besondere Aufmerksamkeit auf sich das Tal der goldenen Bistritza, durch das mich gestern von dem reizvoll gelegenen Jacobeni her die Eisenbahn geführt hatte, und der die gegenüberliegende Talseite bildende Katzenberg. Ich konnte an demselben genau den angenehmen, nur durch Wald führenden

Spazierweg verfolgen, den ich gestern nachmittag gleich nach meiner Ankunft in Dorna gegangen war.

Stundenlang hätte ich auf dieser Höhe bleiben und über Berg und Tal Ausschau halten mögen, aber die Kurkapelle, welche den Badegästen zum Frühstück spielte, tönte von weit unten aus dem Park zu mir herauf und mahnte

Das Bad Dorna.

gebieterisch zum Niedersteigen. Auf halb 10 Uhr war der Wagen zur Weiterfahrt bestellt. Heitern Gemütes eilte ich nun die sonnenbeschienenen Halden abwärts und zielte unten auf den westlichen Teil des Parkes, den ich noch nicht gesehen hatte. Alles wimmelte dort von Menschen, die Lawn-Tennis-Plätze waren schon besetzt und die Heilbrunnen förmlich umlagert. Da ich meine angenehmen Morgeneindrücke nicht ganz verwischen lassen wollte, entfloh ich heute rasch dieser mir allzu modernen Welt und

eilte, nachdem mich ein frischer Trunk aus der Amaliaquelle gelabt, nach dem Gasthaus zurück. Der Weg führte mich an der neuen katholischen Kirche vorbei. Ich ermangelte nicht einzutreten, um dem Herrn für seine Wunderwerke zu danken, die mich alle Sorgen und Kümmernisse wenigstens für einige Stunden vergessen ließen.

Von Gura Negri nach Brosteni.

Auf dem Zollamt — Herr Sixt — Das geschmückte Fahrzeug — Theorie — Das Klauenwasser — Der große Augenblick — Zwischenlandung — Begegnung — In Gischt und Schaum — Kurze Rast — Ueber Holzausbeutung — Blumengrüße — Halt in Brosteni.

Die Eisenbahnfahrt von Bukarest durch die Moldau und die südliche Bukowina nach Dorna dauert ungefähr 18 Stunden. Hätte ich aber auf demselben Wege, wie ich gekommen war, auch wieder zurückkehren müssen, so würde ich dennoch des heutigen Naturgenusses wegen die Reise keineswegs als unnütz betrachtet haben. Doch mein Morgenspaziergang auf die Bergeshöhe war nur Einleitung und Vorspiel zu ganz ungeahntem Schwelgen in Gottes herrlichster Bergnatur. Das nächste Reiseziel lag nämlich weit unten in Rumänien, in der Stadt Peatra-Neamtz. Auf einem Floße sollte ich allen Windungen und Krümmungen der Bistritza folgen, welche sich hier durch die mächtige Karpathenkette einen Durchlaß erzwungen hat. Niemals in meinem Leben hatte ich das Floß als Fahrzeug benutzt, und jetzt sollte es mir für volle 150 Kilometer dienen. Schon gestern wurde ich vollständig für dasselbe eingenommen, als ich, ein Stück weit mit der Eisenbahn der goldenen Bistritza folgend, die Flößer mit ihren festgebundenen Holzstämmen stolz, ruhig und sicher auf den grünen Fluten dahinschwimmen sah.

Die Abfahrt war auf 10 Uhr angesetzt und zwar von Gura Negri aus, das bereits auf rumänischem Boden liegt und von Dorna mit Wagen in 20 Minuten zu erreichen ist. Ich fuhr also dorthin und überschritt auf der Brücke über das Neagraflüßchen die österreichisch-rumänische Landesgrenze. Beim rumänischen Zollamte wurde ich eingeladen, behufs Paßrevision einen Augenblick abzusteigen. Die Behörden waren von außergewöhnlicher Liebenswürdigkeit und gaben mir interessante Aufschlüsse über den hiesigen Verkehr, namentlich über die Holzausfuhr zu Wasser. Nachdem noch der Polizeikommissär pflichtschuldigst meine Durchreise an das Ministerium des Innern telegraphiert hatte, stand der Weiterfahrt nichts mehr im Wege.

Hier an der Grenze gesellte sich auch Herr Sixt zu mir, der Direktor der Holzausfuhrgesellschaft, welche mir die Benutzung eines ihrer Flöße gestattet hatte. Sofort erklärte er, daß er auf der heutigen Fahrt mein Begleiter sein werde. Als ich gegen diese zu große Aufmerksamkeit Einsprache erheben wollte, hörte ich, daß Herr Sixt wegen einer nach wenigen Tagen geplanten Floßfahrt des jungen Prinzen Karol von Rumänien in Brosteni das Notwendige zu verhandeln hatte. Unter diesen Umständen konnte mir natürlich die Begleitung dieses landeskundigen Mannes nur sehr angenehm sein. Zusammen fuhren wir vom Zollamte weg und an dem malerisch auf einem Vorsprunge gelegenen Dorfkirchlein von Gura Negri vorbei zum Landungsplatze an die Bistritza hinunter.

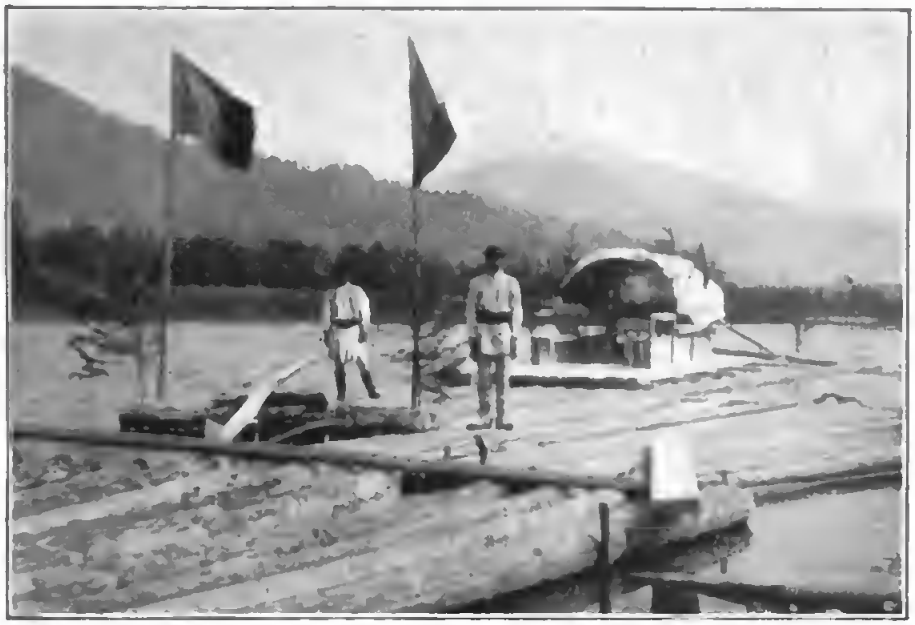
Dem Ufer entlang war eine ganze Reihe von Flößen festgebunden, die der Weiterbeförderung harrten. Ohne lange Erklärungen war aus diesen das für mich bestimmte Floß zu erkennen, denn es war zum Teil mit Fußboden belegt, und über Sitzbänke und Tischchen wölbte sich ein

Digitized by Google

Zeltdach; auf der Stirnseite desselben wehten zwei rumänische Nationalfahnen und Tännchen; grüne Zweige und viele kleinere Fähnchen vollendeten den Schmuck des Fahrzeuges. Als ich auf dem Floß ankam, begrüßte mich dessen Fährmann, der mir von Herrn Sixt als der beste seiner Zunft auf dem Platze Dorna geschildert wurde. Ihm und seinen Gehülfen hatte ich auch die bequeme Einrichtung und das Zieren des Floßes zu danken.

Es versteht sich wohl von selbst, daß ich mich zuerst um die Konstruktion des Fahrzeuges, das heißt, um die Zusammenfügung der zu flößenden Holzstämme interessiert habe. Der Flößer erklärte mir zunächst, daß unser Floß ein eintafeliges sei und daß seine Tafel aus 13 Stämmen mit zusammen 24 Kubikmeter Holz bestehe. Nebenan lag ein zweitafeliges Floß; seine Stämme waren weniger lang als bei dem unsrigen, dafür wurde aber an die erste Tafel eine zweite von ebensovielen Stämmen angehängt. Am Kopfe des Floßes liegt über den Stämmen ein in diese schwach eingestemmtes Querholz. Durch letzteres geht auf jeden Stamm hinunter ein Bohrloch, durch welches ein fester Holzbolzen getrieben wird, so daß die Tannenstämme unbeweglich fest nebeneinander liegen. Rückwärts sind die Langhölzer durch Stangen und gewundene Tannenruten so zusammengefügt, daß sich das Floß nicht teilen kann.

Vollauf war Zeit vorhanden, um mir ein Stück Floßmachereitheorie beibringen zu lassen, denn erst nach einer guten halben Stunde wurde die gedrehte Rute von dem Pfahl gelöst, an dem das Floß am Ufer festgehalten war. Die Abfahrt verzögerte sich infolge des niedrigen Wasserstandes der Bistritza. Obgleich das Flußbett wenigstens nach meinen Begriffen ganz voll lief, so erklärte man mir doch, daß die Wassermenge für eine wirklich gute und rasche



Das Floß mit dem Schattendach.

Flößerei zu gering sei und daß man heute des sog. Klausenwassers bedürfe. Man muß nämlich wissen, daß sich die Bistritza aus der goldenen Bistritz, aus der Dorna und der Neagra zusammensetzt und daß mehrere Zuflüsse zu diesen im Gebirge oben aufgestaut werden können. Sobald nun die Wasser in der Bistritza für die Flößerei zu niedrig sind, treten die Stauwerke über Nacht in Tätigkeit und werden im Verlaufe des Morgens dermaßen gelöst, daß das Stauwasser bis gegen 10 Uhr in Dorna und Gura Negri den Fluß genügend schwellt. Zur Zeit großer Trockenheit kann ein Stauen der Nebenflüsse ziemlich lange notwendig werden, so daß es dann in der Woche nur zwei oder drei Flößtage gibt. Würde mich der Flößer nicht aufmerksam gemacht und zum Beobachten einen Stein bezeichnet haben, so hätte ich das Anschwellen des Flusses kaum bemerkt. Nachdem endlich das Wasser über den Stein wegglitt, verstrichen noch zehn Minuten bis zur Abfahrt

Der große Augenblick, wo das Floß vom Lande abstieß, brachte nicht die mindeste Aufregung. Rasch war es gedreht und durch einige Steuerbewegungen in die Flußströmung gebracht. Die Leitung des Floßes geschieht durch zwei flachgezimmerte Steuer, welche vorne und rückwärts über einem Querholz befestigt und um einen festen Eichenbolzen drehbar sind. Erstaunt war ich über die Ruhe, mit welcher das Fahrzeug dahin schwamm; es waren keinerlei Schwankungen fühlbar, und so hatte man auch kein Bedürfnis sich festzuhalten.

Anfänglich waren die Ufer recht bescheiden, aber der in der Julisonne erstrahlende Kranz von Bergen, der namentlich geradeaus in der Stromrichtung eng geschlossen war, ließ uns nicht vergessen, daß wir mitten in den Karpathen waren. Zuerst links am Bukowinerufer begannen die Berge etwas näher an das Wasser heranzutreten. Ihre saftig grünen Halden dienen bis weit hinauf, wo sie in magere Weideplätze mit untermischten Tannengruppen übergehen, einer intensiven Vieh- und Milchwirtschaft. Die einzelnen Güter, in welchen Haus und Hof oder wenigstens ein Stall steht, sind teils durch Latten und Planken teils auch durch lebende Hecken abgezäunt. Die ganze Landschaft heimelte mich mächtig an, denn ebensogut wie hier hätte sie im Tale der Sihl bei Einsiedeln sein können, so groß fand ich die Aehnlichkeit beider Gegenden.

Nach einer Fahrt von zwei Stunden, als wir schon tüchtig zwischen den Bergen drinnen waren, trieb der Flößer das Fahrzeug in der Nähe des Weilers Calisteni an das Ufer und gab seinem Gehilfen am hintern Steuer ein Zeichen zum Abspringen. Dieser suchte einen günstigen Platz zum Landen, zog das Floß an das Ufer und band es an einem eingerammten Pfahle fest. Als Grund dieses

unerwarteten Aufenthaltes gab Herr Sixt an, daß wir auf das Nachrücken des Klauſenwaſſers warten müßten, dem wir bereits vorgefahren ſeien. Das Floß, beſonders wenn es ſchwer ſei und immer richtig in der ſtärkſten Strömung des Fluſſes gehalten werde, eile raſcher dahin als das Waſſer, beſtätigte auch der ſachkundige Flößer. Eine halbe Stunde an dem Ufer zu ſitzen, wie Kinder Steine und Holzſtücke in das Waſſer zu werfen und die vorbeifahrenden Flöße bis zum Verſchwinden hinter der Biegung zu verfolgen, war gar nicht unangenehm.

Bald kamen auch zwei reich mit Tannzweigen und Wimpeln gezierte Flöße die Biſtritza herunter; das eine legte nahe dem unſern an, während das andere weiter ſtromabwärts eine bequeme Landung ſuchte. Das erſtere führte eine kleine jüdiſche Geſellſchaft aus Cernowitz auf dem Floße ſpazieren und hatte ſie unterhalb der nun folgenden Stromſchnellen in Colba ans Land zu ſetzen. Sofern die Waſſerverhältniſſe der Biſtritza günſtig ſind, iſt dieſe Fahrt für die Badegäſte von Dorna einer der beliebteſten und dankbarſten Ausflüge. Die Damen der Geſellſchaft waren aber recht beſorgt wegen der ermüdenden Rückkehr nach Dorna, welche auf ſchlechtem Wege und teilweiſe über einen böſen Berg zu Fuß zu machen war. Wäre es nicht eine untilgbare Schande geweſen, die jetzt kommenden Partien der Biſtritza und beſonders heute an dem wunderherrlichen Tage nicht geſehen zu haben, würden die Damen wohl gleich von unſerem Ruheplatz aus den Rückweg angetreten haben.

Im allgemeinen liebe ich es nicht, wenn man mir Landſchaften und Naturſchönheiten in übertrieben grellen Farben ſchildert, denn auf derartige ſchwungvolle Phraſen hin bin ich ſchon öfters durch arge Enttäuſchungen abge-

kühlt worden. Hier aber könnten die farbenprächtigsten und wortreichsten Schilderungen die Eindrücke des Schönen, des Großartigen und Erhabenen, die eine sonnenbestrahlte Bistritzafahrt durch die Karpathen begleiten müssen, in keiner Weise herabstimmen. Nicht lange glitt unser Floß neuerdings auf den grünen Fluten dahin, so waren wir auch schon in einen Engpaß eingeklemmt. Die Berge traten steil an das Ufer heran; aber ihr Aussehen war noch nicht allzugrimmig, denn ihre Hänge bedeckte Wald, dessen Füße in das kühle Naß tauchten. Aber schon jetzt deutete alles auf Sturm und Kampf zwischen Wasser und Gebirge. Da und dort begann der Fluß über vorstehendes Gestein gleitend aufzuschäumen, das Tageslicht wurde gedämpfter und die Farben düsterer; eine empfindliche Kühle strich über die Wasserstraße hin, und Zischen, Getöse und Gepolter tönten immer näher an das Ohr. Der Flößer, fest am vordern Steuerruder, wies uns mit einer gebieterischen Kopfbewegung in die Mitte des langstämmigen Fahrzeuges und befahl, wir sollen uns festhalten.

Die Strömung nahm stark zu, das Wasser stürzte mit Gewalt gegen die Felswände an, der Fluß geriet in seiner ganzen Breite ins Schäumen, und der Gischt stürmte haushoch an den Felsklötzen empor, welche der Berg zur Hemmung des tollen Gesellen in sein Bett gewälzt hatte. Mit übermenschlicher Anstrengung steuern die Flößer das Langholz an den felsigen Kanten und zwischen den Steinblöcken durch und achten mit nichten des naßkalten Elementes, das sie über und über bespritzt und auch unser nicht schont. Kaum ist man einer Gefahr entronnen, so steht auch schon die zweite und dritte da. Anscheinend kommt der Fluß einen Augenblick zur Ruhe, und seine Wasser lassen ab vom Schäumen und Tosen, dafür drehen sie sich aber jetzt zu

Landſchaft an der obern Biſtritza.

gefährlichen Wirbeln und Strudeln, biegen unvermittelt in ſcharfem Winkel um und ſtürzen von neuem unter ſteilem Gefälle auf die Gebirgsmaſſen los, unterſpülen die zerriſſenen Ufer und bringen durch ihre Arbeit da und dort einen das Waſſer überragenden Tannenbaum oder ſelbſt eine Eiche zum Falle. Kraft, Gewandtheit und Geiſtesgegenwart bedarf der Flößer, um geſchickt in den vielen Biegungen und Verrenkungen des Waſſerlaufes zu fahren und an den hundertfachen Hinderniſſen ohne Schaden vorbeizukommen. Daß dies nicht immer gelingt und daß hier verzweifelte Kämpfe mit den Elementen geführt werden, beweiſen geknickte Holzſtämme und völlig zerſchellte Flöße, welche ſich ſchließlich in Felszacken und zwiſchen Steingeröll feſtgekeilt haben. Gerade dieſe Holztrümmer, welche oft lange Stämme in das Flößwaſſer herausſtrecken, bilden die größten, weil unberechenbarſten Gefahren.

Abgeſehen davon, daß der Rückteil unſeres Floßes bei Biegungen zweimal heftig an die Felſen anſchlug, kamen wir in der magiſch ſchönen Szenerie an den vielen Scyllen und Charybden ungeſtraft vorbei.

Nach dem Toben in den Cheile (Schlüſſel) genannten Engpäſſen wurden die Waſſer wieder ruhig. Unwillkürlich kam mir dabei der liebe Vater Rhein in den Sinn, welcher auch unterhalb der Schnellen bei Schaffhauſen und dem Falle bei Neuhauſen ſo ſanft und ſtill dahinfließt, als hätte er ſich weiter oben auch nicht einen Augenblick aufgeregt. Wenn nun aber auch die Biſtritza eine freundlichere Miene angenommen hatte, ſo ſchauten die Bergſpitzen, welche aus mehreren Nebentälchen herausragten, um ſo kecker und drohender drein. Aus allen ſtach der 1650 Meter hohe Frauenſtein (Peatra Doamnei) hervor, deſſen Felſenkuppe an einen Koloſſaldom mit Türmen und Kuppel erinnert. Zu ſeinen Füßen liegt nach Ausſage der topographiſchen Karte das rumäniſch-orthodoxe Mönchskloſter Rareul, das aber vom Fluſſe aus nicht geſehen werden kann. Zwiſchen dem Frauenſtein und dem beinahe 1800 Meter hohen Pietroſchu windet und krümmt ſich die Biſtritza.

Als wir noch eine zeitlang in dem tiefgeſchnittenen Flußbette dahingefahren waren, wurde das Floß zum zweiten Male an das Ufer gezogen, denn wir waren dem Klauſenwaſſer ſchon wieder vorausgeeilt. Geraſtet wurde in einem rings vom Walde umrahmten Keſſel, den ſowohl nach oben als auch nach unten kuliſſenförmig hintereinanderſtehende Bergrücken abgrenzten. Dieſe Raſt war ebenſowenig langweilig als die ganze Fahrt. Einerſeits ergötzten ſich Auge und Herz an der Gebirgsſzenerie, anderſeits war auch noch Herr Direktor Sixt zur Stelle, der ſich in anregender Unterhaltung über Land und Leute und über

die Holzausbeutung äußerte. Nicht wenig interessierte es mich, von ihm zu erfahren, in welcher Form das Holz hier zu den großen, am Flusse gelegenen Bretterjägen oder auch auf dem Sereth bis nach Galatz an der Donau geflößt werde. Herr Sixt gab mir sozusagen ganze Statistiken über das jährlich auf der Bistritza geflößte Rundholz, über die Höhe der Bretter-, Latten- und Bauholzausfuhr und über alles, was in das Holzhändlerfach einschlägt. Nur schade, daß das Gedächtnis diese unstreitig sehr interessanten Zahlen nicht festhalten kann.

Auf der Weiterfahrt wiederholten sich im bunten Durcheinander bereits geschaute Bilder; immer gruppierten sich Wasser und Fels, Gesträuch und Forst, Geröll und weißgekräuselte Sturzwellen zu unaufhörlich neuen und stimmungsvollen Landschaftsgemälden.

Von menschlichen Wesen ist diese Wildnis fast gar nicht belebt und wenn man einmal jemanden gehen sieht, so ist es auf einem schlecht getretenen Fußpfad, denn nur ein solcher zieht sich durch das Dickicht oder das Steingeröll dem Wasserlauf entlang.

Leben gab es erst in Crucea, wo ein Weiler und ein Kirchlein steht und wo die erste Holzbrücke die beiden Ufer verbindet. Der Name ist für den Ort recht gut gewählt, denn die beiden nach rechts und links sich öffnenden Täler bilden mit dem Lauf der Bistritza in der Tat ein Kreuz. In der Talmündung des Barnarel war eine zahlreiche Kolonne von Arbeitern an einer Eisenbahnbaute beschäftigt, welche zunächst dem Holztransport aus dem waldreichen Innern und später vielleicht der Beförderung von Erzen zu dienen hat, an denen die hiesigen Gebirge ebenso reich sein sollen wie jene um Jacobeni. Auf der breiten Brücke standen Herren und Damen, und ich war nicht wenig erstaunt,

als mich dieſe mit freundlichen Zurufen und mit Hüteſchwenken grüßten und als ſogar Blumenſträuße vor mir auf das Floß niederfielen. Augenblicklich wußte ich nicht, wem ich dieſe überraſchende Aufmerkſamkeit zu danken hatte; nachdem die Brücke paſſiert war, erwiderte ich eilig den Gruß, riß meine Kamera auf und nahm raſch von dem enteilenden Floße aus ein photographiſches Bild der maleriſchen Gruppe auf. Abends erfuhr ich, daß mir Herr Ingenieur Steſano und Familie die freudige Begrüßung bereitet hatten.

Nach dieſer Epiſode, daß mir unbekannte Menſchen Blumen auf den Weg geſtreut, ging es wieder ſtundenlang weiter durch die wilde und doch ruhige und beruhigende Natur. Mit dem Waſſer war ich ſchon ganz vertraut und ich hatte meine helle Freude daran, wenn das Floß in den weißſprudelnden Schnellen auf dem reißenden Waſſer abwärts glitt. Nur wenn das Floß im ſtark ausgewaſchenen Bette wie regungslos dahinſchwamm, ſetzte ich mich, lauſchte dem melodiereichen Vogelgeſang und ergötzte mich an den Lichtern und Farben, welche die Sonne, manchmal von Wolken beläſtigt, wie Blitzlichter über Berg, Waſſer und Wald huſchen ließ. Sobald aber aus der Ferne Rauſchen und Toben der Wellen an mein Ohr drang, riß es mich in die Höhe, denn ſtehend wollte ich gleichſam im Verein mit dem ſtolzen Fahrzeug dem toſenden Elemente Trotz bieten. Herrlich war die Fahrt beſonders oberhalb der Mündung des Burnarubaches, wo die Waſſer mehrere Kilometer weit wie über eine ſchiefe Ebene durch das tiefgefreſſene Bett hinunterraſen.

Endlich gegen Abend zeigten ſich links die Dörfer Holda und Holditza, deren grüne Matten und von Fruchtbäumen umgebene Häuschen ſich weit an den Pleſchuberg

hinaufziehen. Bald nachher, gegen 7 Uhr, kam das von Bergen hochumschlossene Brosteni in Sicht. Dem Ufer entlang lagerten zahlreiche Gruppen von Flößern, welche das aus Dorna kommende Holz von hier weiter stromabwärts führen. In Brosteni hielt auch unser Floß zum Nächtigen an. Erwartet wurden wir von drei Herren; vom Ufer aus gaben sie unserem Flößer Zeichen, wo er anzuhalten habe. Bevor ich ausstieg, verabschiedete ich mich mit vielem Dank von dem wackern Flößer und seinem Gehilfen, die nach einigen Stunden Rast zu Fuß ihre Heimkehr antreten wollten.

Die letzte Etappe.

Fremdsprachliche Sorgen — Ein königliches Privatgut — Reichliche Vorräte — Der wortkarge Fährmann — Borca — Reges Leben — Wilde Weisen — Gestrandete Flöße — Holzfabriken — Mein Zeltdach — Ende der Fahrt in Peatra-Neamţ — Ein charakteristisches Bauwerk.

Wie mir nachher gesagt wurde, erfreuten meine an den Flößer gerichteten Worte die drei Herren nicht wenig. Sie schlossen daraus, daß ich rumänisch verstehen müsse und daß sie demnach aller fremdsprachlichen Sorgen enthoben seien. Richtig stellten sich mir die Herren in rumänischer Sprache vor. Es waren der königliche Verwalter Herr Popovitsch, der königliche Bibliothekar Herr Kirilianu und der Administrator des hiesigen politischen Bezirkes, dessen Name mir leider entfallen ist. Den höchst ehrenvollen Empfang hatte offenkundig Herr Basset, der Privatsekretär S. M. des Königs Karl, verursacht, welcher meine Durchreise an den königlichen Verwalter telegraphiert hatte. Ueber die mutmaßliche Stunde der Ankunft telephonierte Herr Sixt von Gura Negri aus nach Brosteni.

Ich befand mich hier in Brosteni auf einem königlichen Privatgut, das König Karl von der alten Bojarenfamilie

der Balsch am Tage vor dem Ausbruch des türkisch-russischen Krieges käuflich erworben hat. Das Besitztum ist sehr ausgedehnt, so daß meine ganze heutige Floßfahrt quer durch dasselbe führte. Der Hauptreichtum des Gutes liegt in weitläufigen Tannenwäldern, deren Ausbeutung aber lange Waldbahnen und Straßenzüge notwendig macht. Beweise von der vorzüglichen Bachfischerei und von einer ausgezeichneten Molkerei, die ebenfalls auf der königlichen Domäne betrieben wird, wurden von Herrn Popovitsch im Verwaltungsgebäude, wo mir zuvorkommend ein wahrhaft fürstliches Nachtquartier zur Verfügung gestellt wurde, beim Abendtische vorgesetzt. Die Unterhaltung, welche schon bei Tische eine sehr angenehme und lebhafte war, setzte sich in ungezwungenster Weise auf dem offenen Wandelgange fort. Der Verwalter des königlichen Gutes erzählte vom Abholzen und Aufforsten, von der Kuhwirtschaft und von den Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnissen; Herr Kirilianu lobte die hiesige Bergnatur und gab köstliche Aufschlüsse über das Volksleben der Gegend, das er durch und durch kennt, denn er ist von Holditza gebürtig und verbringt dort mit Vorliebe im Kreise seiner Angehörigen die Ferienzeit. Der Bezirksbeamte war weit entfernt, die Annehmlichkeiten von Brosteni zu loben, sondern wies im Gegenteil auf die schreckliche Weltverlassenheit des Ortes hin, der von den nächstliegenden Bahnstationen, nämlich von der Distriktshauptstadt Fälticeni und von der an der Bistritza gelegenen Stadt Peatra Neamtz, je 100 Kilometer entfernt sei. Noch lange hätte man in der frischen Luft auf der lauschigen Laube und bei dem Rauschen der Flußwasser plaudern mögen; als aber das Rabenschwarz der Nacht die lieben Sternlein vom Himmelszelte herunterglitzern ließ, glaubten die Herren, sich zurückziehen zu

müſſen. Sie wollten mir den Schlaf nicht kürzen, der ſowieſo nur bis halb 6 Uhr dauern durfte.

Richtig ſtand ich denn auch wieder früh um halb 6 Uhr auf meinem Floß. Herr Popovitſch war ſo äußerſt liebenswürdig, mich bis ans Ufer zu begleiten und mir durch einen Diener reichlichen Vorrat für die lange Tagesfahrt bringen zu laſſen. Ich wußte dem guten und ſympathiſchen Herrn nicht anders zu danken, als mit dem Hinweis darauf, daß ich bei gegebener Gelegenheit Seiner Majeſtät, dem König, von der Menſchenfreundlichkeit ſeines Verwalters in Broſteni erzählen werde.

Der Morgen war friſch, und aus dem Tale der Negriſchoara, durch welches von hier über das Gebirge eine Fahrſtraße nach Dorna führt, ſtiegen ſtarke Nebel auf. Ich befand mich mit dem neuen Flößer und ſeinem Gehilfsburſchen allein auf dem Fahrzeug, denn Herr Sixt ritt heute wieder auf ſeinen Poſten in Dorna zurück. Nachdem eine ſcharfe Biegung das auf flachen Wieſengrund gebaute Dorf Broſteni faſt plötzlich meinem Blick entriſſen hatte, ſuchte ich die Gemütsart meines jungen ſtämmigen Flößers, der nicht beſonders vertrauenerregend dreinſchaute, auszukundſchaften. Ich verließ meinen Bretterboden, ſchritt über die Stämme und ſtellte mich neben ihm auf. Frage auf Frage richtete ich an den muskelſtarken Steuerer, erhielt aber nur kurz abgeſchnittene Antworten. Als ich in Lungeni in hübſcheſter Lage ein längeres prachtvoll gebautes Haus erblickte, brachte ich aus dem Fährmann nur heraus, daß es ein Spital ſei. Alle andern auf dasſelbe bezüglichen Nachforſchungen wurden mit einem „ich weiß es nicht“ zurückgewieſen. Kopfſchüttelnd zog ich mich an meinen Tiſch auf dem Bretterboden zurück. Plötzlich trieb der kräftige Mann mit einigen Steuerſtößen das Floß dem Ufer zu, ein jun-

ges Weib trat aus einem Gärtchen heraus, der Flößer stieß ihr auf dem Wasser ein überflüssiges Steuerruder und mehrere Stangen zu und steuerte nach einem kalten Abschiedswort den Holzkoloß wieder in die Strömung des Flusses. Jetzt machte ich einen zweiten Versuch, ob ich den Schweigsamen nicht doch noch zum Reden bringen könnte. Ich hatte aber auch diesmal entschieden kein Glück und erfuhr nur, daß die eben auf der Bildfläche erschienene Frau sein Weib sei und daß der Ort, wo sie in kleiner Hütte zusammen hausen, Frasin heiße.

Auf meine Bank zurückgekehrt, begann ich, die dem Flußlauf entlang stehenden Häuschen und die ganze bergige Gegend ringsum mit meinem Zeißinstrument abzusuchen. Das schien nun auch meinen Fährmann zu interessieren und er fragte ganz bescheiden, ob er nicht auch einmal durchsehen dürfte. Mit sichtlicher Freude nahm er das Fernröhrchen, rief dann dem am rückwärtigen Steuer beschäftigten Jungen, hielt ihn krampfhaft bei der Hand und schaute dann durch. Er war entzückt, daß er alles so nahe wie vor der Nase sehe. Die Freude dauerte diesmal nicht lange, denn es kamen wieder schwierige Stellen, wo der kühne Flößer das feine Instrumentchen mit dem grobgezimmerten Ruder vertauschen mußte. Als wir aber um 8 Uhr bei Borca vorbeischwammen, war mein Fährmann bereits recht gesprächig geworden.

Borca, ebenfalls wie Brosteni in großartiger Gebirgsgegend gelegen, ist rumänische Krondomäne. Kirche, Schule und Administrationsgebäude liegen rechts etwas versteckt über der Bistritza in der tiefschluchtigen Talausmündung eines reißenden Bergbaches. Alles trägt hier einen gewissen vornehmen Charakter, und die einzelnen um die Administration herumliegenden Gebäude sehen schmuk-

ken Landhäuschen gleich und tragen weithin sichtbare Aufschriften. Von diesen stechen besonders in die Augen: „Schule", „Saal für Vorträge", „Dorftheater" und „Volksbank". Wer nur ganz notdürftig mit rumänischen Verhältnissen bekannt ist, verwundert sich nicht über diesen kulturellen Fortschritt, denn der unermüdliche Administrator der Krondomänen, Herr J. Kalinderu, sucht nicht nur in Wald und Feld eine einträgliche Musterwirtschaft zu begründen, sondern nimmt sich ebenso sehr des Loses und

Am späten Nachmittag.

des nationalen, kirchlichen und kulturellen Fortschrittes der auf den Domänen ansässigen Bauern an.

Aehnlich wie in Crucea Herr Stefano, so erwartete mich hier auf der Brücke der orthodoxe Dorfpfarrer und rief mir bei der Durchfahrt ein „Küß die Hand" und „Frohe Fahrt" zu. Sogar die zahlreichen Holzarbeiter auf dem ungeheuer großen Lagerplatz vor den Bretterſägen ſchrien dreimal Hurrah, als ſie meines Floßes anſichtig wurden. Leider konnte ich nur ſtumm durch Winken mit dem Hute meinem Danke für die unerwartete Aufmerkſamkeit Ausdruck verleihen. — Alles läßt darauf ſchließen, daß Borca an der obern Biſtritza ein Stapelplatz für Holzausfuhr iſt. Von hier zweigt auch durch ein enges Seitental die Fahrſtraße nach Falticeni, der Hauptſtadt des Diſtriktes Suceava, ab.

Unterhalb von Borca beobachtete ich auf der Landſtraße, welche ſich von Broſteni an, allen Biegungen und Krümmungen der Biſtritza folgend, ins Tal hinunterzieht, ein elegantes, mit vier Perſonen beſetztes herrſchaftliches Fuhrwerk. Die zwei feurigen Roſſe jagten eilig die Straße entlang, aber auch nach zwei Stunden war es ihnen nicht gelungen, unſerem Floß einen Vorſprung abzugewinnen. Da, wo das Waſſer in ordentlich ſtarkem Gefälle durch ſein Bett fließt, machte unſer Fahrzeug zwölf Kilometer in der Stunde, ſank dann aber auch wieder mit der Stundengeſchwindigkeit auf fünf Kilometer, wenn das Floß durch ein ebenes Tal hinglitt, wie bei Hangu und im Sumpfgebiete vor Peatra. Aber nicht nur dieſer Bojarenwagen belebte die Straße, ſondern eine Menge von Holzfuhrwerken und von Fußgängern, welche von Dorf zu Dorf zogen. Zu Fuß wanderten in eiligem Schritt ganze Karawanen von Männern, die ihren Brotſack angehängt

hatten und über die Schulter einen dicken Wollkittel sowie Axt und Bohrer trugen. Es sind dies Flößer, welche von Peatra herauf in zwei Tagen und zwei Nächten den hundert Kilometer langen Weg nach Brosteni zurücklegen. Daher begriff ich, daß mein Fährmann nicht nur alle Dörfer und Weiler, sondern auch alle Häuser kannte, deren Bewohnern er bisweilen Grüße zurief. Daß sich hier bei dem beständigen regen Verkehr auf der Wasser- und auf der Landstraße alles kennt und alles grüßt, ist leicht verständlich.

Aber alles läuft und fährt doch nicht, sondern manches poesievolle Idyll steht ruhig am Ufer und ergötzt das Auge. Bäuerinnen klopfen und winden am Wasser ihre Wäsche aus, reizend in ihr nationales farbenprächtiges Kostüm gekleidete Mädchen breiten auf frischem Rasen das selbstgewobene Tuch zum Bleichen aus; dort steht unter einem Schattenbaume eine Gruppe von Frauen und Kindern, die bei Plaudern und Kichern den Wollrocken halten und die Spindel drehen. Endlich bietet die Fischerei eine Fülle verschiedenster Bildchen und Gemäldchen. Bald wird geangelt und bald wieder mit dem Netze hantiert. Ich sah eine Frau bis zu den Knien im Wasser stehen, mit der einen Hand hob sie auf dem Wassergrund die großen Kugelsteine etwas in die Höhe und brachte mit der andern das Netz in die Nähe. Dort war wieder ein Vater mit seinem Buben auf dem Krebsenfang; sie wühlten mit nägelbeschlagenen Stöcken in den Verstecken dieser Scherentiere herum. Bisweilen sah man auch einen Bauer in der Luntre, das heißt in einer aus zwei ausgehöhlten und aneinandergebundenen Baumstämmen bestehenden Barke auf dem Wasser herumfahren; er steht dabei mit einem Fuß in dem einen und mit dem andern Fuß in dem andern

Stamm und bewegt den interessanten Zweibaum mit Stangen fort. So bot beständig Natur, Landschaft und Menschenwelt dem offenen Auge eine abwechslungsvolle und deshalb nie ermüdende Beschäftigung. Stunden flogen dahin, man wußte nicht wie.

Um 11 Uhr öffnete sich das ziemlich breite Tal der Bistricioara, der kleinen Bistritz. Dieser Nebenfluß ist einer der wasserreichsten und eignet sich auch für kleinere Flößerei. Eben kamen auf diesem Bergwasser zwei Bretterflöße heruntergeschossen und lenkten dicht hinter uns in den Hauptfluß ein. Von hier zweigt auch eine gute Straße nach Ungarn ab und zwar nach dem bekannten Badeort Borzeck. Zwischen diesem Bad und der Stadt Peatra Neamtz besteht eine regelmäßige Postverbindung. Die Fahrt durch das Gebirge beansprucht allerdings nicht viel weniger als zwölf Stunden. Etwas weiter unten rasselte der betreffende schwerbeladene Postwagen auf der Landstraße dahin. Eine Stunde später passierten wir Hangu, das sich mit seinen vielen Häusern und seinem weitläufigen und rotdachigen Spital sehr vorteilhaft bemerkbar macht. Hier hätte ich den Wunsch gehabt, auszusteigen, denn die alte Dorfkirche, welche außen ganz mit Malereien bedeckt ist, wäre gewiß der Besichtigung wert gewesen. Um aber noch zeitig in Peatra ankommen zu können, mußte auf einen Aufenthalt verzichtet werden.

In Hangu treten die Berge bedeutend zurück, so daß das Gelände offener wird, als wolle es sich schon auf die Ausmündung in die große Ebene vorbereiten. Die Bistritza fließt hier aber nicht mitten durch die ziemlich breite Talsohle, sondern schleicht rechts am bewaldeten Bergrande dahin. Das ruhig fließende Wasser gab den Flößern nur wenig zu schaffen, und so benützte man die

Zeit zur mittäglichen Stärkung. Sie und ich waren gleich glücklich, daß sie sich von meinem in Brosteni gefaßten Ueberflusse sättigen konnten. Nach der Mahlzeit zog mein riesenstarker Mann aus seinem Kittel ein gerades, mit etlichen Löchern versehenes Holzrohr heraus, setzte sich auf den Bretterboden und begann auf der homerischen Hirtenflöte zu blasen. Es wurde mir ganz elegisch zu Mute. Zum heutigen, mir tief zur Seele sprechenden Naturgenuß gesellte sich nun auch die Volksmusik, die mir ein echtes, noch von keiner Kultur berührtes Naturkind vorspielte. Es waren eigenartig wilde Weisen, welche der junge Mann dem von ihm ausgehöhlten, nach beiden Seiten gleichmäßig offenen Rohre entlockte. Diese Musik ist echt national, und zu ihrem Takte kreisen im Lande ungezählte Burschen und Mädchen im leidenschaftlich geliebten Tanz der Hora. Dem Abendländer gehen derartige Melodien ungekünstelten Naturempfindens nur schwer ein. Als ich einmal einem meiner Mitbrüder die schönsten rumänischen Nationalweisen in der Form vom Grammophonplatten zuschickte, wurden diese nach der ersten Probe ohne weitere Umstände mit dem Vermerk „ein unverständliches ewiges Einerlei" bei Seite gelegt.

Wohl eine Stunde gab sich der Flößer ununterbrochen seinem Flötenspiel hin und überließ dem Jungen das Steuer. Er verfolgte aber aufmerksam jede Bewegung des Fahrzeuges und kommandierte, das Spiel einen Augenblick unterbrechend, die Aenderung der Richtung; er tat dies nicht etwa mit den Worten „nach rechts" oder „nach links", sondern mit den Ausdrücken „gegen den Berg" und „gegen das Tal" oder „gegen den Wald" und „gegen das Feld", was unserm rechts und links entspricht. Plötzlich sprang dann der wild-melancholische Pfeifer auf und vertauschte

das Flötenrohr mit Axt und Bohrer. In wuchtigen Schlägen hieb er mit der Axt dicke Spähne von dem Querholz ab, auf welchem sich das vordere Rudersteuer dreht. Auf meine Frage, was da geschehe, wurde mir bemerkt, daß jetzt gefährliche Stromschnellen kommen und daß das Ruder tiefer gestellt werden müsse. Nachdem vom Querholz genügend weggezimmert war, trat der Bohrer in Tätigkeit, in das Bohrloch wurde ein Hartholzbolzen getrieben und das Ruder in denselben eingestellt. Erst nach einem zweiten und dritten Versuch entsprach dem Flößer die Neustellung.

Nach dem Dörfchen Secu fuhren wir gegen 2 Uhr in eine herrliche, rechts und links bewaldete Schlucht ein; die Wasser begannen rascher zu fließen, und bald schäumten und tosten sie in raschem Fall über Geröll und Felsen weg. Der Gischt stürzte von allen Seiten auf das Floß ein und spritzte auch hoch zwischen den einzelnen Stämmen herauf. Wenn das Floß durch spärliches Wasser getrieben über Felsen glitt, wurde der eine oder andere Stamm rasch etwas gehoben, was den Bretterbelag des Bodens ins Beben und in ein fürchterliches Poltern brachte. An solchen Stellen begreift man, daß die Stirnseite festgefügt und daß der Schwanzseite der Stämme einige Freiheit für vertikale Bewegungen belassen sein muß. Nicht weniger wichtig ist aber auch die Kraft des Flößers, mit welcher er flink und gewandt sein Fahrzeug in dem besten Flößwasser hält und es vor dem Auffahren auf einer Sandbank oder Geröll bewahrt. An mehreren Orten begegneten wir solchen gestrandeten Flößen, an welchen sich im Wasser stehende Männer mit Stangen und Sparren abmühten, um das schwere Stammgefüge wieder flott zu machen und in die Strömung zu bringen.

Ein förmliches Unglück für die Flößerei geschieht namentlich dann, wenn ein Floß an enger Stelle auffährt oder in die Quere zu liegen kommt und so den Durchlaß den nachfolgenden versperrt. Kann ein solches Mißgeschick noch zeitig stromaufwärts gemeldet werden, so läßt sich ein größerer Schaden verhüten; wenn aber Flöße, von der Sperrung der Wasserstraße nichts ahnend, nachfolgen, so werden sie am gestrandeten aufgehalten und stauen sich vielleicht zu zwanzig und dreißig und noch mehr. Das Entwirren der gegenseitig verkeilten und übereinandergeschobenen Flöße kann dann oft recht lange Zeit in Anspruch nehmen und die Gesamtflößerei schwer schädigen. Mein Flößer wußte über diese und andere Arten von Mißgeschicken in seinem schweren und naßkalten Berufe manche Episode zu erzählen.

Als um 3 Uhr die Krondomäne Bicaz mit ihren vielen villenartigen Gebäuden und einer malerisch in den Fluß herausragenden Aussichtslaube in das Gesichtsfeld trat, geruhte endlich auch die Frau Sonne ihr Angesicht zu entschleiern. Den ganzen Tag klebte leichtes und hochschwebendes Gewölke am Himmel, das zwar die Bergspitzen und selbst die Kuppen und Zacken des 1900 m hohen Ceahlau nicht verhüllte, das aber immerhin die Perspektive verkürzte, manche Konturen verschwinden ließ und den Blumen und der Landschaft das Vollmaß der Farbenpracht und der Freudigkeit vorenthielt. Wie doch die Gegend bis zu den höchsten Bergeskulmen hinauf im hellen Sonnenschein, der jetzt vom fast wolkenlosen Himmel niederstrahlt, so warm und farbig ausschaut! Kaum unterschied man vorher zwei oder drei Schattierungen des Grün, und jetzt findet man eine lange Farbenleiter heraus vom Schwarzgrün der Tannen durch das Baum- und Wiesengrün hin-

Bretterſäge in Bicaz.

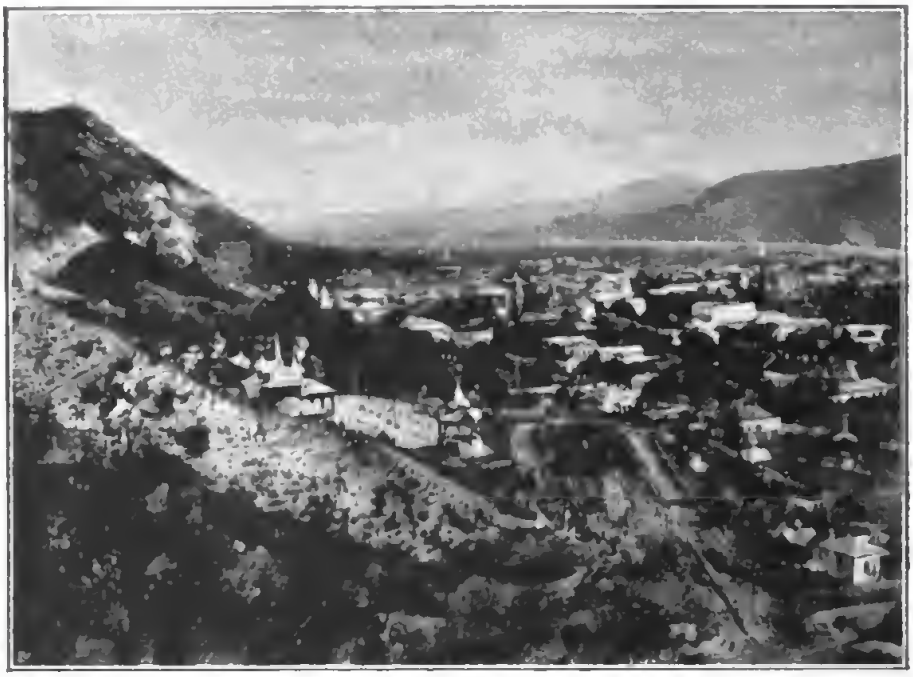
auf zum Gelblichgrün der Weiden. Kurz, überall iſt Leben, Licht und Freude. Und wie reizend ſind nicht im Sonnenglanze und in den zauberhaften Lichtreflexen des Waſſers die vielen Flöße, welche in freudevoller Fahrt uns voraneilen oder uns folgen! Nicht zu reden von zwei national gekleideten Mädchen, die ſtark wie Männer ebenfalls ein ſchweres Floß auf dem gefahrvollen Waſſer nach Peatra lenken. Nachdem dieſe zwei bäuerlichen Amazonen wohl eine Stunde vor uns hergefahren waren, holten wir ſie gegen 4 Uhr in den letzten, aber vielleicht ſchönſten Stromſchnellen vor Straja ein und ließen ſie bald weit hinter uns zurück.

Je weiter man ſtromabwärts kommt, um ſo mehr häufen ſich in den Hauptorten die großen Bretterſägen und Holzfabriken, zu welchen aus den Waldungen herunter Eiſenbahnen führen, von deren Pfeifen die Engtäler in vielfachem Echo widerhallen. Am Ufer vor dieſen Koloſſal-

fabriken liegen auf das Land heraufgezogen hunderte von Flößen, deren Stämme von Ochsen auf die Sägewerke geschleppt werden. Alle diese Unternehmungen geben einen Begriff von dem ungeheuern Waldreichtum der durchfahrenen Gebiete, aber sie geben auch dem Zweifel und der Befürchtung Raum, daß mit der Waldausbeutung die Wiederaufforstung nicht Hand in Hand gehe. Wenn allerdings die neue Forstgesetzgebung gewissenhaft durchgeführt wird, dann stößt man wenigstens für die Zukunft einer gewissenlosen Waldausrottung den Riegel und erhält dem Lande den Reichtum und die Wohltat seiner herrlichen Karpathenwälder.

Als sich nach Straja das Tal etwas ausweitete und der angenehm kühlende Luftzug, der beinahe während des ganzen Tages über die Bistritza gestrichen, nachließ, machte sich die Julisonne recht warm bemerkbar. Ich sehnte mich nach dem Zeltdach zurück, das ich schon im Verlaufe des Vormittags wegnehmen und zusammenlegen ließ. Nachdem wir nämlich heute früh mehrere Brücken und Fähren passiert hatten, vor welchen der Junge regelmäßig die beiden großen Fahnen umlegen mußte, hielt ich es für geraten, ein für allemal die Wimpel fällen und Fahnen und Fähnchen für die Rücksendung einpacken zu lassen. Bei dieser Arbeit fiel dann auch gleichzeitig das Zeltdach und dessen Schmuck an Tännchen und Zweigen.

Wenn ich aber auch etwas von der Sonne verbrannt wurde, so wog dieser Schaden leicht gegen den Zauber, den sie um das hoch in einem Seitentälchen gelegene Kloster Pongaratz legte. Sein vergoldetes Kuppeltürmchen glitzerte auf und funkelte weit ins Land hinab. Wie schade, daß dort oben die Ketten der Sträflinge klirren und daß in dem schönen Heiligtum nicht mehr Gottes Lob ver-



Peatra Neamţ

kündet wird. Noch eine andere klösterliche Niederlassung hätte mich interessiert, nämlich das Kloster Bistritza; es war aber von dem tiefgelegenen Flußbett aus nicht zu sehen; eine Pappelallee bezeichnete den Weg zu demselben.

Meine herrliche Fahrt nahte ihrem Ende. Immer näher rückten die wie Kegel zugespitzten Berge, von welchen mein Flößer mir sagte, daß zu deren Füßen die Stadt Peatra Neamţ liege. Endlich reckten sich Kamine großartiger Sägewerke und zahlreiche Türme und Kuppeln von Kirchen in die Höhe. Dann dauerte es noch einige Minuten, und das Floß reihte sich zu seinesgleichen kurz vor einer Fähre, welche die Stadt mit den rechts über dem Fluß gelegenen Waldungen oder vielmehr mit deren Gartenwirtschaften und Spazieranlagen verbindet. Obgleich die Fahrt von morgens früh bis abends 7 Uhr ununterbrochen gedauert hatte, so schied ich doch ungern von dem

Floße und den Flößern, die mir Genuß und nie gekoſtete Freuden bereitet hatten. Das Fahrzeug verlaſſend ſandte ich aber auch ein Dankgebet zum Vater im Himmel empor, der mich unter den denkbar günſtigſten Bedingungen die wundervolle Reiſe ausführen und an den tauſend Gefahren glücklich vorbeigeleiten ließ.

In Peatra hatte ich nur den einen Wunſch, vor meiner Abreiſe mit dem Abendzug noch die berühmte, vom Woiwoden Stefan dem Großen gebaute Kathedralkirche zum hl. Johann zu ſehen. Wenn mich im allgemeinen alle ähnlichen hiſtoriſchen Bauwerke intereſſieren, ſo war mir jetzt dieſe Kirche doppelt wichtig. Ich hatte gerade in Bukareſt den Bau einer rumäniſch-unierten Kirche begonnen, wobei ich meinem Architekten als Programm vorgeſchrieben hatte, in nationalem Stile, das heißt nach den ſchönſten architektoniſchen Elementen der zahlreichen Kirchen Stefans des Großen zu bauen. Ich nahm alſo raſch einen Wagen und ließ mich zur Kathedrale führen. Sie war geſchloſſen, und leider waren alle während einer halben Stunde gemachten Bemühungen vergebens, die Kirche öffnen zu laſſen. Ich beſichtigte zuerſt von allen Seiten den freiſtehenden originellen Glockenturm, der mit den abgeſchrägten Kanten und den darangefügten Strebepfeilern aus der Art gewöhnlicher Türme heraustritt. Hernach ſchritt ich zweimal um die Kathedrale herum, welche in der Tat ein höchſt charakteriſtiſches und nach hieſigen Begriffen auch ein monumentales Bauwerk iſt. Endlich kam der an dieſer Hauptkirche angeſtellte Protopop, leider aber nur, um mir zu erklären, daß der Küſter abweſend und ſomit der Kirchenſchlüſſel nicht zu finden ſei. Ich bewunderte nochmals mit dem nicht unfreundlichen Herrn die ſtarkbeſchädigte Außendekoration der Kirche, deren Elemente ſowohl Strebepfeiler

und Blindarkaden als auch Friese aus hübschen zartfarbigen Emailleziegeln waren. Hierauf empfahl ich mich.

Die noch übrige Zeit füllte ich damit aus, daß ich mich durch den neuangelegten Stadtgarten auf die Cozia-höhe führen ließ, von wo die gesamte Stadt zu überblicken ist. Mehr aber als diese zog mich die Bistritza an, welche sanft dem Hügelrande entlang schleicht, und dann die von der scheidenden Sonne vergoldeten Berge, die ich heute in der Nähe gesehen. Ueberlegen und vornehm streckte aus diesen Bergketten der Ceahlau sein Felsenhaupt in den verklärten, wolkenlosen Himmel hinauf. Kein schöneres und duftigeres Bild hätte mir die Natur zum Abschiede mitgeben können.

Einsiedeln, den 29. September 1910.

Kathedralkirche zum hl. Johann in Peatra.

Sondentürme an der Prahova bei Campina.

5. Eine Firmungsreise im Petrolgebiet.

Nach Campina.

Zweierlei Kalenderordnung — Im Predealschnellzug — Goldbrunnen — Die Pfarrgemeinde — Ein hochherziger Gönner.

Alles hat seine zwei Seiten, selbst der Kalenderunterschied. Bis zu den Zeiten des Fürsten Stirbey folgten die Katholiken der Walachei wie die orthodoxen Rumänen der julianischen Kalenderordnung. Im Jahre 1853 verordnete Bischof Parsi mit Einwilligung des Heiligen Stuhles für die Katholiken seines Sprengels den Kalender des Papstes Gregor XIII. *). Es geschah das in der Hoff-

*) Bischof Parsi bat den Heiligen Stuhl im Einverständnis mit dem Fürsten Stirbey um Einführung des gregorianischen Kalenders am 22. Mai 1852; am 5. Juli 1853 wurde dies bewilligt und am 3. Oktober promulgiert; am 27. November 1853 (am ersten Sonntag im Advent) begann man mit der neuen Kalenderordnung.

nung, das Fürstentum Walachei würde bald die abendländische Reform des Kalenders einführen. Da die Orthodoxen aber bis heutigentags der Reform nicht folgen, haben viele Katholiken das Angenehme und das Unangenehme, Weihnachten, Ostern und alle Feste doppelt feiern zu können. Dieses Jahr kamen auch mir die drei rumänischen Ostertage, welche im ganzen Lande als arbeitsfreie Tage gehalten werden müssen, sehr gelegen. Ich konnte nämlich deshalb ganz bequem auf diese Tage die Firmung in der katholischen Pfarrei Campina und ihren im Petrolgebiet gelegenen Filialen ansetzen, weil an Ostern auch den Arbeitern in den Sondenbetrieben freigegeben werden muß. Der Zeitunterschied zwischen den beiden Kalendern betrug für die heurige Osterfeier volle fünf Wochen, und der erste rumänische Ostertag fiel auf unsern ersten Mai. So hatte ich den fernern Vorteil, daß ich in der denkbar schönsten Frühlingszeit eine an Naturschönheiten reiche Gegend durchreisen konnte.

Schon der Predealschnellzug, welcher mich am Ostermorgen von Bukarest bis um 10 Uhr nach der Station Campina brachte, sorgte für reiche Abwechslung in zarten und stimmungsvollen Frühlingsbildern. Während die Ebene bis Ploesti gleichsam nur in spärlichen Miniaturen malte, begannen hierauf die sanft ansteigenden Ausläufer der Karpathen feine landschaftliche Elemente zum frischen Baum- und Blumenschmuck zu mischen; in Campina aber schwang sich die Gegend bereits zum Vollbild großartigster Naturdarstellung auf, denn sie verzauberte den Vordergrund der flußdurchzogenen Hügelreihen mit Frühlingsfarben und stellte als Kontrast schneebedeckte Bergeskuppen in den Hintergrund. In diese reizvollen Gefilde passen aber herzlich schlecht die weißgestrichenen zylinderförmigen Petrolbe-

hälter, welchen das Auge der Eisenbahnlinie entlang häufig begegnet. Wenn man dann auf Campina zufährt, stehen rechts oben auf einem Plateau Hunderte von Sondentürmen; sie kommen sogar mitten in das Flußbett der Prahova hinab, stellen sich ganz nahe der Eisenbahn auf, kraxeln auf der andern Seite an dem Berge herum und beherrschen selbst dessen Kulmhöhe. Diese schmierig schwarzen Türme und die ebenso schmutzigen Baracken davor verschandeln geradezu die Landschaft. Aber das tut nichts. Leichterhand verzeiht man ihnen ihre Faustschläge in das Angesicht der Aesthetik, denn sie sind Goldbrunnen, welche dem Lande jährlich Millionen sprudeln lassen.

Im Bahnhof von Campina begann der offizielle Teil der Reise. Es begrüßten mich die Vorstandsmitglieder der Pfarrei. Sie gehören ausschließlich der Arbeiterklasse an und sind in den Petrolbetrieben als Bohrmeister oder Handwerker angestellt. In Wagen ging's zur Stadt und zur katholischen Kirche, in deren Hof mich der hochwürdige Pfarrer Franz Paterok und die zahlreiche Gemeinde erwarteten und prozessionsweise unter festlichem Glockengeläute in das neue Gotteshaus einführten. Auf die für den Empfang des Bischofs vorgeschriebenen Gesänge folgten ohne Unterbrechung die Gebete für die Verstorbenen der Gemeinde, die Visitation von Kirche und Sakristei, das feierliche Pontifikalamt mit Predigt und endlich die Spendung der heiligen Firmung.

Der Anblick der zahlreichen und andächtigen Pfarrgemeinde bewegte mich tief, und das herrliche und solid gebaute Gotteshaus mit seinen kostbaren Marmoraltären und seinem kunstvoll gemeißelten Taufbrunnen machten auf mich den günstigsten Eindruck. Ein wahrhaft hochherziger Gönner, Herr Anton Raky, hat vor wenigen Jahren sei-

nen Glaubensgenossen in Campina nicht nur den umfangreichen Baugrund geschenkt, sondern ihnen auch diese herrliche Kirche und ein großes wohnliches Pfarrhaus bauen lassen. Als ich diesem edlen Herrn, der im fernen Kaukasus abwesend war, öffentlich tiefempfundenen Dank aussprach, ging eine sichtliche Bewegung über die Gesichter der Menge.

Die Vorstandsmitglieder, mit welchen ich bis 5 Uhr zusammen sein konnte, waren voll Lobes für ihren großen Gönner Raky, lobten die durch ihn eingeführten Verbesserungen im Bohren der Sonden und wünschten ihm aufrichtigst ein neues Steigen seines etwas sinkenden Sternes. Seine Verdienste um die Katholiken des Petrolgebietes fanden ungeteilte höchste Anerkennung. Diese sind ihm um so höher anzuschagen, als die nur aus zugewanderten Arbeitern bestehende Gemeinde durchaus mittellos, aber dennoch recht zahlreich ist. Letzteres geht schon daraus hervor, daß die Pfarrbücher für die letzten Jahre durchschnittlich hundert Taufen verzeichnen, was für ein Missionsgebiet eine hohe Ziffer bedeutet.

Die Alpha-Gruben in Tzintea.

Im Automobil — Gräben, Gruben und Röhrenleitungen — Entstehung einer Sonde — Stoß- und Röhrenbohrer — Staatliche Bohrmeisterschule — Kolossaler Reingewinn — Feuerung mit Rohöl — Eine Feuerlinie.

Nachdem sich diese guten Leute ausgesprochen hatten, entführte mich und mein geistliches Gefolge das Automobil des Direktors Müller von der großen Petrolgesellschaft Steaua Romana nach dem 18 Kilometer entlegenen Tzintea, wo über den Bau einer Filialkapelle verhandelt werden sollte. Das pferdelose Fuhrwerk sauste südwärts auf der gutgepflegten Landstraße wie der staubaufwirbelnde Sturmwind dahin. Vor Baikoiu bog es links ab, raste dann durch

Der Besuch in der Grube „Alpha".

einen Sondenwald und durch das langgestreckte Dorf, an das sich sogleich Tzintea anschließt. Auf das dumpfe Signal des raschen, aber wenig rücksichtsvollen Wagens hin stob das zahlreich auf der Straße spazierende Bauernvolk mit drohenden Blicken auf die Seite, um dann noch von einer benzinduftigen Staubwolke umhüllt zu werden. Es war mir leid, daß die Bilder so blitzartig vorbeischossen. Alles war heute, am heiligen Osterfeste, in die farbenreichsten Trachten gekleidet, und das junge Volk gab sich zu Hunderten auf den Dorfplätzen und vor den Schenken bei Flöten- und Zitherspiel dem schönen Horatanze hin.

Angehalten wurde am Ende des Dorfes Tzintea beim Verwaltungsgebäude der Petrolgesellschaft „Alpha", deren Direktor Katholik ist. Diese Gesellschaft arbeitet hauptsächlich mit holländischem Kapital und hat vorzugsweise Holländer zu Ingenieuren und Sachverständigen. Nach Erledigung der Geschäfte wurde ich vom Direktor und den technischen Leitern zu einem Spaziergange nach den Gruben der „Alpha" eingeladen. Da der Weg durch ein schmutziges Flußbett führte, ließ man einspannen und uns im Wagen zu den Sonden bringen. Die noch junge Gesellschaft hat hier vom Flüßchen aufwärts an einer sanften Hügelhalde ein mäßig großes Gebiet zum Zwecke von Petrolgewinnung gepachtet und dasselbe mit Planken umfriedet. In dieser „Grube" stehen dicht nebeneinander etwa zwanzig Sonden. Die einen geben bereits Oel, an andern wird noch gebohrt.

Durch das Haupttor treten wir in die Grube ein. Außer dem Wald von Sonden, die alle einander gleichsehen, erblickt man überall Gräben und in die Erde gehauene Petrolgruben, auf und über dem Boden Röhrenleitungen für Dampf, Wasser und Oel, dann wieder Pumpmaschinen und ganze Haufen weiter Eisenrohre, mit wel-

chen die Bohrlöcher ausgewandet werden. Zunächst besichtigen wir eine Sonde, deren Bohrloch noch nicht auf die Oelregion hinuntergetrieben ist. Obgleich ich nicht zum ersten Male einen solchen Betrieb besuche, lasse ich mir dennoch recht gerne von einem der holländischen Ingenieure die ganze Entstehungsgeschichte einer Petroleumsonde erzählen. Wenn Geologen oder sonstige Sachverständige günstige Vermutungen über einen Platz ausgesprochen haben, wird über demselben aus leichtem Balkenwerk der rechteckige, nach oben sich verjüngende Rohrturm aufgestellt. Er dient der Aufnahme einer Eisenrolle, über welche das Seil laufen muß, an dem der schwere Bohrmeißel und nach Beendigung der Bohrung der zum Auffangen des Oeles bestimmte Rohrlöffel hängt. Die Trommeln, auf welche das Seil auf- und abgewickelt wird, sowie die nötigen Brems- und Ausschaltvorrichtungen werden in einer an den Bohrturm anschließenden Holzbaracke untergebracht. Zur Hebung des schweren Bohrinstrumentes und zur Heraufbeförderung der Bohrmasse und später des Oeles bedarf es natürlich bedeutender Kraft. Diese wird in der Grube „Alpha" durch Dampfmaschinen erzeugt, denen der Dampf aus einer großen, von den Sonden abseits stehenden Zentralanlage zugeht. Andere Gesellschaften, namentlich in Campina, benutzen auch die verschiedenen Arten von Gasmotoren und verwenden zu deren Betrieb nicht selten die Petrolgase, die aus den Bohrlöchern aufsteigen. Der Motor wird neben der ersten Baracke ebenfalls in einem besondern gutverschalten Holzschuppen montiert, um ihn auf diese Weise möglichst gegen die Unbilden einer allfälligen Eruption der Sonde zu schützen.

Nach dem Bau des Turmes und nach Aufstellung der Trommeln und des Motors beginnt die Bohrarbeit, welche

am häufigsten darin besteht, daß je nach der Gesteinsart ein schwerer oder weniger schwerer Meißel in beständig veränderter Richtung auf das Gestein aufschlägt und dasselbe zermalmt. Ist ein genügendes Stück losgemacht, so wird der Bohrer abgehoben und an seine Stelle tritt ein mit einer Klappe versehenes, Löffel genanntes Rohrstück, welches das zerbröckelte Material aufnimmt und aushebt. Ist Wasser vorhanden, so kommt erst solches in das Bohrloch, um die Aushebung des Bohrschlammes zu erleichtern.

Sobald das Loch tief genug ist, wird in dasselbe das erste Eisenrohr eingelassen. Die Bohrarbeit geht nun wieder weiter, und wenn für eine zweite Rohrlänge vorgebohrt ist, so schraubt oder nietet man an das erste Rohr ein zweites an und treibt die beiden mittelst eines Druckbaumes, sofern es nötig ist, bis auf die Bohrsohle. Dieses Verfahren wird möglichst lange fortgesetzt. Lassen sich aber die Rohre infolge starker Reibung nicht mehr weiter in die Tiefe treiben, so wird durch diese erste Röhrenreihe eine zweite — man nennt sie hier Kolonne — von geringerem Querschnitt hinuntergelassen und durch diese die Bohrarbeit und Auswandung fortgesetzt. Wenn notwendig, kommt auch noch eine dritte und vierte Kolonne hinunter; dies erhöht natürlich in bedeutendem Maße die Festigkeit und die Widerstandsfähigkeit der Wandung gegen Erd-, Wasser- und Gasdruck im Erdinnern, vermehrt aber auch die Kosten der Bohrung, die selbst unter günstigen Bedingungen für eine Sonde auf 70 000 Frs. ansteigen kann.

Wenn die Bohrung nach einer Arbeit von etlichen Monaten in die Nähe von Petrolschichten kommt, so macht sich dies zunächst durch Aufsteigen von Gasen bemerkbar. Nicht selten ereignet es sich, daß die Sonde auf eine von Erdöl durchsetzte Schicht feinen Sandes stößt und daß diese

unter dem ſtarken Druck der Erdgaſe durch das Bohrloch herausgeſchleudert wird. Folgt dieſen Erſcheinungen ziemlich reines Oel, welches vielleicht anfangs als Springquelle herausſpritzt oder dann durch den Löffel aus der Tiefe der Sonde gefördert werden muß, ſo iſt die Bohrung beendet.

Der freundliche Ingenieur legte mir aber nicht nur die ſogenannte Stoßbohrung auseinander, ſondern ſprach mir auch von dem Röhrenbohrer. Dieſes Verfahren beſteht darin, daß ſich eine am untern Rande mit Schmirgel oder mit Schwarzdiamanten beſetzte Stahlröhre durch eine drehende Bewegung in das Geſtein einbohrt und daß die abgeſchnittenen Zylinderſtücke zu Tage gefördert werden. Lebhaft erinnerte ich mich bei dieſer Erklärung an verſchiedenartige und recht lange Bohrſtücke, welche auf der rumäniſchen Jubiläumsausſtellung vom Jahre 1906 zu ſehen waren. Man erhält durch dieſe Stücke nicht nur eine genaue Vorſtellung von den durchbohrten Geſteinsarten, ſondern man ſieht daraus auch deren Schichtenſtrich, was für die geologiſche Kenntnis des Petrolfeldes von grundlegender Wichtigkeit iſt.

Meine Aufmerkſamkeit wurde ſodann auf die an den Wänden des Bohrturmes hängenden Inſtrumente gelenkt; es ſind Bohrgeſtänge, Letten- und Salzbohrer, Ausweiter des Bohrloches, Keile zum Ausbeulen eingedrückter Rohre, Glückshacken und derlei Sachen, welche eben nur in der Bohrtechnik Verwendung finden. Wenn man dieſe ſonderbaren Werkzeuge anſieht und ſich nur in großen Zügen deren Gebrauch erklären läßt, ſo eröffnet ſich einem ein ganz unbekanntes Gebiet der Technik, und man begreift vollſtändig die Exiſtenzberechtigung der ſtaatlichen Bohrmeiſterſchule, welche in Campina, dem Mittelpunkte der rumäniſchen Petrolinduſtrie, ins Leben gerufen wurde.

Mein Gewährsmann schilderte mir in dunkeln Farben die Schwierigkeit der Bohrarbeit und das Mißgeschick mit sogen. vernagelten Sonden, aber er verhehlte dann auch nicht die Freuden der Arbeiter und noch mehr der Eigentümer, wenn nach vieler Arbeit und langen Geduldproben endlich Oel kommt und namentlich, wenn es in ergiebigen Eruptionen ohne Arbeitsaufwand in solchen Mengen herausspritzt, daß sich täglich vierzig und mehr Kesselwagen füllen lassen. Bei solchen Glückssonden sind schon nach wenigen Tagen die Erstellungskosten eingebracht und der Reingewinn kann dann zu kolossalen Summen anwachsen. Eine solche reichlich fließende Sonde stand auch in der Grube der „Alpha". Wir schritten eben auf diese zu, als die Arbeiter aus dem Bohrturm derselben herausſprangen. Sie gewahrten die Anzeichen eines nahenden Ausbruches, und wirklich erfolgte derselbe, als die Arbeiter kaum vierzig Meter von der Sonde entfernt standen. Das Oel wurde in starkem Strahl weit über den Bohrturm hinausgeschleudert und übergoß diesen und die Dächer der Schuppen. Verloren ging nichts von dem Oel, denn es floß durch Gräben in Erdgruben und von diesen durch die viele Kilometer langen Leitungsröhren in die großen Petrolraffinerien bei Ploesti. Nach der sehr interessanten Naturerscheinung kehrten Maschinist und Arbeiter in die Sonde zurück, und bald glitt der Schöpfer wieder in die Tiefe. Wie mir versichert wurde, steigt das Oel in diesem Bohrloch ununterbrochen und kommt geiserartig jede Stunde einmal zur Eruption. Tatsächlich sahen wir später noch einmal den Oelstrahl in die Höhe schießen.

Als ich mit den Direktoren und meinen geistlichen Begleitern zwischen den Sonden der „Alpha" weiterwandelte, machte sich Herr Ingenieur Copper das Vergnügen,

Ausbruch einer Sonde.

meinen Beſuch durch ein photographiſches Bild feſtzuhalten. Wir ſpazierten nun der Höhe zu und beſichtigten im Vorbeigehen kurz die Dampfkeſſelanlage, welche für die Speiſung der vielen Kraftmaſchinen und Pumpwerke von ganz beträchtlichem Umfang iſt. Auch hier hatte ich wieder Gelegenheit, die reinliche und nur einen einzigen Mann zur Bedienung erfordernde Feuerung mit Rohöl zu bewundern. Der Heizer hat dabei nur den Oel- und Dampfdruck der Injektoren zu überwachen. Dieſe ideale Feuerung verwendet heutzutage das petrolreiche Rumänien nicht nur

für die großen Lokomotiven der Hauptlinien, sondern auch für ihre stattlichen Luxusdampfer nach Konstantinopel und Aegypten.

Von der Höhe des Hügels genoß man einen herrlichen Blick sowohl über die Oelfelder und über die Dörfer Tzintea und Baikoiu, die mit ihren dichtstehenden Hofbäumen und Pflaumenpflanzungen von oben gesehen einem Parke gleichen, als auch auf die Ebene bis nach Ploesti hinab. Durch diese Ebene gehen von den hiesigen Oelreservoirs direkte Röhrenleitungen in die großen Petrolraffinerien bei Ploesti.

Nachdem wir noch bei einem Ingenieur ein gutes halbes Stündchen zusammengesessen waren, mahnte die Dämmerung zum Aufbruch. Die Rückfahrt in der kühlen Abendluft war recht angenehm. Nach Baikoiu begann schon die Nacht über Berg und Tal den grauen Flor der Dunkelheit zu breiten, aber gerade dadurch wurde uns der Anblick eines herrlichen Bildes beschert. Eine wahre Feuerlinie von Lichtern zog sich vor uns querfeldein, senkte sich zur Prahova hinab und stieg am andern Ufer weithinfunkelnd den Berg hinan. Es waren die ungezählten elektrischen Lampen, welche allenthalben um die Sonden leuchteten.

In Bustenari.

Maienpoesie — Gegensätze — Salzbäder — Ein Sondenwald — Polnischer Volksgesang — Reiche Gastfreundschaft — Papa Ganz.

Für den zweiten rumänischen Ostertag war der Besuch der Filialkapelle in Bustenari angesetzt. Herr Pfarrer Paterok war schon in der Morgenfrühe dorthin abgereist, um den Firmlingen und Erwachsenen die heilige Beichte abzunehmen und die letzten Vorbereitungen zum feierlichen Gottesdienste zu treffen. Da ich erst um halb 11 Uhr in

der Filiale erwartet wurde, genügte es, daß ich um 9 Uhr mit meinem Sekretär P. Luzius von Campina wegfuhr.

Eine wohligere, abwechſlungsvollere und farbenreichere Maienfahrt als dieſe am 2. Mai hatte ich in meinem Leben kaum gemacht. Als die Pferde mit uns von der Stadt weg in die ſonnige Welt hinausjagten, verſuchten allerdings noch die ſchwarzen Sonden und die Schornſteine einer rieſig großen Petrolraffinerie mit ihrer beklemmenden Proſa die tieffreudige Maienpoeſie herabzuſtimmen. Als wir aber dieſen böſen Verderbern der Natur entronnen waren und mit unſerm Wagen in das breite Flußbett der Doſtana hinunterſauſten, da ſtürzten ſich Herz und Gemüt wie mit Heißhunger auf den Frühlingsgenuß. Vom friſchen Buchwalde konnte man kaum mehr das Auge abwenden. Die Blätter prangten in Jugendfriſche, und die Sonne durchleuchtete ſie derart, daß ihr Gelbgrün durchſcheinend und das Faſernnetz ſichtbar wurde. Und aus dieſem Waldeszauber am geröllreichen Ufer des rauſchenden Bergfluſſes erhebt ſich links über grünbemooſtem Felsband, ſchön wie ein Märchen, ein Sommerſchlößchen; rechts ſchaut mit breiter Faſſade ein altes Mönchskloſter in das Land hinaus, und gerade über der langen Brücke liegt im friſchen Wieſengrün das blütengeſchmückte Dörfchen Doſtana, in einem kleinen Bergſattel hingeſtreckt. Vom Turme des Herrenſitzes aus kann man wohl ungeſtört die Natur in Berg und Tal belauſchen, im vermeintlichen Kloſtergebäude aber, wo vor vielen Jahrzehnten gottgeweihte Mönche ihre Zellen den Sträflingen räumen mußten, ſieht man nicht nur in die Abgründe der Verbrecherwelt hinein, ſondern auch in die Tiefen des Erdinnern. Hier ſind nämlich die Einfahrten in ein großes Salzbergwerk, aus welchem bis zu ſeinem Auflaſſen die Gefangenen in ſchwerer

Arbeit das Salz fördern mußten. Zwischen diesen Gegensätzen liegt das liebliche Dorf, in welchem ohne Zweifel noch das Glück und die Zufriedenheit des einfachen Mannes zu finden sind. Wie wundervoll sich doch die Häuschen mit ihren Lauben und Gängen zwischen den blütenbehangenen Bäumen machen! Kaleidoskopartig ändert sich das Bild jeden Augenblick, denn in kurzen Zickzacklinien steigt die Straße das Dörfchen hinan. Da, wo sie die Höhe des Sattels erreicht und dann talwärts führt, wird sie zur hohlen Gasse. Aber auch in diese hinunter ist der Frühling gestiegen und hat über das Gestrüpp und die Hecken verschwenderisch Farben und Blumen gestreut.

In der engen Talsohle stehen vor und nach einer Brücke einige gute Häuser und Schenken. Von da aus zieht sich dem Bache entlang nach oben und nach unten das große Dorf Telega hin, das auch gute Salzbäder besitzt. Wir fahren sogleich wieder bergan und können bald auf einige Salzseen im Tale und auf den soeben passierten Bergsattel herabsehen. Mit jedem Schritt erweitert sich das herrliche und heute ungemein sichtige Panorama, das Plateau von Campina mit seinen Sonden, Häusern und Fabriken kommt zum Vorschein, und immer neue Bergkämme steigen herauf. Als der Bergrücken erreicht ist, führt die kunstvoll gebaute Straße auf eine weite Strecke über denselben dahin und gestattet eine großartig erhabene Rundsicht.

Jetzt geht es etwas abwärts, und plötzlich wird man von einem Anblick überrascht, den man sich eigenartiger nicht vorstellen kann. Mitten in dieser zerklüfteten Bergregion sieht man sich vor einem förmlichen Wald Hunderter von Sonden, die dicht nebeneinander und oft auf den denkbar schwierigsten und steilsten Plätzen stehen. Man frägt sich nur, wie die schweren Maschinen und das viele

Eiſenwerk an ſolche Orte geſchafft werden konnten und dies beſonders zu einer Zeit, wo durch dieſen lehmigen Boden noch keine Straße führte. In raſchem Trab ſprengten die Pferde durch dieſes Gewirr von Röhren und Sonden, welche ſchon Hunderte von Millionen aus den Tiefen geſchöpft haben, und nahmen noch eine kleine Sattelhöhe, um wenig unter dieſer anzuhalten.

Wir waren bei unſerer einfachen Holzkapelle von Buſtenari angelangt; die ſchön wie Maienblumen geſchmückten Kinder und die in der harten Arbeit furchig und dunkel gewordenen Arbeiter ſtanden in Prozeſſionsordnung aufgeſtellt, mit Kreuz und Fahne an der Spitze, zum Empfange bereit. Tieffromm und ernſt erſchallte während der heiligen Handlung aus Männerkehlen ein lebenswarmer polniſcher Volksgeſang. Da ſehr viele der Arbeiter von Buſtenari aus Polen zugewandert ſind, ſo wurde meine Predigt vom Herrn Pfarrer auch in das polniſche Idiom übertragen.

Nach dem Gottesdienſte verkehrte ich noch geraume Zeit mit meinen katholiſchen Arbeitern und ihren Familien, machte dann bei dem, unſerm Kirchlein wohlgeſinnten Direktor Semper Beſuch und fuhr endlich mit Herrn Ingenieur Ecker nach Grauſchor in deſſen Wohnung, wo die Dame des Hauſes an uns in liebenswürdigſter Weiſe reiche Gaſtfreundſchaft übte. Ich bewunderte das am Waldſaum gelegene Heim, in welchem ſozuſagen alle hölzernen Hausgeräte der kunſtgewandten Hand des Hausherrn ihr Entſtehen verdanken. So dienen hier die Freiſtunden nützlicher Handarbeit, welche die tiefe Einſamkeit des Landhauſes vergeſſen laſſen. Herr Ecker ſandte mir ſpäter ein intereſſantes Stück ſeiner Handfertigkeit, nämlich das Holzmodell einer Sondenanlage.

Allzufrühe mußten wir uns von diesem lieben Plätzchen und von der guten Familie mit ihren muntern Kindern trennen, denn auf 6 Uhr war unsere Rückkehr in Campina angesagt. Ich nahm dann noch abends in der Pfarrkirche an der kleinen Johanna des Herrn Inspektors Weidig die heilige Taufhandlung vor. Bei der darauffolgenden Festfeier im Hause der glücklichen Eltern wußte Herr Papa Ganz — aus Zürich gebürtig — mit seinem köstlichen Humor und seiner offenen Schweizergemütlichkeit die ansprechendste Freudenstimmung in der Gesellschaft zu erhöhen. Daß uns ein niedergehendes Gewitter länger als vorgesehen im frohen Kreise zurückhielt, betrachtete die Geistlichkeit als eine glückliche Fügung.

Moreni.

Erwünschter Weg — Hristos a inviat — Ein Kirchendenkmal — Beim polnischen Bohrmeister — Die Wundersonde — Große Gefahren — Durch Wald und Forsten — Schlußakkord.

Am folgenden Morgen machte sich der Gewitterregen der vergangenen Nacht durch kotige Straßen bemerkbar. Die Prahova führte zwar noch viel Wasser, aber dennoch versuchte es unser Fuhrmann, an breiter Stelle ihre verschiedenen Arme zu durchfahren. Für heute stand nämlich Visitation, Pontifikalamt und Firmung in dem Petrolorte Moreni auf dem Programm. Herr Pfarrer Paterok und der schon am Vorabend aus Ploesti zur Aushülfe herbeigeeilte Pfarrer Dwucet waren bereits um 5 Uhr dorthin abgegangen; ich folgte mit meinem Sekretär zwei Stunden später. Moreni, das heute eine sehr ergiebige Ausbeute an Petrol aufweist, liegt ungefähr vierzig Kilometer südwestlich von Campina in einem Seitentale. Anstatt die zur Bahnstation führende Prahovabrücke zu benutzen und die

waldreichen Berge zu überſetzen, zog es unſer Kutſcher vor, den Weg ſüdwärts zu nehmen und eine Bergzunge zu umfahren, welche ſich weit in die Ebene vorſtreckt und an deren weſtlichem Rande unſer Reiſeziel liegt.

Dieſer Weg war mir ganz erwünſcht, denn auf dieſe Weiſe ſah man einmal in der Nähe jene den Fuß der Hügel und Berge ſo kleidſam ſchmückenden Dörfer und Weiler, welche durch zahlreiche Bäume verdeckt von der nach Campina führenden Bahnlinie aus nur mit Mühe zu erblicken ſind. Allenthalben ſtand Bauernvolk auf der Straße und in den Höfen, Kinder ſpielten oder waren auf die Umzäunungen geſtiegen, und manche trieben Ziegen, Gänſe und Schafe auf die Weide. Aus einem Kirchlein ſchimmerten zahlreiche Kerzenlichter heraus, und viele fromme Kirchgänger riefen uns den landesüblichen Oſtergruß zu: Hristos a inviat (Chriſtus iſt auferſtanden), worauf wir mit dem Gegengruß antworteten: adeverat a inviat (wahrhaftig iſt er auferſtanden).

Nachdem wir durch eine tiefſchattige, vierzeilige Allee gefahren und ſpäter um den letzten Ausläufer der Bergzunge gebogen waren, ſprengte unſer Gefährt durch den ſehr großen und ausgedehnten Flecken Filipeſti, der eine hochintereſſante herrſchaftliche Kirche beſitzt. Herr Profeſſor Tzigara-Samurcaſch veröffentlichte darüber im Verein mit den Herren Balſch und Ghika-Budeſti eine mit Bildern elegant ausgeſtattete Broſchüre. Es freute mich außerordentlich, daß ich dieſes geſchichtlich und architektoniſch merkwürdige Kirchendenkmal mit eigenen Augen ſehen konnte. Nach dem häuſerreichen Filipeſti nahmen wir nordweſtliche Richtung. Eine neuangelegte Straße führt recht troſtlos auf eine weite Strecke durch abgeholzten Wald und dann über ein ſtark zerriſſenes Rutſchgebiet in ein Tal hinab,

Sondenbrand in Moreni.

in dem wir sofort auf Sonden stießen, deren Bohrtürme aber noch blank waren und die Wohltat einer reichlichen Uebergießung infolge einer Oeleruption noch nicht an sich erfahren hatten. Es war kein Zweifel, daß wir in Moreni angelangt waren, denn auf der gegenüberliegenden Tallehne erhoben sich unzählige Sondentürme. Unten am Fuße dieses Sondenhügels standen einige neue Häuser, und vor dem besten und größten derselben wurde jetzt angehalten. Hier wird nämlich in einem großen Saale der Gottesdienst gefeiert.

Weil noch nicht alles vorbereitet war, mußte ich in dem Hause eines polnischen Bohrmeisters geraume Zeit warten. Der gesprächige Mann setzte sich zu mir, und das

Gespräch fiel ganz natürlich auf seinen Beruf. Von den Wänden wurden Photographien heruntergenommen, welche von ihm gebohrte Sonden oder auch heftige Oeleruptionen oder Sondenbrände darstellen. Unter diesen Bildern fand ich jenes als das merkwürdigste, welches eine hier erfolgte Sanderuption festhält. Eine hiesige Sonde — man sah sie gerade aus dem Fenster des Meisters — bohrte vor einigen Monaten in einer Tiefe von ungefähr 600 Metern eine sehr starke Gasquelle an. Die Gase wurden unter heftigem Drucke aus dem tiefen Bohrloche geschleudert und rissen dabei einen Strom feinen Sandes mit sich. Oel kam aber keines zum Vorschein.

Selbstverständlich wurde auch die Wundersonde besprochen, welche in Moreni seit mehr als zwei Monaten in beständigem Ausbruch ist und auch heute noch täglich 120 Wagen Oel herausspritzt. Der Bohrmeister wollte mit mir ins Freie gehen, um mich das eigenartige Naturereignis schauen zu lassen; es war aber nicht notwendig. Die Zeitungen hatten soviel davon geschrieben, daß wir bei der Herfahrt aus den Sonden sofort jene merkwürdige herausgesucht und sie auch sogleich an den hoch über den Turm aufspritzenden Oelmassen erkannt hatten. Mit diesem kolossalen Reichtum gehe aber Hand in Hand die grausige Furcht vor dem größten Unglück. Denn bei der Heftigkeit der Eruption und bei den ungeheuern Gasmassen, welche ein weites Gebiet um die Sonde erfüllen, sei die Gefahr einer Entzündung äußerst groß. In einem solchen Falle wären aber alle Arbeiter, welche Tag und Nacht zum Auffangen des Oeles mit dem Aufwerfen von Schanzgräben und von Gruben beschäftigt seien, unrettbar verloren. Auch wenn man an der Peripherie einer solchen explosiven Entzündung stehe, sei man gefährdet, wenn man nicht Geistesgegenwart

genug habe, sich auf den Boden zu werfen und mit dem Gesichte gegen die Erde davonzuschleichen. Ja mancher komme bei solchen Katastrophen mit dem Leben nicht davon, auch wenn er äußerlich keine schweren Brandwunden zeige, denn er sei oft innerlich verletzt. Der Bohrmeister schilderte mir, wie diese Gefahren in jeder Sonde bestehen und wie es dennoch Arbeiter gebe, welche trotz des allerstrengsten Verbotes heimlich ihre Zigarette anstecken. Meistens setze allerdings die Natur selber die Sonden in Brand, sei es durch Blitzschlag oder sei es auch dadurch, daß heftig aus dem Bohrloch geschleuderte Sandkörner auf Metall aufschlagen und Funken geben. Daß diese Gefahren bestehen und alljährlich auch in den Petrolgebieten von Rumänien Opfer fordern, davon redet nur allzuoft die Unglückschronik in den Zeitungen.

Noch ganz unter diesen Eindrücken von Tod und Unglück stehend, begann ich den Gottesdienst, und das machte sich unwillkürlich bei mir geltend, sowohl in der Ansprache als auch in den Gebeten für die Lebenden und die Verstorbenen. Das Pontifikalamt, zu welchem Hochwürden Paterok mit schöner sonorer Stimme den Choral sang, vollzog sich in würdiger Einfachheit und in feierlich ernster Stimmung. Es wurde 1 Uhr, bis auch das heilige Sakrament der Firmung gespendet war.

Um 3 Uhr standen die Wagen zur Rückkehr bereit. Der Pfarrer von Campina, wohl wissend, daß ich neue und nicht von jedermann betretene Wege liebe, wies den Fuhrmann zu dessen größter Bestürzung nach Norden. Ich sollte hochinteressante Täler und Wälder, in Pflaumenbäumen versteckte Dörfer und Gehöfte und endlich Höhen sehen, welche die schönsten und eigenartigsten Aussichten bieten. Was Herr Peterok versprochen, das war wirklich auch zu

ſehen und zwar noch reichlicher und reizender, als er es geſchildert. Aehnliche Täler und Gegenden wie hier, hatte ich bisher in Rumänien nicht geſehen. Auf dem vier Stunden langen Wege kam ich aus dem Eindrucke nicht heraus, als würden wir beſtändig durch Wald fahren. Alle Höhen waren mit Forſten gekrönt, und dieſe ſchienen ſich bis an die Bäche herunter fortzuſetzen, und doch war es nur eine Täuſchung; denn dieſen entlang zogen ſich die Dörfer Moreni, Edera und andere, deren Wohnungen aber in einem Urwald von Obſtbäumen ſtanden. Und wie hübſch und geſchmackvoll dieſe kleinen Häuſer mit Holzzieraten, mit Blumen und Malereien geſchmückt ſind! Das alles ſtimmt herrlich zu den muſterreichen und farbenprächtigen Nationalkleidern, in welchen Mädchen und Burſchen, Jung und Alt zur Hora gingen. Hier habe ich wahrhaftig angefangen, an den oft gehörten Spruch zu glauben, der Rumäne ſei von Natur zum Künſtler veranlagt. Die Straße, welche bisweilen in ein ausgetrocknetes Bachbett oder in ein Rinnſal überging, ſtellte an die Pferde große Anforderungen, verlangte eine gewiſſe Unerſchrockenheit. Einmal ging es nämlich über ein ſteiles Ufer direkt in hochſtehendes Waſſer hinab; die Pferde ſtutzten anfänglich, dann wagten ſie aber doch die nicht ungefährliche Fahrt. Heute ſind die von uns durchzogenen Täler noch ſtill, aber auch ſie werden nun bald von Petroleummenſchen wimmeln, denn bereits ſieht man da und dort Bohrtürme ſtehen, die an einzelnen Orten auch ſchon gute Reſultate geliefert haben.

Eine große Ueberraſchung war uns gegen Schluß unſerer langen Fahrt beſchieden. Die Pferde zogen die Wagen durch ein ſchmuckes Dorf hinauf und keuchten dann eine ſteile Halde hinan. Wir ſtiegen aus und gingen zu Fuß. Da auf einmal öffnet ſich vor uns eine ungeheuer große

Welt. Wir sehen hinab in das Prahovatal, zu unsern Füßen liegt Campina, dort in der Ferne Dostana und die Höhen von Grauschor und Bustenari, und gegen Norden erhebt sich ein gewaltiges Stück der Karpathenkette. Die Sonne, welche sich heute nur spärlich gezeigt, übergoß mit ihren scheidenden Goldstrahlen das überwältigend großartige Bild. Es bildete den Schlußakkord unserer angenehmen Firmungsreise, und seine stimmungsvollen Farben und Töne sind bis heute nicht verblaßt und nicht verklungen.

Kloster Einsiedeln, den 14. Oktober 1910.

Die katholische Kirche in Campina.

Idylle.

6. Was erzählen mir meine Tomismünzen?

Eine numismatiſche Plauderei.

Pick und Regling — Sammlerfreude — Beginn der Prägung — Der große Gott — Hermes und Demeter — Dionyſos — Okeanos und Tyche — Die Dioskuren — Tomos — Kaiſerbilder — Umſchriften — Rückwärtsſtempel — Eine Trajansmünze — Verſchiedene Münzbilder — Klaſſifikation.

Dieſes Jahr brachte den Sammlern von Tomismünzen eine große Freude. Behrend Pick in Gotha hatte ſchon im Jahre 1898 den erſten Halbband der von ihm bearbeiteten Münzen von Dacien und Möſien herausgegeben. Darin wurde das damals bekannte Münzmaterial der römiſchen Provinzen Dacia und Viminacium, ſowie der Städte Kallatis, Iſtros, Dionyſopolis, Markianopolis und Nikopolis in wiſſenſchaftlich gediegenen Einleitungen beſprochen und 2108 verſchiedene Prägungen beſchrieben. Der Umſtand, daß auf den, dem erſten Halbband beigegebenen 20

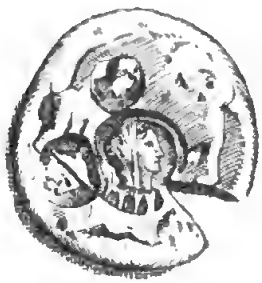
Tafeln eine große Anzahl von Tomismünzen abgebildet war, mußte den Wunsch und das Verlangen der Sammler nach dem zweiten Halbband, welcher in erster Linie den Münzen der antiken pontischen Metropole gewidmet sein sollte, wesentlich steigern. Endlich schenkte uns Regling in Berlin, der die Arbeit Picks fortsetzt, den lang ersehnten Band. Derselbe beschreibt 1217 verschiedene Prägungen und gibt dazu eine Fülle geschichtlicher und numismatischer Bemerkungen, welche sich auf das alte Tomis beziehen.

Wie jeder andere Besitzer von Tomismünzen, zog auch ich angesichts der Regling'schen Veröffentlichung meinen kleinen Münzschatz hervor, verglich die einzelnen Stücke mit dem Verzeichnis und begann die verwischten und schlecht erhaltenen Exemplare zu bürsten und zu reinigen, mich der Hoffnung hingebend, das eine oder das andere Stück doch noch klassifizieren oder gar unter ihnen eine Seltenheit finden zu können. Meine Erwartungen rechtfertigten sich mehr als einmal. Als ich dann jedes Stück periodisch geordnet mit der Beschreibung der Umschriften, der Münzbilder, des Gewichtes und des Fundortes in einem Schächtelchen liegen sah, begann erst recht die Sammlerfreude zur Geltung zu kommen. Eine Vergleichung meines kleinen Schatzes von nur 87 Tomismünzen mit der großen Regling'schen Aufzählung ergab, daß ich nicht nur seltene Stücke besitze, sondern daß sich dieselben auch ziemlich gleichmäßig auf die verschiedenen Perioden der Münzprägung in Tomis, welche gegen fünf Jahrhunderte umfaßt, verteilen. Beredt wissen diese Münzen manches Interessante aus der Geschichte der Stadt zu erzählen.

Wie die Geschichte der Stadtgründung, welche von Milet ausgegangen und in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts vor Christus erfolgt sein soll, so ist auch der

Beginn der Münzprägung in Tomis in Dunkel gehüllt. Man glaubt allerdings mit viel Grund annehmen zu dürfen, daß die eigene Münzstätte nicht eher in Tätigkeit treten konnte, als Tomis, gegen seine blühenden Nachbarstädte Kallatis und Istros sich wehrend, die Autonomie errungen hatte. Der für Tomis siegreiche Ausgang dieses Nachbarstreites, also auch der Beginn der eigenen Prägungen, wird in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Christus angesetzt. Die Münze blieb mit wenigen Unterbrechungen beinahe 500 Jahre in Tätigkeit; sie prägte aber nur Kupfermünzen, also Kleingeld.

Wenn ich auch kein Exemplar der ältesten Prägung besitze, welche auf der Vorderseite den bekränzten Apollokopf und auf der Rückseite den Dreifuß mit Kessel zeigt, so befindet sich in meiner Sammlung doch die nächstfolgende Nummer. Diese Münzen bilden auf der Vorderseite den Kopf des sogenannten Großen Gottes mit Band im Haare ab. Der Große Gott, der Beherrscher der Unterwelt, kommt auch als liegender, stehender und reitender Gott auf Münzen untermösischer Städte vor und hat auf der in Frage stehenden Prägung insofern einige Aehnlichkeit mit Zeus, als auch ihm auf derselben der Adler im Eichenkranze als Attribut beigegeben wird. Obgleich die Rückseite meines Exemplares stark verwischt ist, so verleihen ihm doch drei kreisrunde Gegenstempel, welche auf dessen Vorderseite eingeschlagen sind, einen erhöhten Wert. Zwei dieser Stempel sind sehr gut erhalten. Der eine ist ein Hermeskopf mit knopfgekröntem Petasos und der andere ein mit zartem Schleier bedeckter Demeterkopf von außerordentlich feinem Schnitt.



Diese beiden Gottheiten, Hermes und Demeter, die Personifikationen von Handel und Fruchtbarkeit, sind in Tomis heimisch und erscheinen sehr bezeichnender Weise schon auf den ersten Prägungen. Tomis war vor allem Handelsstadt, und so ist in ihr der Hermeskult selbstverständlich. Die Lage auf der weit in das Schwarze Meer vorgeschobenen und steil abfallenden Landzunge mußte mit der Zeit die Stadt zu einem der ersten Hafenplätze am Pontus Euxinus machen. Dank dieser natürlichen Lage, welche der miletischen Griechenkolonie sowohl im Norden als im Süden der Halbinsel günstige Landungsplätze bot, konnte Tomis nach und nach nicht nur den Wettbewerb mit den mächtigen Nachbarstädten am Meere, mit Istros und Kallatis aufnehmen, sondern diese sogar überflügeln. Istros, das einst den Handel die Donau hinauf beherrschte, zerfiel im gleichen Verhältnisse, als die südlichen Donaumündungen versandeten; auch das feste Kallatis mußte mit seiner kleinen und den sandbringenden Nordostwogen ausgesetzten Bucht hinter dem stolz thronenden Tomis zurückbleiben. Daß die Handelsbeziehungen von Tomis wirklich ausgedehnt waren, davon zeugen gerade die Tomismünzen, indem sie an sehr weit entfernten antiken Handelsplätzen aufgefunden werden.

Wenn ich also auf meinen Tomismünzen den leichtfüßigen, mit dem flatternden Mantel bekleideten Hermes sehe, wie er den Beutel in der Rechten und das Kerykeion im linken Arme hält, so durcheile ich mit den tomitanischen Kauffahrteischiffen die Wogen des Schwarzen Meeres, hinauf nach Olbia und Tyra, und hinunter durch den Bos-

porus nach Byzanz und von dort weiter nach Athen und in die großen Handelszentren am Mittelländischen Meere. Dabei ist es wohl auch gestattet, an den unglücklichen Ovidius zu denken, den das Schicksal auf einem solchen Frachtschiffe den lachenden Gefilden Italiens entführt und nach den baumlosen Gestaden Skythiens, nach Tomis, gebracht hat.

Ebenso charakteristisch wie das Münzbild des Hermes auf den tomitanischen Prägungen ist jenes der Demeter, die mit ihrem feierlich matronenhaften Kopfe auf meiner ältesten Münze als Gegenstempel eingeschlagen ist. Ihrem Bilde begegne ich mehrmals in meiner Sammlung. Bald schmückt ihr Kopf die Vorderseite, bald ihr Bild in stehender Haltung mit den Aehren in der Rechten oder eine Fackel schräg tragend die Rückseite. — Wenn Hermes den Handel der Pontusstadt personifiziert, so weisen die Aehren der Fruchtbarkeitsgöttin Demeter auf den Hauptgegenstand der Ausfuhr, auf das Getreide hin. Wer die heutige Dobrogea kennt und das Glück hatte, in einem nicht von Dürre heimgesuchten Jahre zur Zeit der Reife ihre üppigen Felder zu durchqueren, der wird den Bodenreichtum des alten Skythiens verstehen und den Tomitanern recht geben, daß sie mit den Personifikationen und den Symbolen der Fruchtbarkeit auf ihren Münzen nicht kargten.

Man ist geneigt, unter die Einfuhrartikel des tomitanischen Handels auch den Wein zu rechnen. In Tomis ließ sich nämlich der Kultus des Dionysos nachweisen; man glaubte aber, die Trauben und der notwendige Wein sei aus dem Auslande bezogen worden. Ovidius ist hier wohl der Schuldige, denn er sagt von seinem Verbannungsorte,

daß er die Weinrebe nicht nähre. Wenn ich auch alle Schilderungen, welche der große lateinische Dichter von Land und Gegend von Tomis entwarf, als zutreffend und wahr annehme, so muß ich doch eine Beschränkung eintreten lassen für dessen Behauptung, welche das Fehlen des Weinstockes betrifft. Wer die hübschen Weingärten nicht nur im Norden der hügelreichen Dobrogea, sondern auch bei einigen Dörfern dem Meeresufer entlang, ja in Constantza selbst gesehen und von dem köstlichen Tropfen gekostet hat, der wird gerade im Dionysoskult in Tomis und in den üppigen Weintrauben und in den von Früchten und Trauben strotzenden Füllhörnern, welche nicht selten auf den Münzbildern zu sehen sind, einen Beweis für das Wachstum der Weinrebe auf skythischem und tomitanischem Boden finden. So konnte denn auch der weinlaubbekränzte

Dionysos auf Tomis' Fluren selbst den sorgenlösenden Rebensaft keltern, ihn reichlich aus seinem Henkelkruge fließen lassen und seinen mit Pinienkopf und Schleife geschmückten Freudenstab, den Thyrsos, beim Trinkgelage zu Lust und zu Tanz schwingen.

Auf den Münzen wurde aber auch jenes Element nicht vergessen, das die Quelle und Ursache des Wohlstandes in Tomis war, nämlich das Meer. An dieses delphinreiche Wasser erinnert zunächst der als Münzbild auftretende Poseidon, der mit seinem Dreizackszepter und dem Delphin auf der Hand dargestellt wird. Noch viel bezeichnender ist es aber, wenn zahlreiche Münzen die Tyche, die Tochter des Okeanos, mit der Mauerkrone als Stadtgöttin abbilden, wie sie stolz und beherrschend ihren Fuß auf den Oberkörper des dahinschwimmenden Pontus setzt. Man sieht in

dieser Darstellung Anklänge an ein Denkmal, das die Tomitaner ihrer Schutzgöttin gesetzt hatten. Nicht minder sinnreich ist es für unsere Handelsstadt, daß sie ihrer Tyche nicht nur in den linken Arm das Füllhorn gibt, sondern ihre Rechte auch ein Steuerruder umfassen läßt, welches auf der Kugel steht und demzufolge alle Weltmeere zu durchqueren weiß. Meine Münzen erzählen mir keine weitern Einzelheiten über den Tychekult in Tomis; reichhaltigere Sammlungen wären aber imstande noch beizufügen, daß unsere Pontusstadt auch einen Tempel der Tyche besaß, denn die Front desselben mit dem Bilde der Göttin darin ist ebenfalls auf Tomismünzen zur Anschauung gebracht worden.

Keinem, der auch nur einen oberflächlichen Blick in das Gebiet antiker griechischer Numismatik getan hat, ist es unbekannt, daß im Altertum die Städte ebensogut ihre Symbole hatten, wie sie heutzutage ihre Wappen besitzen. Wie Ephesus die Biene, Abdera den Greif, Ainos den Ziegenbock und Istros den Seeadler auf dem Delphin, so hatte Tomis als Stadtsymbol die Dioskuren und ihre Abzeichen. Diese antiken Wappenzeichen wurden mit Vorliebe an den öffentlichen Gebäuden angebracht und auf die Münzen geprägt. Schon die zweitälteste Serie der Tomismünzen zeigt auf der Rückseite die nach rechts sprengenden Vorderteile der Dioskurenpferde.

Auch die Bilder der beiden ritterlichen Jünglinge selbst erscheinen in spätern Prägungen und zwar teils auf und teils neben ihren feurigen Rossen. Ferner sind schon sehr frühe in Tomis die halbeiförmigen Mützen und die beiden Sterne des mythischen Zwillingspaares als Münzbilder verwendet worden. Abgesehen von dem spezifisch tomitanischen Charakter der eben genannten Münze mit den beiden Pferdevorderteilen ist diese auch aus dem Grunde wichtig, weil sie in ihren meisten Exemplaren auf der Vorderseite, die den bekränzten leichtbärtigen Zeuskopf zeigt, gegengestempelt ist. Der Gegenstempel, offenbar in späterer Zeit wegen einer Tarif- und Wertänderung aufgeschlagen, besteht aus einem mehrspeichigen Rade mit Strahlen um die Felge.

Wenn schon in diesen Prägungen dem heimatlichen Gefühle Rechnung getragen wurde, so zielten andere Münzserien noch weit mehr auf die Pflege und Förderung des Lokalpatriotismus ab, jene nämlich, welche ungefähr in der Zeit des Antoninus Pius als Münzen niedrigsten Wertes mit dem Bilde des Tomos, des mythologischen Stadtgründers, geschlagen wurden. Der mit Band geschmückte jugendliche Kopf des Tomos, der laut Umschrift bald als Gründer, bald als Heros vorgeführt wird, ist gewöhnlich von recht feinem Schnitte. Dasselbe gilt von den

dazugehörigen Rückseiten, mögen diese nun eine in Tomis verehrte Gottheit, eine Weintraube oder den auf dem Löwen reitenden Eros darstellen.

Die Prägungen, welche im autonomen Tomis vor der endgültigen Eroberung des Landes durch die Römer (29 v. Chr.) entstanden sind, besitzen wegen ihres Alters Bedeutung und erhöhten Wert. Nicht minder sind aber jene

Der Hafen von Constantza.

Münzen interessant, welche die Pontusstadt in der Kaiserzeit geprägt hat. Weil uns aus der Weltgeschichte die römischen Kaiser bekannt sind, so kommen uns die Münzen mit ihren Bildnissen nicht fremd vor, sondern wir freuen uns darüber, daß wir diese ohne Schwierigkeit gemäß der Regierungszeit der Kaiser datieren und in Reihe und Glied stellen können. Tomis ist eine der wenigen Städte, welche auf ihren Münzen beinahe die ununterbrochene Reihe der Kaiserbilder von Augustus bis zu Philippus Arabs (244—249) aufweisen kann. Selbst in meiner kleinen Sammlung sind die Kaiser Nero, Vespasian, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Marcus Aurelius, Commodus, Septimius Severus, Geta, Caracalla, Elagabalus, Severus Alexander, Maximus, Gordianus der Jüngere, Philippus der Aeltere und Philippus Arabs zu sehen. Daneben sind auch noch die Kaiserinnen Julia Domna und Paula vertreten. Welch großem Stück Weltgeschichte sieht man sich hier nicht gegenüber!

Staunenswert ist es, wie geübte Numismatiker auf den ersten Blick und oft aus spärlich sichtbaren Zügen der Münzbilder mit aller Bestimmtheit den betreffenden Kaiser erkennen. Jedenfalls gibt auch immer die Umschrift, sofern diese erhalten ist, die notwendigen Aufschlüsse über Titel und Namen des auf die Münze geprägten Kaisers. Die Sprache aller Aufschriften der tomitanischen Münzen ist die griechische. Für die Entzifferung ist vor allem die Kenntnis der allgemeinen Titulaturformel wichtig, in welche der Eigenname gekleidet wird. Jene beginnt mit *ΑΥΤΟΚΡΑΤΩΡ* oder *ΑΥΤΟΚΡΑΤΩΡ ΚΑΙΣΑΡ* und fügt bei den spätern Kaisern dem Namen noch die Augustustitel *ΑΥΓΟΥΣΤΟΣ* bei. Diese Titulaturen werden aber ebenso wie die Beinamen nur in Abkürzungen geschrieben. Wenn man

weiß, daß beispielsweise Kaiser Commodus die Vornamen Lucius Aelius Aurelius hatte und daß Gordianus auch noch Marcus Antonius hieß, so wird man nach dem Gesagten ohne weitere Schwierigkeiten die Umschrift *AYT K Λ ΑΙΛ AYP KOMOΔOΣ* und jene *AYT K M ANT ΓOPΔIANOΣ AYΓ* lesen können. Während die Cäsaren

nur als ungeschmückte Büsten dargestellt sind (so Marcus Aurelius, der als Cäsar Verus hieß), tragen die Kaiser meistens Mantel und Panzer und haben um das Haupt den Lorbeerkranz gewunden. Einige Male erscheinen die Kaiser auch als rückseitige Münzbilder. So z. B. ist Philippus der Aeltere stehend als Kaiser mit dem Lorbeerkranz geschmückt und in Panzer, Mantel und Stiefeln dargestellt; auf der vorgestreckten Rechten hält er den Globus, und die Linke stützt er auf die Lanze.

Die Rückseite der Kaisermünzen trägt die auf die Stadt sich beziehende Umschrift. In der vorkaiserlichen Zeit wurde die Stadtaufschrift quer oder in zwei senkrechten Reihen geschrieben und sie lautete ganz einfach *TOMI*, was nichts anderes bedeutet als die Abkürzung der Genitivform *TOMITΩN*, also des Ethnikons. Unter Antoninus Pius beginnt man die Stadtaufschrift im Kreise zu schreiben, und zwar lautet sie: *TOMITΩN H MHTPOΠOΛIΣ*. — Der Metropolistitel wurde offenbar der Stadt von Kaiser Antoninus Pius verliehen. Seit der Alleinherrschaft des Marcus Aurelius bis zur Schließung der tomitanischen Münzstätte wurde sodann zum Metropolistitel noch als Bestimmung *ΠONTOY* zugefügt und das Ethnikon mit dem Stadtnamen in der Genitivform ersetzt, so daß die immer wiederkehrende Umschrift — freilich in mannig-

fachen Abkürzungen und in verschiedenen Buchstabenformen lautet: *ΜΗΤΡΟΠΟΛΕΩΣ ΠΟΝΤΟΥ ΤΟΜΕΩΣ.* Daß man in Tomis sehr viel auf die Stadtaufschrift hielt, geht schon daraus hervor, daß diese selbst, von einem Kranze umgeben, zum Münzbilde erhoben wurde.

Von den Rückwärtsstempeln der Kaisermünzen sind natürlich jene am interessantesten, welche zu dem betreffenden Kaiser in irgend welcher Beziehung stehen. Wenn beispielsweise auf der Neromünze eine Tempelfront abgebildet ist, so muß man wohl annehmen, daß in der Regierungszeit des Nero das betreffende Kultusgebäude entstanden ist. Doppeltes Interesse nehmen begreiflich jene Münzen in Anspruch, welche zwei oder gar drei Köpfe abbilden. Prächtig sind zum Beispiel auf der ältesten Kaisermünze zwei jugendliche Brustbilder, von denen das eine dem Augustus ähnlich sein soll. Ebenso fein in Auffassung und Darstellung ist ein Vespasianstück, das auf der Rückseite die einander zugekehrten Köpfe des Titus und Domitianus, der beiden Söhne des Kaisers, in starkem Relief zeigt.

Vom geschichtlichen Standpunkte aus besitzt unter allen Kaisermünzen eine solche Trajans den höchsten Wert. Es ist jene welche auf der Vorderseite den markigen Kopf des großen Kaisers zeigt und auf der Rückseite ein Tropaion, welches aus Helm, Panzer, zwei Schildern und zwei Beinschienen besteht, die sich um eine Stange anordnen und auf einer Basis ruhen. Es läßt sich wohl kaum leugnen, daß wir es hier mit An-

klängen an ein Denkmal zu tun haben, worauf schon der Sockel hinweist. Wenn man bedenkt, daß sich nur etwa 60 Kilometer von Tomis entfernt einst ein solches Tropaion erhoben hat und daneben ein befestigter Römerplatz, der den gleichen Namen trug, so drängt sich einem die Vermutung auf, daß jene Trajansmünze das große Siegesdenkmal beim heutigen Adamclissi darstellt, und somit die riesigen Schilder und den kolossalen Panzer zur Anschauung bringt, welche heute im Universitätsgarten von Bukarest liegen, vor Jahrhunderten aber das gewaltige Monument im alten Skythien gekrönt haben. Wenn sich bis jetzt auch nicht mit Sicherheit feststellen ließ, daß der tapfere Besieger der Daker dieses Denkmal sowohl begonnen als auch vollendet hat, so muß es doch in enger Beziehung zum großen Kriegshelden aufgefaßt werden und ist seiner Taten ebenso würdig als die Trajanssäule in Rom. [1])

Von den Münzen, welche an das Kriegshandwerk erinnern, sind vor allem jene mit dem Adler zu erwähnen. Häufig erscheint dieser König des Vogelreiches schon auf Prägungen des autonomen Tomis. Auf den Kaisermünzen sodann zeigt er sich entweder als Legionsadler oder mit dem Kranze im Schnabel als Siegesbote. Nicht selten steht er mit ausgebreiteten Flügeln auf einer bekränzten Basis, an deren Enden sich zwei aus mehreren Rundscheiben und Querstäben gebildete Feldzeichen erheben. — Eine große Rolle spielt auf den tomitanischen Prägungen auch die Siegesgöttin Nike, stets beflügelt dar-

[1]) Siehe „Aus Rumänien", I. Band, S. 87.

gestellt, den Siegeskranz in der einen Hand, in der andern die Palme haltend. Mit Vorliebe wurde dieses Bild für Münzen der Kaiserinnen verwendet.

Außer den erwähnten Gottheiten des griechischen Olymps sehe ich in meiner kleinen Sammlung noch manche andere als Münzbilder benutzt. Ich nenne vor allem Zeus,

der auf einem lehnelosen Throne und mit Schale und Szepter abgebildet wird. Dann erscheint der in Aegypten viel verehrte Unterweltgott Sarapis in mehreren Formen und Auffassungen. Bald sieht man ihn thronend mit dem Szepter und zu seinen Füßen den gefürchteten Kerberos, bald wieder als volles Brustbild mit dem Kalathos auf dem Haupte und endlich, was besonders eigentümlich ist, als kleines bekleidetes Brustbild über einem auf bekränzter Basis stehenden Adler. — Aus der in Tomis stark gepflegten Sarapisverehrung schließt man, daß auch andere Kulte aus Aegypten in die Pontusmetropole verpflanzt worden seien. Man nennt besonders die Schlangenverehrung. Letztere nimmt man deshalb in Tomis an, weil häufig Schlangen auf den städtischen Münzen abgebildet wurden. Dieser Kult mag freilich vorhanden gewesen sein; dazu trug aber wohl auch

der Umstand bei, daß in Skythien, wie in der heutigen Dobrogea, diese Kriechtiere keine Seltenheit bildeten.

Der Schlange als Götterattribut begegnet man auf vielen Tomismünzen. In der ganzen Kaiserzeit waren nämlich sowohl Asklepios als auch dessen Tochter Hygieia als Münzbilder sehr beliebt. Beiden ist die Schlange heilig. Dem Asklepios, der nicht nur als Arzt der Kranken, sondern auch als Hort der Gesunden verehrt wurde, windet sich die Schlange um den Stab (Aesculapstab), und die Gesundheitsgöttin Hygieia tränkt die Schlange aus einer Schale. Unter meinen Hygieiaexemplaren befindet sich ein unediertes von größerer Seltenheit; statt wie gewöhnlich rechts steht die Göttin links und füttert aus einer Schale in der Rechten die in der Linken gehaltene Schlange.

Seitdem ich im kleinasiatischen Phrygien in der Krösusstadt Sardes die zwei riesigen Säulen des ehemaligen Kybeletempels zum Himmel ragen sah, habe ich erhöhtes Interesse an zwei meiner Tomismünzen, welche das Bild der Kybele zeigen. Die Mythe sagt von dieser Göttin, daß sie auf löwenbespanntem Wagen unter lärmender Paukenmusik durch die Wälder raste, ihren Liebling Attis suchend. Dargestellt wird sie als Gabenspenderin mit der Schale in der Hand. An die Mythe

erinnern das Tympanon, auf welches sie ihren Arm stützt, und die Löwenfüße an ihrem Throne. Auf manchen Abbildungen sitzen die zwei Löwen auch zu den Füßen der Göttin.

Zur Klassifikation der Tomismünzen der Kaiserzeit dienen nicht nur die auf den Münzen abgebildeten Kaiser, sondern auch die Wertzeichen. Die in Tomis geprägten Scheidemünzen — für Gold und Silber war ausschließlich das allgemeine Reichsgeld in Kurs — wurden in vier verschiedenen Werten ausgegeben. Es gab Einer, Zweier, Dreier und Vierer. Die Einer, zu welchen namentlich alle Prägungen mit dem jugendlichen Tomoskopf gehören, trugen kein Wertzeichen; dies offenbar deshalb, weil sie an der Kleinheit der Form sogleich zu erkennen waren. Die übrigen Werte aber wurden in der Regel auf der Rückseite der Münzen durch die Buchstaben *B*, *Γ*, *Δ* vermerkt. Da besonders die Zweier, aber auch schon die Dreier seltener sind als die Vierer, so ist der Sammler vor allem stolz auf eine schöne Anzahl von *B*- und *Γ*- Münzen.

Obgleich meine Sammlung von Tomismünzen klein ist, so hat mir dieselbe doch schon viel Freude durch den Umstand bereitet, daß sie mich an die Kultur und die Geschichte der antiken Stadt Tomis erinnert, die seit Jahren mein besonderes Interesse in Anspruch genommen hat.

Bukarest, den 12. Februar 1911.

Tomos als Stadtgründer. Weintraube.

Im Teichgebiete der Colentina.

7. Ein altrumänischer Fürstenhof.

Das Sommerschloß in Mogoschoia.

Vorstadtbilder — Großartige Architektur — Wechselvolle Schicksale — Die Hauptfassade — Ruin und Zerfall — Das Kapellchen — Eine starke Frau — Bauernhochzeit.

Im Eisenbahnzuge bemerkte ich öfters zwischen Chitila und Buftea in östlicher Richtung mehrere Gruppen von Riesenbäumen und dazwischen ein von hohen Schornsteinen überragtes Dach. An dem Gebäude selber vermochte ich keine Einzelheiten zu erkennen. Eine Beratung der topographischen Karte ergab, daß die Gebäulichkeiten beim Dorfe Mogoschoia an den vom Flüßchen Colentina gebildeten Teichen liegen müssen. Als mir dann die Januarnummer (1909) der Vierteljahrsschrift der Kommission für Erhaltung der nationalen Denkmäler in die Hände kam, wußte ich auch, daß jenes große Haus ein rumänischer Fürstenhof war und architektonisch zu den wenigen alten

Profanbauten des Landes gehört, welche vom künstlerischen Standpunkte aus Beobachtung verdienen. Es stand nun bei mir fest, daß die nächste Gelegenheit zum Besuche dieses von Bukarest in kurzer Zeit zu erreichenden Baudenkmals ergriffen werden sollte. Der Besuch des Generalvikars Malinowski aus Jassy im Mai vorigen Jahres bot mir den erwünschten Anlaß.

Nachmittags um 2 Uhr fuhr unser Wagen aus der Esculapstraße heraus und nahm die Richtung nach Nordwesten. Vor dem Auge flog bis zum Nordbahnhof der Alltagszyklus gewöhnlichster Stadtbilder vorüber, denen man schon längst keine Beachtung mehr schenkt. Erst in der langen Vorstadt, die sich noch weit über den Vinerifriedhof hinauszieht, lenkten Gruppen festlich gekleideter Bauersleute, dann wieder zerlumpter aber froher Zigeunerkinder und feinaufgeputzter Hauptstadtmenschen die Aufmerksamkeit auf sich. Es ist Sonntag. Scharenweise sind die Landleute mit ihren Wagen in die Stadt gekommen und vergnügen sich bei der melancholischen Musik der nie fehlenden Lautari in den Gärten der Vorstadtkneipen. An und über den niedern Häuschen sind oft riesige Aushängeschilder angebracht, welche mit ihren drolligen Aufschriften, ihren künstlerischen Darstellungen und ihrer schreienden Farbenpracht auch den stärksten Gegenwillen brechen und zur Einkehr veranlassen.

Wenn auch die liebe Sonne und der helle Himmel die Sonntagsfreuden verschönerten, so sorgten doch Wind und Staub dafür, daß Lust und Fröhlichkeit den Höhepunkt nicht erreichen konnten. Wir hatten vor allem dann unter den Windstößen zu leiden, als wir durch freies Feld dahinfuhren, auf welchem das Fehlen von Windfängen in der Natur der Sache liegt. Gar zu stark war die Belästigung doch

nicht, und der Ausblick hinüber zu den Alleebäumen der Chaussee Kisselef und zu den weitausschauenden Sitzreihen des großen Rennplatzes war frei. Uebrigens hatten wir bald sowohl die Bahnlinie nach Constantza, als jene des Festungsgürtels gekreuzt und sprengten in das langgestreckte Dorf Mogoschoia ein.

Links in einem Parke reckten Säkularbäume ihre noch stolzsitzenden Wipfel zum Himmel. Ohne Zweifel standen wir vor dem Hofpark, und hätte das Holzlattentor nicht den Weg versperrt, so hätten wir durch die weitläufigen Anlagen zu unserem Ziele gelangen können. So aber wurde uns bedeutet, weiter durch das Dorf zu fahren und dann links abzubiegen. Man konnte sich nicht irren. Am Ende einer mit schönen Häuschen besetzten Seitenstraße erblickte man nämlich das in den Schloßhof führende Eingangstor, über dem sich ein niedriger Turm mit umlaufender Laube erhebt. Unser Rosselenker sprengte unter lautwiderhallendem Peitschenknall auf das Eingangstor zu, hielt links vor demselben an, neben einer Kirche und im Schatten tiefdunkler Bäume. Die Besichtigung der Kirche auf den Schluß unseres Besuches verschiebend, traten wir durch das große Tor und fanden uns plötzlich vor dem im weiten Hofraum stehenden alten Fürstenpalast.

Ueberwältigend war der erste Eindruck, zugleich aber auch beklemmend und zu tiefer Melancholie und Trauer stimmend. Einfach und großartig ist die Architektur des in ein niedriges Erdgeschoß und in das glänzende Hauptstockwerk geteilten Baues. Weit tritt ein von schlanken Säulen getragener Balkonbau aus der Ostfassade hervor, der von bester architektonischer Wirkung ist. Alles zeigt schöne Verhältnisse; der Schmuck der Sockel und Kapitäle, der aus durchbrochenen Steinplatten gebildeten Brüstungen und der

über den Säulen gewölbten Kleeblattbogen ist vornehm und entbehrt nicht einer gefälligen Eigenart. Wie angenehm und froh mußten hier die Plauderstündchen verstreichen, wenn sich die Inwohner des Schlosses während der drükkenden Sommermonate in den Schatten dieses Balkons setzen und den kühlen, vom Parke herkommenden Luftzug genießen konnten.

Aber es ist schon lange her, seitdem fürstliche Schloßbewohner hier gewesen und Hof gehalten haben. Fast zweihundert Jahre haben am Ruin und Zerfall dieses herrlichen Sommersitzes gearbeitet, nachdem sein Erbauer sich seines Werkes nur zwölf Lenze lang hatte erfreuen können. Es war der Landesherr Konstantin Brankowan, der das eigenartige Bauwerk erstellen ließ. Nebst seinen Residenzen in Tirgoveste und Bukarest hatte er auch noch seine eigenen Landhäuser. Der vom Fürsten bevorzugteste Landsitz war derjenige von Mogoschoia. Dieser lag nicht weit von Bukarest und dazu noch an der Hauptstraße, welche nach der alten Hauptstadt Tirgoveste führte, so daß er als erste, beziehungsweise als letzte Halt- und Ruhestelle dienen konnte. Hier wurde auch selbst im einfachen Landhause empfangen. Nachdem sich aber Brankowan durch seine gewandte Politik, bei der er allerdings nicht sehr wähleriſch in der Anwendung der Mittel war, das Vertrauen sowohl des Kaisers in Wien, als auch des Sultans erworben hatte und auf der Höhe des Glückes und des Reichtums stand, glaubte er sich nicht mehr mit den einfachen Landhäusern in Mogoschoia zufrieden geben zu dürfen und baute deshalb an deren Stelle das prächtige Schloß, welches 1702 vollendet wurde. In einem der Prunksäle ließ er später den großartigen Empfang malen, den ihm der Padischah 1703 in Adrianopel bereitet hatte.

Die Macht und der Reichtum des gewandten Landesherrn hatten aber den Neid und den unversöhnlichen Haß einiger Großen heraufbeschworen. Der Erfolg ihrer jahrelangen Ränke bestand darin, daß Brankowan, der sich unglücklicherweise auch die Russen zu Feinden gemacht hatte, nach Konstantinopel geschleppt und dort 1714 als Hochverräter zugleich mit seinen drei Söhnen enthauptet wurde. Der Tod des Fürsten bedeutete auch den Zerfall und den Ruin seines Sommerschlosses von Mogoschoia. Da Brankowan als fabelhaft reich galt, ließen die Türken seine Schlösser ausrauben und die kostbaren Möbel wegführen. Der wundervolle Sommersitz von Mogoschoia wurde sodann als gewöhnliches Nächtigungshaus benutzt, in dem die Reisenden für sich, ihre Pferde und ihre Wagen Unterkunft fanden. Nachher hatte das Gebäude in den verschiedenen russisch-türkischen Kriegen zu leiden, und einmal war sogar seine vollständige Niederlegung beschlossen.

Wenn man die vielen Nöten liest, welche über dieses Schloß gekommen sind, so wundert man sich wahrhaftig, wie noch so vieles vor der gänzlichen Zerstörung gerettet werden konnte. Wir umgingen natürlich von allen Seiten die ganze Ruine und erfreuten uns besonders an der Hauptfassade, welche dem kleinen See zugekehrt ist. Sie ist reizend in ihrer Einteilung und köstlich in ihrer Anlage. Ungefähr in der Mitte liegt eine offene tiefe Loggia und rechts und links davon je eine über die Hauptlinie nur wenig vortretende kleinere Loggia, die mit ihren von zwei Säulen getragenen Hochbogen bis zum Dache reichen und die breite Fassadenfläche harmonisch gliedern. Das Gebäude könnte ganz gut am Canale Grande in Venedig stehen und müßte dort in angenehmster Weise die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Namentlich erinnert die prächtige

Loggia an die Lagunenstadt. Und hier in Mogoschoia muß der Ausblick zwischen den feingewundenen Säulen hindurch noch herrlicher gewesen sein als dort. Gerade zu Füßen lag der fischreiche See, an seinen kühn geschwungenen Ufern stand da und dort dichtes von knorrigen Bäumen überragtes Gebüsch, und in der Ferne breiteten sich bis zum Horizonte die Weizen- und Maisfelder aus, welche den Reichtum des Bojaren und Fürsten ausmachten.

Da wo einst vor dem Palaste das Ufer eingedämmt und mit Spazierwegen und duftigen Blumenbeeten geziert war, wachsen jetzt Sumpfpflanzen und hohes Schilf. Einige kleine Plätzchen hat der Bauer mit Kartoffeln, Tomaten und Salat bepflanzt. Die Stimmung ist deshalb eine tief melancholische. Alles atmet Ruin und Zerfall. Die klaffenden Fensteröffnungen des verwahrlosten Schlosses glotzen wie leere Augenhöhlen in die Welt hinaus, die habgierigen Raubvögel nisten in dem alten Gemäuer, das ihnen zugleich versteckte Ausschaupunkte zur Jagd auf die lieben kleinen Sänger in Schilf und Flur bietet, und selbst die Pflanzenwelt scheint sich nicht mehr recht heimisch zu fühlen an dem sumpfigen Wasser, von dem Algen und Tang bis auf den Grund Besitz ergriffen haben. Der Eindruck des Düstern und Traurigen wurde anfänglich durch das glänzende Farbenspiel gemildert, das die goldene Sonne über Wasser und Feld, über Matten, Bäume und Gestrüpp gegossen. Aber bald verschwand auch dieser Zauber; plötzlich verhüllte sich die Sonne, schwere, dunkle Wolken zogen herauf und begannen unverzüglich die leuchtenden Farben zu dämpfen und alles in Grau und Schwarz zu legen.

Vor dem in Strömen fallenden Gewitterregen flüchteten wir in ein kleines Kapellchen, das zwischen hohem

Das Fürſtenſchloß von Mogoſchoia. Faſſade gegen den Teich.

Gesträuche versteckt und von Riesenbäumen überdacht am Rande des Parkes steht.

Im ersten Augenblicke war ich nicht wenig erstaunt, hier neben diesem rumänischen Fürstenschlosse eines durch und durch orthodoxen Bojarengeschlechtes eine, wenn auch bescheidene und dem Besucher nicht leicht in die Augen fallende, katholische Kapelle zu finden. Sogleich erinnerte ich mich aber, daß mir meine geistlichen Freunde schon von diesem Heiligtum und von den darin abgehaltenen Gottesdiensten gesprochen hatten.

Während draußen durch den schweren Regen die Blitze zuckten und die Donner rollten, nahmen wir die Kapelle in Augenschein. Obgleich sie erst in neuerer Zeit erstellt worden, hat sich auf dieselbe doch schon der Keim des Zerfalles, der am Schlosse unaufhaltsam weiterfrißt, übertragen und das Verwüstungswerk begonnen. Wie leid muß das der edeln Frau tun, welche für sich und für ihre Kinder das Kirchlein erbauen ließ und auch im Juli 1893 in dessen Nähe ihre Ruhestätte gefunden! Fest hielt sie auch in dem orthodoxen Lande an ihrer katholischen Religion und sie kümmerte sich wenig darum, wenn sie deshalb als bigott galt. Daß sie sich als eine starke und entschiedene Frau zeigte, ist übrigens nicht zu verwundern, denn sie war die Tochter des französischen Brigadegenerals Ney, Herzogs von Elchingen, der im Krimkriege zu Gallipoli 1854 starb.

Nach Mogoschoia kam diese edle Tochter Frankreichs durch ihre Heirat mit dem Fürsten Nikolaus Bibescu, dem Sohne des Landesherrn Bibescu, der von 1842 bis 1848 in der Walachei regierte. Von der Familie der Brankowan war das Gut von Mogoschoia durch Heirat auf die Familie der Bibescu übergegangen. Nikolaus Bibescu, der

in Frankreich gebildet und auch am Hofe Napoleons III. bekannt war, setzte die von seinem Vater am Schlosse begonnenen Erneuerungsarbeiten fort, brachte es aber nur zur Bedachung des interessanten Baues, dessen Inneres vollständig leer steht. Er starb drei Jahre vor der Gattin und wurde hier auf seinem Gute beigesetzt.

Das Gewitter dauerte nicht lange an. Nach Erfrischung der Natur durch den wohltuenden Regen und bei neuem Sonnenscheine konnten wir uns in dem weitläufigen Parke ergehen und an den langgestreckten Treibhäusern und Blumenanlagen des modernen Landhauses des Nikolaus Bibescu vorbeiwandeln. Endlich lenkten wir unsere Schritte vor die Umfassungsmauer zur Besichtigung der schon im Jahre 1688 vom Fürsten Brankowan gebauten Hofkirche. Da aber darin gerade die Zeremonie einer Trauung stattfand, wollten wir nicht stören und sahen deshalb von einem Besuche ab. Kaum hatten wir aber den Wagen bestiegen, so erschienen die Neugetrauten und ihre Gäste im säulengetragenen Vorraum der Kirche. Wir ließen sofort in den Schatten eines Baumes fahren, um von dort aus der Abfahrt der vielen mit Grün gezierten Bauernwagen zuzusehen, welche unter den hohen Platanen des Kirchplatzes standen und den Hochzeitszug in den Weiler zurückführen sollten. Das Bauernvolk trug seine gestickten und farbenzarten Feierkleider. Tiefer Ernst war auf allen Gesichtern zu lesen. Rasch wurden alle Wagen besetzt. Die Braut, um deren Lippen kein Lächeln und in deren Zügen keine Freude zu sehen war, stieg einzeln auf einen Wagen. Ihr gegenüber nahmen mit Mandoline und Geige bewaffnet zwei Zigeunermusikanten (Lautari) Platz, die sofort mit ihrem leidenschaftlichen Gesang und Spiel einsetzten, als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde.

In dem rasenden Zeitmaß der Zigeunermusik galoppierten die Pferde durch die lange Dorfstraße, an der viel schaulustiges Volk Spalier bildete. Bis vor das Dorf, wo die Hochzeitswagen gegen den Weiler Chitila abzweigten, bildete unser Fiaker den Schluß des eigenartigen Aufzuges.

Bukarest, den 6. April 1911.

Die Hofkirche von Mogoschoia.

SCHIEDAM

Auf dem Baragan.

8. Durch den Baragan an den Iſter.

Ueber Cinlnitza nach Calaraſch.

Hochland und Ebene — Durch lachende Saaten — Kurzweiliger Aufenthalt — Ein einfaches Mittel — Auf dem Papier — Ausläufer des Balkans — Am Borceaarm — Die Arkadenhalle — Angehalten.

Wer verzeiht es nicht dem Bergbewohner, wenn er von der Mannigfaltigkeit und Pracht ſeiner heimatlichen Höhen eingenommen jeden Verſuch zurückweiſt, der ihm die Ebene als ſchön hinſtellen möchte! Und doch hängen die Bebauer der Niederungen mit nicht weniger Liebe und Begeiſterung an den plattgeſtreckten Aeckern und Weideplätzen der Ebene als die Höhenmenſchen an den Wäldern, Matten und Alpen ihres zerklüfteten und zerriſſenen Bergreiches. Es läßt ſich nicht leugnen, da wie dort wechſeln Farben und Lichter in buntem Spiele, und da wie dort ſprudeln jene Zauberquellen der Phantaſie und der Poeſie,

welche Künstler und Dichter zu ihren Schöpfungen anregen und begeistern.

Da ja mein Auge von Jugend auf an Berg und Hügel gewohnt war, vermochte mich die Ebene beim ersten Begegnen mit ihr in keiner Weise zu fesseln. Je öfters mich aber der auf schnurgerader Bahn dahinrasende Eilzug durch die ungarische Tiefebene mit ihren wogenden Saaten und ihren melancholisch poesievollen Pusten führte, und je öfters ich von Bukarest durch den Baragan an die Donau reiste, um so mehr wuchs mein Interesse für die Ebene, und um so tiefer ließ mich diese in ihre Geheimnisse schauen. Hier fesselt unsere Aufmerksamkeit in erster Linie das Kleine und Unscheinbare, das bescheidene Blümlein im Felde und die am Wegrande hinlaufende Hecke, in welcher sich die Insekten tummeln und die Vögelein ihr neckisches Versteckspiel treiben. Wie sich aber manchmal in derselben Rechnung unendlich klein und unendlich groß zusammenfinden, so bietet auch die Ebene diese Gegensätze. Erheben wir nämlich unsern Blick von der Kleinwelt zu unsern Füßen, so schweift das Auge auch schon, gleichsam ohne den Boden zu berühren, bis zum entferntesten Horizonte, an dem die Sonne mit ähnlichem Prunke auf- und niedergeht wie am Meereshorizonte.

Mit Vorliebe lassen die Dichter ihre Helden, Horden und Krieger nach stattgehabter Rast auf pfeilschnellen Rossen über die glatten Ebenen dahinjagen. Wie oft hatte auch ich den Wunsch, im Wagen mit vorgespannten galoppierenden Pferden den Baragan zu durchqueren, um mich am Frieden und an der Poesie dieser herrlichen rumänischen Ebene zu ergötzen. Bis jetzt war mir dies nicht gelungen. Immerhin fand ich einigermaßen einen Ersatz dafür in einem Ausfluge, den ich mit zwei Freunden im letzten Maimonat

der Provinzſtadt Calaraſch und der dort vielarmigen Donau abſtattete.

Sehen wir ganz ab von den ſchönen Ausblicken auf die Krankenanſtalten Marcutza und Pantelimon, ſowie auf die turmreichen Klöſter Cernika und Paſerea, welche vom Zuge aus bald nach dem Verſchwinden des Stadtbildes von Bukareſt das Auge erfreuen, ſo iſt es überhaupt ein wahrer Seelengenuß, durch die hohen, der Reife entgegenlachenden Saaten und durch die üppigen Maisfelder zu fahren. Wie viele Hunderttauſende von Menſchen werden dieſes Jahr dadurch reich und glücklich werden, wenn die Ernte ſo ausfällt, wie ſie es heute hoffen läßt. Belebt wird die fruchtbare Ebene durch das viele Bauernvolk, welches in großer Anzahl den herrlichen Tag zur Arbeit in den Maispflanzungen benutzt. Durch das leuchtende Rot und durch das ſchimmernde Weiß ihrer Kleidung machen ſich die Arbeiter und Arbeiterinnen weithin bemerkbar. Die Dörfer liegen meiſt von der Bahnlinie weit ab, weshalb man überall Pferde und Wagen ſieht, mit welchen die Leute ins Feld gefahren ſind. Auf und um dieſe Wagen bildet ſich manches hübſche Grüppchen von Kindern, die ſich hier durch luſtige Reigen und Sprünge ermüden und ſolange in Sand und Ackerboden geſchäftig ſpielen, bis ſie der Schlummerengel zum traumreichen Schlafe unter das Zeltdach des Wagens oder auf den ſonnengewärmten Raſen bettet.

In weiter Ferne erſcheinen gegen Norden von Zeit zu Zeit Baumgruppen. Sie bilden die maleriſche Umrahmung der Dörfer, welche am Ufer der träg durch die Ebene ſchleichenden Jalomitza liegen. In Ciulnitza, beinahe im Mittelpunkte des Baragan, verlaſſen wir den Zug, welcher nach einigen Stationen die große Donaubrücke paſſiert und dann quer durch die Dobrogea ans Schwarze Meer nach

Constantza geht. Wir nehmen nun die Seitenlinie, auf welcher wir in genau südlicher Richtung nach der Donaustadt Calaraſch kommen. Solch kleinere Aufenthalte auf den Stationen, wie heute in Ciulnitza, ſind mir bei Ausflügen nicht unangenehm, beſonders wenn es ſich um eine größere Station handelt, wo ſich Züge kreuzen und wo viel Bewegung und Leben herrſcht. Es hat ja auch ſeinen Reiz, in den Einſteigehallen zwiſchen dem reiſenden Publikum zu wandeln und ſich das Leben des Bauernvolkes anzuſehen. Und wie glücklich iſt nicht der Bauer, wenn man ihn anſpricht und nach ſeinem Reiſeziele fragt!

Den an ſich langweiligen architektoniſchen Linien und Formen der Bahnhofanlage in Ciulnitza wußte man durch ein ganz einfaches Mittel ein recht freundliches Ausſehen zu geben. An den Stützen des langen Vordaches ranken nämlich wilde Reben empor und verhängen mit ſolch üppiger Fülle die ganze Halle, daß man ſich unter ihr zu allen Tageszeiten vor der blendenden und erhitzenden Sommerſonne ſchützen kann. An die Schmalſeiten des Gebäudes reihen ſich lange und hohe Baumzeilen. Als wir ſchon viele Kilometer ſüdlich gefahren waren, machten ſich immer noch die Giebel des roten Ziegelbaues und die hochragenden Baumkronen in der endloſen Ebene bemerkbar. Der Teil, den wir eben durcheilten, diente bis in die neuere Zeit hinein als Weideland. Erſt ſeit wenigen Jahrzehnten geht hier der Pflug. Ein flüchtiger Blick auf die topographiſche Karte belehrt uns, daß auf dieſem Landſtriche die Dörfer ſpärlich geſät ſind und daß mehrere mit ihrer Anlage und ihren Straßenzügen ſogar nur auf dem Papiere ſtehen, ohne in Wirklichkeit vollſtändig bezogen und beſetzt zu ſein. Auch in dem großen Dorfe Siliſtea, das in der Mitte der Zweiglinie liegt, konnte man größere

Lücken abgegrenzter, aber unbesiedelter Wohnsitze bemerken.

Als wir weiter fuhren, schwand nach und nach der Eindruck der unermeßlichen Ebene, denn gegen Süden und Osten stiegen Hügelreihen empor. Diese nördlichen Ausläufer des Balkan drängen sich hier bis hart an die Donau heran und zwingen sie, ihren östlichen Lauf zu ändern und auf einem Umwege gegen Norden die Ausmündung ins Schwarze Meer zu finden. Bald steigen auch deutlich Türme, Giebel und Kasernenbauten von Calarasch aus der Ebene auf, und nach wenigen Minuten hält der Zug im Nordosten der Stadt. Wie überall in den rumänischen Hauptorten, geleitet den Ankömmling auch hier eine prächtige Schattenallee bis zur Hauptstraße. Wir geben dem Fiaker die Weisung, uns durch die bessern Straßen nach dem Donauhafen zu bringen. Die Stadt bietet keine Sehenswürdigkeiten, zählt aber immerhin einige ansehnliche Paläste und in schattigen Gärten stehende Villen. Nach kurzer Fahrt waren wir an der Donau, das heißt an ihrem Borceaarm.

Bei der Dampfschiffländе stiegen wir ab. Wie an den meisten rumänischen Donauhäfen, ergötzt nun auch hier eine zum Teil offene Arkadenhalle das Auge. Die Motive zu den Bogen und zu den an sie anschließenden Bauteilen sind alten Klöstern des Landes entnommen. Dieser sog. rumänische Stil hat etwas Eigenartiges an sich, wirkt aber durchaus nicht unangenehm. Da wir bis zum Abendzuge genügend Zeit hatten, wollten wir uns eine kleine Donaufahrt nach dem in der Dobrogea gelegenen Ostrov erlauben, und nahmen deshalb für das nächste Lokalschiff Hin- und Rückfahrtkarten. Da die Sonne ziemlich heiß brannte, wollten wir sogleich ein luftiges und schattiges Plätzchen auf dem kleinen Dampfer aufsuchen. Während aber die

übrigen Fahrgäſte unbehelligt einſteigen konnten, wurden wir drei Schwarzröcke von einem bürgerlich gekleideten Manne angehalten. Er wollte unſere Namen kennen, Ziel und Zweck unſerer Ausfahrt wiſſen und verlangte uns endlich in nicht ſehr freundlicher Weiſe Reiſepäſſe ab. Da ich Miene machte, von Bukareſt telegraphiſch Reiſeerlaubnis zu erbitten, wurde der nicht reglementariſch gekleidete Polizeimann kleinlaut und ließ uns ziehen.

Siliſtria und Oſtrov.

Ueberſchwemmungsgebiet — Die bulgariſche Flagge — Minarette — Ein türkiſches Bollwerk — Durostorum — Untermöſiſche Biſchöfe — Ulfilas, der Gotenapoſtel — Das ſüdweſtlichſte Grenzſtädtchen.

Das Schiff fährt in großem Bogen vor der Stadt herum, ſo daß vom Bord aus die Hafen- und Quaianlagen zur Geltung kommen. Kaum lenken die Steuerleute das Fahrzeug ſüdwärts, ſo hat man auch ſchon rechter Hand eine ungeheuer große Waſſerfläche vor ſich, welche in weiter Ferne von ſchönen Ufern begrenzt wird. Es iſt dies einer jener vielen Seen im untern Donaugebiet, welche ſich oft weit in das Land hineindrängen, zur Zeit der Frühlingsüberſchwemmungen von dem Strome friſches Waſſer erhalten und den Fiſchen bequeme Laichſtellen bieten. Werden zur richtigen Zeit die Hauptzuzüge zu dieſen Seen durch Gitterwerke abgeſperrt, ſo können die Fiſche bis zu beliebigen Größen auf ihrer Rückkehr zum Strome an dieſen Sperren aufgehalten und gefangen werden. Ganz in der Nähe von Calaraſch fuhren wir an ſolchen Reuſen vorbei, durch welche das Waſſer in ziemlich ſtarker Strömung floß, denn die Donau war bereits im Sinken begriffen.

Die Fahrt durch den Borceaarm, der ziemlich ſenkrecht zum Hauptſtrom abzweigt, bietet wenig Sehenswer-

tes; es sei denn, daß man an dem Spiele der Fluten Interesse findet, die das eine Ufer unterspülen und zum Einsturz bringen und an dem andern Ufer das gelöste Material wieder zu bestellbarem Felde aufschichten. Tausend Schleichwege findet das Wasser in diesem Gewirr von Schilf und Busch zu seinen zerstörenden und aufbauenden Arbeiten; aber weder die einen noch die andern haben Be-

Kaik am Donauarm.

stand, sondern sie sind vergänglich wie die Launen, welchen sie ihr Werden zu verdanken scheinen. Trotzdem wir dem Ende Mai entgegengehen, sind die spärlichen Felder dieses Ueberschwemmungsgebietes, die voriges Jahr nach den Stoppeln zu urteilen Mais gegeben haben, noch nicht bestellt. Diese Feldarbeiten richten sich hier nach dem Zurücktreten der Donauwasser.

Dort, wo sich die Borcea von der Donau abtrennt, hoffte ich auf einen guten Ausblick auf das bulgarische Ufer und auf die alte Festung Silistria. Daselbst sah man sich aber erst recht in einem solchen Gewirr von Inseln

und Wasserstraßen, daß man den Hauptlauf nicht mehr hätte herausfinden können, würden ihn nicht hochragende Schiffsschlote kenntlich gemacht haben. Als wir die Inseln endlich hinter uns hatten, winkte auch schon aus nicht weiter Ferne die bulgarische Flagge an der Dampfschifflände von Silistria. Außer einigen wenigen Häusern und halbabgetragenen Festungsmauern war von der Stadt nichts zu bemerken. Etwas weiter stromabwärts wurde das Auge aber ganz in Anspruch genommen von einem schönen Gelände und einem eigenartigen Stadtbilde.

Nicht die Häuserreihen, welche nach und nach an Hügeln und zwischen Bäumen und Gärten zum Vorschein kommen, haben etwas Charakteristisches an sich, wohl aber die zahlreichen Minarette, die aus den verschiedenen Stadtteilen schlank, elegant und stolz zum Himmel streben. Es sind dies Erinnerungszeichen daran, daß die Türken sich hier einst einen festen Platz ersten Ranges geschaffen; ferner sind es Wahrzeichen, daß der Mohammedanismus auch heute noch in der 15 000 Einwohner zählenden Stadt stark sein muß. Silistria war ein gewaltiges türkisches Bollwerk, und die russischen Generäle Langeron, Sayn-Wittgenstein und Krassowski haben die Stärke dieser Festung im russisch-türkischen Kriege von 1828 und 1829 in unangenehmster Weise erfahren müssen. Ja selbst der gewaltige Paskewitsch stellte im Orientkriege die Belagerung Silistrias im Jahre 1854 als erfolglos ein. Im letzten Kriege wurden Stadt und Festung im Februar 1878 geräumt und kamen durch den Berlinervertrag am 13. Juli 1878 nicht mit der Dobrogea an Rumänien, sondern an Bulgarien.

Schon die Römer hatten die strategische Wichtigkeit dieses Ortes eingesehen und Durostorum, wie Silistria im Altertum hieß, zu einer der bedeutendsten Garnisonsstädte

an der untern Donau gemacht. Von Vespasian bis Antoninus Pius stationierte hier die erste italische Legion und nach deren Versetzung nach Novae die elfte Legion Claudia. Als Beweise hiefür haben wir nicht nur Inschriften, sondern auch Legionarziegel, die in der Gegend gefunden wurden. Durostorum bildete, anschließend an Transmarisca (Turtukaia) im Westen und an Axiopolis im Nordwesten — ein Glied in der starken Kette der römischen Donaubefestigungen und war zugleich Endpunkt der von Markianopolis heraufkommenden Heer- und Handelsstraße, wie es deutlich die Peutinger'sche Tafel ausweist. Uebrigens nicht nur auf dieser antiken Reisekarte begegnet uns Durostorum, sondern es ist auch in den ältesten Itinerarien und im Verzeichnis der von Justinian gebauten oder restaurierten Plätze aufgezählt. Inschriftlich ist auch nachgewiesen, daß unser Ort römische Zollstation war. Diese gehörte zur Donauzone, welche dem Strome entlang aufwärts bis Sirmium sich erstreckte und zehn Zollstätten umfaßte. Nicht umsonst wurden deshalb in diesen Gegenden viele antike Zollbleie gefunden, durch welche, wie heutzutage, die Schnur gezogen wurde.

Antike Zollbleie.

Wenn ich aber mein Auge über die reizende Landschaft gleiten und auf dem fremdartigen Stadtbilde ruhen ließ, so dachte ich nicht so fast an das heidnische Durostorum zurück als vielmehr an das altchristliche. Gerade diese Erinnerungen an eine große christliche Vorzeit waren es nicht zum geringsten, welche mich seit langem zum heutigen Ausfluge antrieben, wo man wenigstens den Schauplatz von

weitem überblicken konnte. Eine Christengemeinde muß hier ähnlich wie im benachbarten Tomis schon sehr frühe bestanden haben, denn man begegnet hier schon zu Diokletians Zeit einem Bischofe Dasius, der als heiliger Martyrer verehrt wird. Die alten Bischofslisten geben für Durostorum noch die beiden Namen Jakobus und Monophilus an. Bischof Jakobus war 431 auf dem dritten allgemeinen Konzil in Ephesus, hing aber dort mit seinem Erzbischof Dorotheus von Markianopolis den Irrtümern des Nestorius an und nahm an dem Gegenconciliabulum des Johannes von Antiochien teil. Monophilus von Durostorum ist (458) Mitunterzeichner eines an den Kaiser Leo gerichteten Kollektivschreibens seiner untermösischen Kollegen von Abritica, Apiara, Nicopolis, Novae und Odessus. Kaiser Leo (457 bis 474) hatte nämlich von 59 Metropoliten schriftlich die Aeußerung ihrer Ansichten bezüglich der Glaubensbestimmung von Chalcedon einverlangt. Er wurde dazu bewogen, weil der Alexandriner Metropolit Timotheus Ailurus, ein heftiger Monophysit, gegen die Synode von Chalcedon und gegen den Papst Leo den Bann auszusprechen gewagt hatte. Die untermösischen Bischöfe nun — ihr Metropolit Valerian hat allerdings nicht unterschrieben — sprechen dem Kaiser ihre Anerkennung der Synode von Chalcedon aus. Ein Bischof von Durostorum, Dulcissimus mit Namen, wurde in Odessus beigesetzt. Die Grabinschrift soll ins 6. oder 7. Jahrhundert zurückweisen.

Die Erinnerungen an jene Jahrhunderte, wo die untere Donau Zeugin nicht nur der heidnischen, sondern auch der altchristlichen Kultur war, haben mich tief bewegt; geradezu ergriffen wurde ich aber in meiner Seele bei dem Gedanken, daß auch der Name des Gotenbischofs Ulfilas

an diese Gegend und höchst wahrscheinlich an diese Stadt Silistria geknüpft ist. Wie jedem deutschen Gymnasiasten wurde einst auch meinem jungen Sinne hohe Ehrfurcht vor diesem Namen beigebracht, mit dem ja die deutsche Literaturgeschichte beginnt. Mit Begeisterung wußten wir damals bei der Behandlung der gotischen Bibelübersetzung herzusagen: „Einsam, und von den übrigen späteren literarischen Erzeugnissen durch wenigstens drei Jahrhunderte getrennt, steht die Uebersetzung der Bibel durch den gotischen Bischof Ulfilas als das älteste Denkmal unserer Literatur da, einer Riesenburg ähnlich, an welcher das Zwerggeschlecht späterer Jahrhunderte mit ehrerbietiger Scheu vorübergeht" (Vilmar). Niemals kam es mir in jenen jungen Jahren, wo uns von der berühmten Gotenbibel in Upsala mit ihren purpurgefärbten Pergamentblättern und ihren mit Silbertinte geschriebenen Buchstaben gesprochen wurde, zum richtigen Bewußtsein, daß der Schauplatz der Tätigkeit des Ulfilas hier unten an der Donau gewesen war.

Ueber die Geschichte dieses interessanten Gotenapostels, welcher freilich mit den von ihm bekehrten Westgoten der arianischen Häresie anhing, ist man erst seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts besser unterrichtet. Damals fand nämlich der gelehrte G. Waitz auf einer noch dem 4. Jahrhundert angehörigen Pariserhandschrift einen das Leben des Ulfilas schildernden Aufsatz. Diese kleine Biographie muß zwischen den Jahren 381 und 384 geschrieben sein und ist laut Aufschrift verfaßt von Auxentius, Bischof unserer Stadt Durostorum. Aus den Angaben dieses für seinen Lehrer hochbegeisterten Schülers läßt sich feststellen, daß Ulfilas im Jahre 348 zum Bischof geweiht wurde und daß er als solcher sieben Jahre nördlich

Silistria zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

von der Donau gewirkt hat. Dann aber den Verfolgungen des heidnisch gebliebenen Athanarich weichend, ging er mit seinen christlichen Westgoten über den Strom in das römische Reich über und erhielt für dieselben von dem den Arianern günstigen Kaiser Constantius II. Wohnsitze nördlich vom Hämus. Aeußerst wichtig ist auch jene Bemerkung des Auxentius, daß Ulfilas in seinem vierzig Jahre umfassenden Episkopate nicht nur gotisch, sondern auch griechisch und lateinisch durch seine Schriften gepredigt habe. Gerade in Untermösien war bekanntlich neben dem griechischen auch das römische Element stark vertreten. Daß Ulfilas ein hochbegabter, feingebildeter Mann war, bekundet in unzweifelhafter Weise seine klassische Bibelübersetzung.

Daß Ulfilas und sein begeisterter Schüler und Mitarbeiter Auxentius für ihre Goten über der Donau fruchtbare und geradezu lachende Gefilde gefunden haben, be-

wiesen uns die herrlichen Ufer, an denen wir vorbeifuhren und die vor dem rumänischen Städtchen Ostrov in prachtvoll bebauten Hügeln ihren Höhepunkt erreichten. Es ist wohl nicht anders denkbar, als daß schon im Altertum hier hinaus schattige Spazierstraßen führten und daß sich die Reichen von Durostorum an diesen lieblichen Halden in Obstgärten und Weinbergen ihre hübschen Sommersitze geschaffen hatten. Wie kühlend muß hier oben in den Sommermonaten der Luftzug gewirkt haben, wenn er über die Donauwasser streichend auch die Hügel berührte, und wie wundervoll muß der Ausblick gewesen sein über die vielverzweigte Donau mit ihrer regen Schiffahrt und hinüber in die baumlose meerähnliche Ebene des Baragan! Auch heute wirkt der Anblick der obst- und weinbewachsenen Hügel wohltuend, und das amphitheatralisch zwischen Bäumen und Gärten aufsteigende Ostrov liegt reizend da.

Bis zur Rückkehr des Schiffes nach einer Stunde stiegen wir hier ab und machten einen Spaziergang durch die baumbepflanzte Hauptstraße dieses südwestlichsten Grenzstädtchens der Dobrogea, das ungefähr 3000 Einwohner zählt und auch eine kleine Garnison hat. Alles war auffallend reinlich, und es standen noch die Triumphbogen, welche zum gestrigen Nationalfeste des 10. (23.) Mai aufgepflanzt waren. Da und dort blickten auf der ansteigenden Südseite durch Seitengassen und Gärten schöne laubengeschmückte Häuschen und Landsitze herunter, welche in ansprechender Weise zu einem Landaufenthalte einladen. An Leuten sieht man alle möglichen Typen, ein echt dobrogeanisches Mischmasch verschiedener Nationalitäten.

Die Rückfahrt gestaltete sich recht hübsch, denn die Donauufer waren von der Sonne schön beleuchtet und nach Nordosten weithin sichtbar. Dort hob sich besonders das

Weiß eines Straßenzuges ab, der über einen Hügel führt. Wie sollte ich mich dabei nicht erinnert haben, daß auch im christlichen Altertume hier eine Straße durch die basilikenreiche Stadt Tropaeum nach der Nachbarmetropole Tomis am Pontus Euxinus führte? Auch die Donau lenkte Sinn und Phantasie in das graue Altertum zurück, denn von Durostorum an, wo die Donau an die letzten Ausläufer des Hämus stoßend nach Norden getrieben wird, nannten die Alten den Strom Ister und personifizierten ihn auf den Münzen mit dem Istrosgott. Aber ich beschäftigte mich nicht einzig mit der Vergangenheit, sondern auch mit der neuern Zeit und ließ mir vom Schiffskapitän die Grenzlinie zwischen Rumänien und Bulgarien zeigen. Weil auf zwei Punkten, wo je ein Piket Grenzsoldaten stationiert ist, die Flaggen lustig flatterten, konnte man leicht die Landesgrenze verfolgen. Von der Borcea aus machte Calarasch den Eindruck einer großen und bedeutenden Stadt. Als wir dort ankamen, ließen wir uns sogleich zum Bahnhof führen, wo der Abendzug schon bereit stand.

Nun ging es wieder zurück durch die melancholische Ebene des Baragan. Wie geheimnisvoll die Lichter der bisweilen von raschdahinziehendem Gewölk verhüllten Abendsonne wie verstohlen über die Felder huschten! Im sanften Windhauch der kühlenden Abendluft wiegten sich die Halme zur Ruhe. Nur selten sah man aus Feld oder Hecke ein Vöglein auffliegen, das sich sein Bettchen noch nicht endgültig zurechtgemacht. Alles bereitete sich für die Nachtruhe vor, und diese scheint hier in der echolosen Ebene doppelt feierlich und heilig zu sein.

Bukarest, den 6. April 1911.

Weihe der Kirche an den heiligen Basilius.

9. Wie meine Basiliuskirche entstand.

Der Bauplatz.

Strada polona — Schmaler Baugrund — Großartiger Entwurf — Die Geldmittel — Ghika-Budeşti — Erste Freude — Die Bauerlaubnis.

Seit drei Jahren führt mich mein Nachmittagsspaziergang mit Vorliebe von der Esculapstraße in den nordöstlichen Teil von Bukareşt, in die Strada Polona. Der Weg dorthin ist mir nicht unangenehm, denn er geht an der Josephskathedrale vorüber, kreuzt die von Fußgängern und glänzenden Herrschaftswagen stets belebte Calea Viktoriei (Siegesstraße) und läßt auch noch einen Blick in den Boulevard Coltzea werfen, der im modernsten Großstadtteil angelegt ist. Manchmal wählte ich bei meinen Spaziergängen absichtlich eine andere Richtung, um nicht in jene Gegend zu kommen, aber wenn ich auch weit draußen unter den

Schattenbäumen der Kisseleschaussee lustwandelte, machte es mich auf der Rückkehr doch noch an, den langen Umweg über die Polenstraße zu nehmen. Was mich mit so großer Macht dorthin zieht, ist die rumänisch-unierte Basiliuskirche, welche in einem schmalen, aber tiefen Garten steht.

Als ich im Jahre 1905 auf meinen heutigen Posten in Bukarest versetzt wurde, gehörte der Garten mit zwei daraufstehenden Wohnhäusern schon mehr als zwölf Jahre dem katholischen Ordinariate. Er wurde nämlich im Anfange des Jahres 1892 unter Erzbischof Palma mit der Bestimmung gekauft, daß in demselben für die unierten Rumänen ein Gotteshaus gebaut werden sollte. Die notwendige Kaufsumme war vom Papste zur Verfügung gestellt worden. Als Rektor des Kollegiums vom heiligen Athanas in Rom hatte ich den morgenländischen Ritus kennengelernt und dessen tief zur Seele dringenden Gesänge und Zeremonien liebgewonnen. Aber ungeachtet dieser Neigung für das Orientalische, und obgleich ich mit dem festgefaßten Entschlusse nach Rumänien kam, baldmöglichst ein rumänisch-uniertes Gotteshaus zu bauen, zog mich doch jener schmale Kirchengrund in der Polenstraße nicht an. Ich ließ mir vieles gegen jenen nicht weit von der Stadtperipherie gelegenen Platz einreden und begann mich wie andere mit dem Plane zu befreunden, es müsse möglichst im Mittelpunkte und zwar nach dem großartigen Entwurfe gebaut werden, wie ihn der italienische Architekt Magni ausgearbeitet hatte.

Nachdem ich aber einen bessern Einblick in die hiesigen Verhältnisse gewonnen hatte und feststellen konnte, daß über 5000 unierte Rumänen in der Hauptstadt wohnen, verging mir wie mit einem Male die Lust, eitel großartigen Plänen nachzuträumen, an deren Ausführung man kaum

nach einem Jahrzehnt hätte denken können. Es gab für mich nur noch den einen Gedanken, mit dem von meinem Vorgänger gesammelten Gelde für die kirchenlosen Unierten baldmöglichst ein Gotteshaus zu bauen und deren Pastorierung und Organisation unverzüglich an die Hand zu nehmen. Da die Geldmittel zum Ankauf eines neuen Baugrundes mangelten, mußte notgedrungen der Garten in der Strada Polona als Kirchenplatz gewählt werden. Es begannen nun meine häufigen Spaziergänge dorthin, und bald hatte ich auch die letzten Bedenken gegen den Platz überwunden. Ich befreundete mich sogar mit der schmalen und langgestreckten Form des Gartens, denn durch diese wurde die Größe der Kirche bedingt und auf jene Größenverhältnisse eingeengt, welche auch mit den vorhandenen Mitteln in Einklang gebracht werden konnten.

Wenn auch klein, so sollte nach meiner Auffassung die Kirche dennoch sowohl in Hinsicht auf Architektur, als auch bezüglich innerer Ausstattung und Möblierung weitgehenden Anforderungen der Kunst und des Kunsthandwerkes gerecht werden. Zu Anfang des Jahres 1909 war eine derartige politische und kirchenpolitische Lage im Lande, daß man voraussehen und hoffen konnte, es werde der Bau der ersten rumänisch-unierten Kirche in Rumänien nicht viel von sich reden machen und demnach die Gemüter nicht aufregen.

Am 21. Januar 1909 berief ich denn auch den Herrn Architekten N. Ghika-Budesti, entwickelte ihm meine Ideen über die zu bauende Kirche und bat ihn schließlich direkt um die Ausführung von Bauplänen. Unter den vielen tüchtigen Baumeistern Bukarests flößte mir für meinen Zweck keiner so viel Vertrauen ein, wie der genannte Herr. Wie kaum ein zweiter war Herr Ghika-Budesti in den bo-

denständigen Kirchen- und Klosterstil des Landes aus dem 15. und 16. Jahrhundert eingedrungen und hatte sich darüber durch mehrere gutdurchgeführte Restaurationsarbeiten in Baia, in Tirgoveste und Horez, sowie durch eine Reihe hübscher Veröffentlichungen ausgewiesen. Was ich aber gerade für die Architektur meiner neuen Kirche forderte, das war nationaler Stil und rein rumänischer Charakter. Wenn man weiß, daß es bezüglich nationaler Art und Gesinnung keine feurigeren Rumänen gibt, als die unierten Rumänen Siebenbürgens, so wäre es unnational und unpatriotisch gewesen, hätte man ihnen in Bukarest als Mittelpunkt eine Kirche bauen wollen, in der nicht jeder Stein auf reinen nationalen Klang abgestimmt wäre. Aber auch abgesehen von diesen patriotischen Erwägungen hätte ich mich für die Formen der Kirchen aus der Zeit des Woiwoden Stefan des Großen entscheiden können. Sowohl in der Bukowina, als auch in der Moldau habe ich die schönsten Vertreter dieses Kirchenstiles gesehen und hatte mich für denselben förmlich begeistert.

Nach der Unterredung mit dem Architekten verstrichen nur wenige Wochen bis zu meiner ersten großen Freude an meinem Kirchenbau. Schon am 1. März überraschte mich nämlich Herr Ghika-Budesti mit den fertigen Bauplänen. Der erste Blick auf dieselben befriedigte und beruhigte mich, denn ich sah im Bilde genau das vor mir, was ich gewünscht hatte. Die wirkungsvollsten Bauelemente der schönsten Moldauerkirchen, wie die sich verjüngenden Strebepfeiler, die wie ein breites Fries ringsumlaufenden Blindarkaden und die aus sternförmigem Unterbau sich erhebende Kuppellaterne kamen zur Verwendung. Mit Genugtuung bemerkte ich aber auch eine moderne Note in dem Plane. Die schießschartenähnlichen Fensterschlitze der alten

Projekt einer unierten Kirche in Bukarest von Magni.

Die Basilikuskirche.

Kirchen werden nämlich durch ordentlich weite Rundbogenfenster ersetzt. Unsere Zeit verlangt einmal nach viel Licht, und so wird nichts dagegen einzuwenden sein, wenn diesem Bedürfnisse auch in den Kirchen Rechnung getragen wird.

Selbstverständlich blieben die Zeichnungen nicht lange in meiner Hand, sondern wanderten schon am 4. März auf das Bürgermeisteramt und waren von einer Bittschrift begleitet, um Bauerlaubnis auf unserem Grunde in der Strada Polona zu erlangen. Da die Stadtbehörde nach drei Wochen erklärte, sie sei in diesem Falle nicht einzig zuständig, sondern bedürfe zuerst der Zustimmung des Kultusministeriums, so wurden die Pläne am 26. März dahin gebracht. Hier machten die Beamten Miene, Schwierigkeiten erheben zu wollen. Nachdem ich aber am 4. April persönlich dem Herrn Kultusminister Haret die Sachlage hatte auseinandersetzen können, war er wohlwollend genug, am 22. April die gewünschte Erlaubnis zu erteilen. Das Stadtbauamt, an welches jetzt die Pläne mit der Ministerialbewilligung zurückgingen, brachte nun aber gegen die Ausführbarkeit des Projektes einen Paragraphen der Stadtbauverordnung vor, welcher eine unüberwindliche Schwierigkeit in sich zu bergen schien. Es wird nämlich um jede Kirche herum ein zehn Meter breiter freier unbebauter Platz verlangt. Wie man auch nach den vorliegenden Plänen die Kirche in unsern schmalen Grund hineinstellt, ist diese Bedingung kurzweg unerfüllbar. Bei einer Besprechung der Angelegenheit mit dem Herrn Bürgermeister Vintilla Bratianu am 4. Mai erfahre ich aber, daß im Gebiete unseres Baugrundes ein neues Straßennetz festgestellt ist, und daß sich jetzt schon alle dort entstehenden Neubauten nach demselben richten müssen. Glücklicherweise wird sich nun eine der projektierten Straßen an unserem Platze so vorbei-

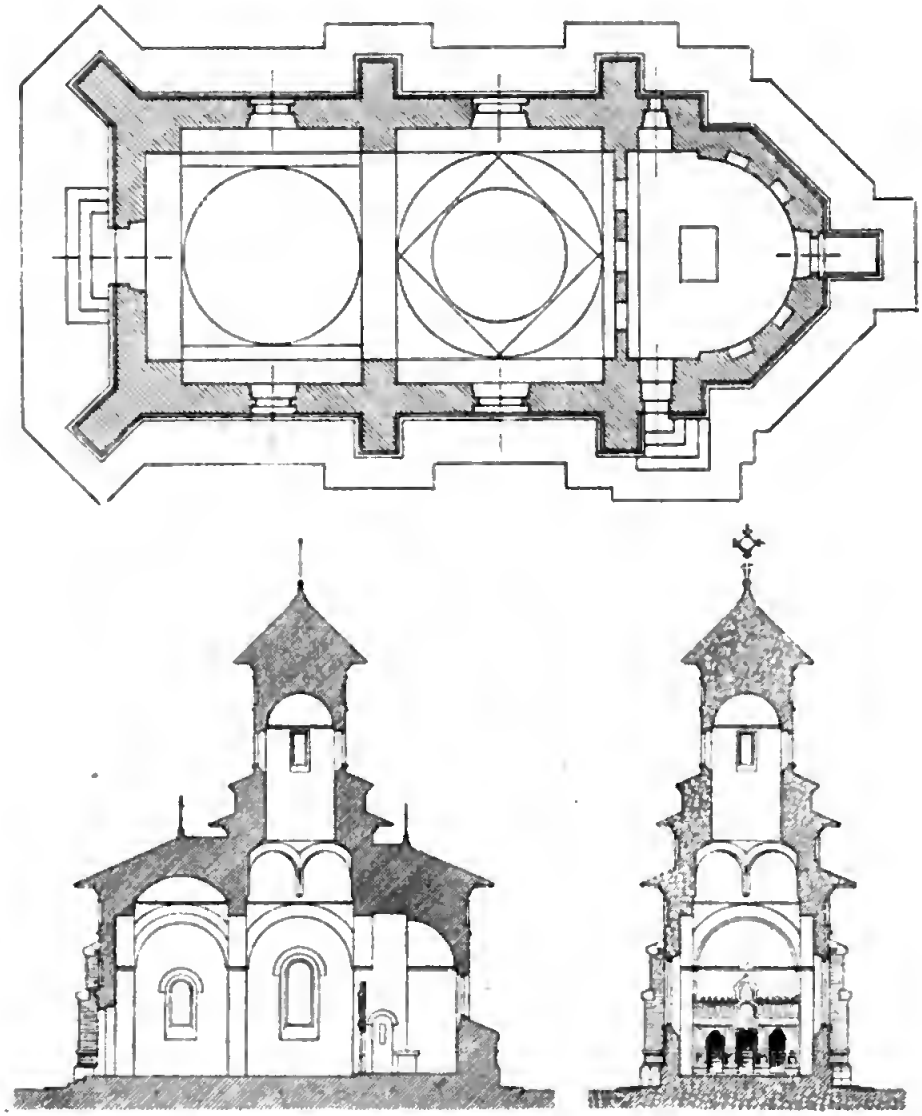
ziehen, daß die Kirche in einem Abstande von acht Meter parallel zu derselben gebaut werden kann. Nachdem mein Architekt im Situationsplane die Kirche gemäß der Forderung des Stadtbauamtes gestellt hatte, war der Herr Bürgermeister so freundlich, am 15. Mai die endgültige Bauerlaubnis zu erteilen.

Diese freudige Nachricht erhielt ich in Rom, wohin ich mich zum vorschriftsgemäßen Besuch der Apostelgräber, zur Berichterstattung über den Stand der Diözese und zur Teilnahme an den Heiligsprechungsfeierlichkeiten der Heiligen Oriol und Klemens Maria Hofbauer begeben hatte. Wie manchem Prälaten machte ich in Rom mit dieser Kunde Freude! Am meisten interessierte sich aber für das entstehende uniert-morgenländische Bauwerk der Heilige Vater Papst Pius X.

Die Bauzeit.

Telegraphischer Bericht — Weihe des Grundsteines — Fieberhafte Hast — Erfreuliche Fortschritte — Der Ikonostas — Die Kirchweihe.

Da keine Zeit zu verlieren war, — denn noch vor Winter sollte der Bau fertig sein — gab ich von Rom aus telegraphischen Befehl zum unverzüglichen Beginn der Arbeit. Nach Bukarest zurückgekehrt, wurde am 28. Mai der Bauvertrag mit dem italienischen Unternehmer, Herrn Cora, unterzeichnet, und am 3. Juni konnte ich bereits die Weihe des Grundsteines vornehmen. Um ja kein unnötiges Aufsehen zu erregen, erließ ich für diese Feier keine Einladungen. Mit Ausnahme einiger Arbeiter waren nur zehn Personen zugegen, und diese unterzeichneten dann auch die im Grundstein vermauerte Urkunde, nachdem sie mein Sekretär vor Beginn der kirchlichen Funktion verlesen hatte. Dieses Schriftstück bildet gleichsam den Geburts- und Tauf-



Grundriß, Längs- und Querschnitt der Basiliuskirche.

schein des neuen Heiligtums und enthält auch dessen Namen. Ich stellte nämlich dieses erste rumänisch-unierte Gotteshaus in Bukarest unter den Schutz des großen morgenländischen Kirchenlehrers Basilius, des berühmten Bischofs von Caesarea in Kappadozien. Als Benediktiner wurde mir schon im ersten Jahre meines Klosterlebens die

Verehrung des heiligen Basilius warm empfohlen. Der heilige Benedikt, der Patriarch der Mönche des Abendlandes, hatte nämlich vor dem großen Kappadozier eine sehr hohe Achtung und legte seiner eigenen Ordensregel die Prinzipien zu Grunde, auf welchen Basilius das Mönchtum des Morgenlandes aufgebaut hat. Diese Erwägungen bestimmten mich, dem Patriarchen der Mönche des Morgenlandes das neue Gotteshaus zu weihen; später bei der Ausmalung der Kirche ließ ich diesen Gedanken im Stifterbilde zum Ausdruck bringen.

Nach der Einweihung des Grundsteines begann auf dem Bauplatze mit fieberhafter Hast die Arbeit. Unter der Hand der Zigeuner und Zigeunerinnen, welche hier den Mörtel bereiteten und die Handlangerdienste verrichteten, verschwand rasch von den ringsum aufgeschichteten Ziegeln Haufe um Haufe. Bald ragten die Mauern zum Boden heraus. Von der Sockelhöhe an wurde das Mauerwerk sorgfältiger behandelt und beinahe jeder nach außen liegende Ziegel mit Schnur und Senkel in den Mörtel gebettet. Die Kirche bleibt eben nach außen ein Ziegelrohbau. Um die richtige Wirkung hervorzubringen, wurde für die Außenziegel nicht nur eine gepreßte Art verwendet, sondern auch eine solche von nur fünf Zentimeter Dicke. Wohl jeden zweiten Tag überzeugte ich mich von dem Fortschritt der Arbeit und freute mich, wenn ein Bauglied vollendet oder ein neues begonnen wurde. Nicht wenig interessierte mich der Bau der Apsiswölbung und des Kugelgewölbes im Schiffe. Bei beiden Teilen fügten die Maurer die Ziegel ohne Lehrgerüste aus freier Hand nur mit der Schnur aus dem geometrischen Mittelpunkte der Gewölbe zusammen. Mit noch größerer Spannung verfolgte ich die Konstruktion der Kuppel und der runden Laterne, welche

nach und nach in stetiger Verjüngung organisch aus den vier quadratisch angeordneten Hauptbogen herauswuchs.

Alles war dermaßen in Fluß, daß ich auf meine zweimonatlichen Ferien in Einsiedeln nicht zu verzichten brauchte. Es flog dann allerdings manche Zeile hin und her, und die Nachrichten über Verzögerungen in der Ablieferung wichtigster Arbeiten wären bald imstande gewesen, eine gewisse Unruhe in den Frieden meiner Klosterzelle hineinzutragen. Als ich aber am 8. Oktober wieder in Bukarest zurück war, konnte ich mit dem Stand des Baues vollauf zufrieden sein. Das Gebäude war eingedeckt und von der Höhe des Kuppelturmes prangte das Siegeszeichen des Christentums, das Kreuz, aus welchem in sinniger Weise ein hellvergoldeter Stern herausleuchtet. Die Silhouette der Kirche mit ihren vorstehenden Dächern und ihren Strebepfeilern, die sich auch an die Kuppel hinauf fortsetzen, ist äußerst charakteristisch, und ihr Aeußeres entbehrt auch des Malerischen und Farbigen nicht. Das Rot der Bauziegel, das auf allen Flächen ein sehr gleichmäßiges ist, wurde durch den grauweißen Ton der Fugenmasse gebrochen und durch Bänder verschieden grün emaillierter Ziegel gemildert, die sowohl über dem Sockel und unter dem Dachfries um die Kirche laufen, als auch am Kuppelturme die horizontalen Leitlinien begleiten. Einen wohltuenden Kontrast tragen in das Ganze hinein die weißen Decksteine der Strebepfeiler und die weißgetünchten Felder der Blindarkaden.

Nach der Rückkehr aus den Ferien war meine nächste Sorge der Bau des Ikonostases, denn ohne diesen Abschluß des Chores vom Schiffe konnte ich an keine Benutzung der Kirche denken, so sehr dies auch drängte. Da die Bilderwand in den alten rumänischen Kirchen als festes Mauer-

werk gebaut wurde, so zog ich ebenfalls für die Basiliuskirche diese Art von Ikonostas jener aus Holz vor, obgleich letztere heutzutage fast allgemein im Gebrauche steht. Wie in den römischen Basiliken die Abgrenzung des Altarraumes vom Schiff in die architektonische Gliederung des Ganzen hereinbezogen wurde, so darf dies gewiß noch weit mehr in den morgenländischen Kirchen geschehen, in welchen diese Schranke eine viel ausgesprochenere ist. Der Herr Architekt Ghika-Budesti war ebenfalls meiner Ansicht, und er machte überdies geltend, daß sich ein Ikonostas aus Mauerwerk mit Stuckverkleidung bezüglich malerischer Ausschmückung ausgezeichnet mit der Dekoration von Chor und Schiff zusammenstimmen lasse. Den bereits vorliegenden Plan unterzog der Architekt nochmals einer Durchsicht und entwarf überdies die Zeichnung für die drei Türen in der Bilderwand, die er sich aus durchbrochener Metall- und Gitterarbeit hergestellt dachte.

Die Maurer und die Stuckarbeiter hatten Mitte Dezember den Ikonostas vollendet. So konnte ich denn am 19. Dezember 1909, an welchem Tage die Orientalen nach ihrem Kalender das Fest des heiligen Nikolaus von Mira begehen, die feierliche Kirchweihe vornehmen. Bei dieser heiligen Handlung kam mir klar zum Bewußtsein, daß diese ein Ereignis von großer Wichtigkeit und Tragweite darstellt. Wie viele hatten diesen Tag herbeigesehnt und haben ihn nicht geschaut! Und wie viele trugen durch ihre milden Gaben zur Verwirklichung dieses Werkes bei! Es war eine Pflicht der Dankbarkeit, dieser edlen Seelen am Kirchweihtage im Gebete besonders zu gedenken. Bald nachher konnte ich den Wohltätern als bescheidene Weihnachtsgabe eine kleine Broschüre widmen, die neben den Plänen auch einige Ansichten der Basiliuskirche enthielt.

Digitized by Google

Geſchichtliches über die Paſtoration.

Regelmäßiger Gottesdienſt — Langjährige Bemühungen.

Mit der Kirchweihe und der darauffolgenden Liturgie begann der regelmäßige Gottesdienſt für die Unierten in ihrem eigenen Gotteshauſe. Faſt ein Jahr lang hatte ſich ſchon Hochwürden Dr. Johann Balan, der mir in zuvorkommendſter Weiſe von dem rumäniſch-unierten Metropoliten in Blaſendorf zur Verfügung geſtellt worden war, um die Sammlung und Paſtoration der Unierten bemüht. Nachdem er anfänglich nur zu den großen Feſtzeiten nach Bukareſt gekommen, nahm er hier ſeit dem 1. Sept. 1909, unter welchem Datum er ſeine Ernennung zum Pfarradminiſtrator der Baſiliuskirche erhielt, bleibenden Wohnſitz unter ſeiner Herde. Es bedurfte nur weniger Wochen, und ein großer Teil der Gläubigen begann, ſich um Kirche und Pfarrer zu ſcharen und kommt bis zur Stunde regelmäßig an Sonn- und Feiertagen zum Gottesdienſte, zu deſſen Glanz und Schönheit ein gutgeſchulter Geſangschor viel beiträgt. Anziehend wirken auch die Predigten, die vom Volke mit großer Aufmerkſamkeit und vielem Nutzen angehört werden.

Alle bis jetzt mit der Baſiliuskirche gemachten Erfahrungen haben jenen recht gegeben, welche ſeit Jahrzehnten behaupteten, daß die Bemühungen eines in Bukareſt angeſtellten Prieſters erſt dann von Erfolg gekrönt ſein werden, wenn die Gläubigen in einer eigenen Kirche vollſtändig nach ihrem orientaliſchen Ritus paſtoriert werden können. Seit einem Jahrhundert wurden für eine gedeihliche Seelſorge der Unierten Bukareſts Anſtrengungen gemacht. Schon im Jahre 1814 und ſpäter wieder 1816 bat der damalige lateiniſche Biſchof Ercolani den Erzbiſchof Johann

Das Muttergottesbild in der Apsis.

Bob von Blasendorf um Absendung eines unierten Priesters für die „vielen Griechischkatholischen" Bukarests. Endlich nach langen Verhandlungen zwischen dem Erzbischof von Blasendorf, dem Primas von Ungarn, dem apostolischen Nuntius und der Regierung von Wien wurde am 28. März 1818 Gregor Maior geschickt, welcher von Tausend unierten Gläubigen spricht, die sich mit der Zeit um ihn gesammelt haben. Schon dieser erste Priester, welcher in der Baratzie den Gottesdienst abhielt, dachte sehr lebhaft an den Bau einer eigenen Kirche und hatte schöne Versprechungen für das Aufbringen der notwendigen Mittel. In der Folgezeit wurde aber seine edle Absicht bekämpft. Als Maior anläßlich der Aufstände unter Tudor Vladimirescu nach Blasendorf zurückkehrte, erhielt er 1825 im Basilianermönch Benjamin Todor einen Nachfolger. Da aber auch dieser sah, daß ohne Kirche und freie Religionsübung nichts zu tun sei, und da er überdies gar keine oder nur eine spärliche Bezahlung erhielt, suchte er 1830 seine Heimat wieder auf. Im Jahre 1833 machte die österreichische Regierung nochmals Anstrengungen in Blasendorf für die Sendung eines Priesters. Der dortige Erzbischof wollte aber diesmal nur unter der Bedingung entsprechen, daß die österreichische Agentur in Bukarest für die Sicherheit des Priesters einstehe und denselben auch finanziell unterstütze. Die Unterhandlungen blieben resultatlos.

Erst unter dem lateinischen Erzbischof Palma von Bukarest wurde die Aktion für die Unierten wieder aufgenommen und zwar mit viel Energie. Hochwürden Dr. Demter Radu, ein Siebenbürgerrumäne, welcher als Zögling des griechischen Kollegs in Rom an der Propaganda glänzende Studien gemacht hatte, wurde in die Bukarester Erzdiözese aufgenommen und im Jahre 1886 mit der Seel-

ſorge der Unierten betraut. Als dieſer überaus fähige Mann zum unierten Biſchof von Lugoſch — heute iſt er Biſchof von Großwardein — ernannt und am 9. Mai 1897 konſekriert wurde, ſorgte Hochwürden J. Vanca für die Unierten, bis Dr. Jakob Radu, ein Bruder des Biſchofs, die Seelſorge übernahm. Letzterer verließ aber ſchon im Frühjahr 1899 die Erzdiözeſe Bukareſt, für welche er geweiht worden war, und trat in den unierten Klerus Siebenbürgens über. Vergebens bemühte ſich Erzbiſchof Hornſtein (1895—1905), dem das Wohl der Unierten ſehr am Herzen lag und der für den Kirchenbau die erſte große Sammlung veranſtaltet hatte, um einen neuen Prieſter. Da er in Siebenbürgen niemanden finden konnte, ließ er endlich den im Bukareſter Seminar erzogenen und an der Propaganda in Rom in den philoſophiſchen und theologiſchen Fächern ausgebildeten Dr. Stanislaus Bortnowski im Juni 1903 zum orientaliſchen Prieſter weihen und übertrug ihm die unierte Pfarrei in Bukareſt. Er leitete dieſe bis zum Frühjahr 1907. Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle genannten Herren auf bedeutendere Erfolge hätten zurückblicken können, wenn ihnen nicht das Notwendigſte, die Pfarrkirche, gefehlt hätte.

Der Innenausbau.

Günſtiger Abſchluß — Das Holzmobiliar — Die Malerei — Studien — Schwierigkeiten — Ein tiefdurchdachtes Werk — Harmoniſcher Eindruck — Verglaſung — Kandelaber und Leuchter — Ein religiöſer Mittelpunkt.

Nachdem ich mich ſelbſt wiederholt bei einigen Feſten von der Menge und von der tiefen Andacht der Gläubigen überzeugt hatte, welche die Baſiliuskirche beſuchen, lag mir viel daran, baldmöglichſt für das notwendige Mobiliar zu ſorgen und den leeren Ikonoſtas, ſowie die kahlen

Wände, Bogen und Gewölbe mit einer gebührenden Malerei zieren zu lassen. Ich durfte an diese Ausschmückung um so eher denken, als mich einerseits bei der Bauabrechnung sowohl der Architekt als auch der Unternehmer mit Ueberraschungen verschont hatten, und weil anderseits meine Bitten bei Gutgesinnten um Gaben für die Kirche nicht fruchtlos geblieben waren. Die Endabrechnung ergab für den fertigen Bau eine Ausgabe von 51 500 Franken. Auf die stilgerechte innere Ausstattung, das heißt für die Möblierung und die Malerei, konnte ich weitere 20 000 Franken verwenden.

Für das Holzmobilar, das heißt für den Ambon, die Stallen und den Bischofsthron, für Tetrapod, Sängerpult und Tischchen, fertigte Herr Architekt Ghika-Budesti die Zeichnungen an und ließ sie bei einem Bukarester Kunsttischler in Eichenholz ausführen. Dafür, daß alles stilgerecht durchgeführt wurde, bürgt der Name des Architekten. Wenn mir auch nach dieser Richtung keine Sorgen erwuchsen, so gab es um so mehr von Seite der Malerei. Die Sache ließ sich zwar auch hier gut an. Als Benediktiner wünschte ich für die Ausschmückung meines Kirchleins spezifisch benediktinische Kunst. Der strenge Stil der Beuroner Benediktiner schien mir nirgends besser zu passen als in eine orientalische Kirche hinein. Diesen Gedanken sprach ich öfters meinen Mitbrüdern aus und machte sie auf die günstige Gelegenheit aufmerksam, mit der Ausmalung meines Kirchleins ein Stück ihrer Kunst weiter nach Osten verpflanzen zu können. Man ging auch soweit auf meine Gedanken ein, daß man mir versprach, die notwendigen Vorstudien zu machen. In der Tat wurde gleich einer der fähigsten Künstler, der hochwürdige Herr P. Andreas Göser, mit der Arbeit betraut.

Noch bevor die Kirche eingedeckt war, hatte der genannte Herr Studien eingeliefert über die Verteilung der Flächen, über die Größe der Bilder und der darin darzustellenden Figuren, über die Art der dekorativen Teile, so-

Die Kuppel mit dem Welterlöser.

wie zwei Entwürfe für die allgemeine Farbstimmung. Der eine sah Goldgrund, der andere Blaugrund vor. Alle rieten mir zu letzterem, weil diese Stimmung sich am meisten jener der klassischen Ravennabauten nähere und weil in unserem verhältnismäßig engen und hohen Raume nicht überall auf die richtige Wirkung des Goldes gerechnet wer-

den könne, da dieses ja nur unter bestimmten Gesichtswinkeln glänze und leuchte. Die Studien gingen wieder an den Künstler zurück und damit zugleich Schnittpläne der Kirche in größerem Maßstabe. Um sich ja eine richtige Vorstellung von der Laterne und deren Gewölbe, in welches nach ritueller Vorschrift der Pantokrator gemalt werden muß, machen zu können, unterzog sich der Künstler der Mühe, ein Gipsmodell davon zu erstellen.

Mitten in diesen mit wirklicher Begeisterung unternommenen Studien und Entwürfen fiel P. Andreas Göser in eine alte hartnäckige Krankheit zurück und sah sich veranlaßt, mich auf die Schwierigkeit aufmerksam zu machen, daß er wohl kaum selber das Werk zu einem glücklichen Ende, wenigstens nicht in absehbarer Zeit führen könne. Auch der Vater Erzabt von Beuron verständigte mich im gleichen Sinne und wies darauf hin, daß er wegen der in Arbeit stehenden Malereien in Monte Cassino, in Maria Laach, in Eibingen und in der Dormitio zu Jerusalem für Bukarest keinen Künstler frei machen könne. P. Andreas Göser fand aber darin eine Lösung, daß er mit der Ausarbeitung seiner Pläne und Skizzen und mit der Zeichnung der Kartone zu dem Apsisbilde und zu den vier Szenen aus dem Leben des heiligen Basilius die Kirchenmaler Schiller und Ostermaier in Ravensburg betrauen wolle, von welchen er wisse, daß sie ganz in seinem Sinn und Geiste arbeiten werden. Da mir auch von Beuron aus der gleiche Vorschlag gemacht wurde, nahm ich ihn an und hatte es wirklich nicht zu bereuen.

Das Gefühl einer gewissen Unruhe und Unsicherheit überkam mich allerdings öfters, und ich wurde erst dann meiner Bedenken vollständig Herr, als sich P. Andreas Göser bei der Ueberprüfung der Arbeiten der beiden Maler

befriedigt zeigte und als mir mein Einsiedler Mitbruder, der bekannte Dr. P. Albert Kuhn, nach Einsichtnahme der Farbskizzen und Pläne am 11. April 1911 schrieb, daß Schiller und Ostermaier Bedeutendes geleistet haben, daß ich ein tiefdurchdachtes Werk erhalten werde, daß alles mit Geschick und großer Sachkenntnis durchgeführt und daß Stimmung und Harmonie vortrefflich sei. Anfangs Mai 1911 rückten die Maler, fünf Mann hoch, in Bukarest ein, und vollendeten ihr Werk bis Ende Juli. Man sah es den Künstlern an, daß sie mit Liebe und Begeisterung arbeiteten und all ihr bestes Wissen und Können in die Basiliuskirche hineinlegen wollten. Sichtlich freute sie der Umstand, daß sowohl der strenge Beuronerstil, als auch die von ihnen angewandte Malweise — die Keimsche Mineralfarbentechnik — für Bukarest etwas neues waren.

Die Basiliuskirche darf sich nun auch bezüglich ihrer innern Ausstattung ohne Scheu neben ihren 120 Schwestern der rumänischen Hauptstadt sehen lassen. Tritt man in sie herein, so ist der Eindruck zwar kein überwältigender, aber ein ungemein ruhiger und harmonischer. Ohne von etwas anderem in Anspruch genommen zu werden, ruht gleich der erste Blick auf der Hauptsache der Kirche, auf dem Altarraume mit dem bilderreichen und prunkvoll vergoldeten Ikonostas und auf dem Muttergottesbilde in der Apsis. Dieses letztere ist ein Bild von seiner Zartheit und edler Lieblichkeit. Der kleine Jesusknabe, in den Händen die Zeichen seiner Herrschaft, Szepter und Weltkugel, tragend, thront auf dem Schoße seiner Mutter, welche ihre Hände um ihr Kind und nach den Gläubigen ausstreckt; rechts und links neben dem Throne knien weihrauchspendende Engel. Hat man sich am Anblicke dieser Kunstleistung genügend erwärmt und gelabt, so wird man erst

seine Augen höher heben und einen Blick in die Kuppel werfen, aus welcher der Pantokrator und die anbetenden Engel wie himmlischer Schimmer herunterleuchten. Als durchaus gelungen sind auch die vier Bilder zu betrachten, welche die Taufe und Priesterweihe des heiligen Basilius, sowie eine Almosenspendung und die Heilung des Kaisersohnes durch denselben Heiligen darstellen. Ueber der Türe prangt das sogenannte Stifterbild. Es ist von Herrn Schiller entworfen und gehört bezüglich Komposition und Zeichnung zum Besten der Malerei unserer Basiliuskirche.

Damit ja alles richtig harmonisierte, hatte ich auch die Malkünstler mit der Sorge um die Verglasung der Innenfenster betraut und sie um Zeichnungen für die zwei großen Standleuchter vor dem Ikonostas und für den aus der Kuppel herabhängenden Kronleuchter gebeten. Die Fenster bieten eine unauffällige, einfach schöne Zeichnung und lassen durch eine feine Mischung von Kathedral- und Opalgläsern ein gedämpftes, aber sehr farbenreiches Licht in das Gotteshaus fallen. Sie sind von der Bukarester Firma Groß und Monske ausgeführt. Die großen Kandelaber sind in vergoldetem Holz gefertigt und eine Arbeit des berühmten Bildhauers Theodor Schnell in Ravensburg. Der vergoldete Kronleuchter aber mit seinen eingesetzten Glasflüssen und Kristallgläsern ist ein reizendes Meisterwerk der Kunstschlosserei von Josef Haug in Bukarest.

Möge nun das liebe Kirchlein, dem ich freudig Mühen und Sorgen weihe, zum wahren religiösen Mittelpunkte aller unierten Rumänen Bukarests werden, die meiner Hirtensorge anvertraut sind.

Bukarest, den 22. November 1911.

Digitized by Google

Das Landhaus der Bratianu.

10. Eine Stunde auf einem Bojarengut.

Das Mauſoleum.

Geiſtliche Freuden — Tälchen und Runſen — Ein liebſames Kirchlein — Der kürzeſte Weg — Eine ſchüchterne Frage — Der Herr Miniſterpräſident — Die Krypta — Eine große Perſönlichkeit — Unter Säulen und Bogen — Lecomte du Nouy — Künftige Ausſtattung.

Immer finde ich es angenehm, zwiſchen hohen Bäumen auf gutgepflegter Straße ruhig dahinzufahren. Doppelt wohlig fühlte ich mich bei der heutigen Fahrt, denn der Vormittag mit der kanoniſchen Viſitation, dem feierlichen Pontifikalamte und der Spendung der heiligen Firmung in der Pfarrkirche der Stadt Piteſti, war nicht ohne Anſtrengung verſtrichen. Aber die geiſtlichen Freuden des Tages, verurſacht von einer gutgeordneten Gemeinde, hatten mir Auge und Herz weit geöffnet für einen vollen Genuß an der lieben Natur. Ueber uns — ich war begleitet von meinem Sekretär und dem Pfarrer Wilhelm Kaluza —

ſtand zwar kein glänzender Sonnentag, denn raſche Wolken zogen am Himmel dahin und geſtatteten der Sonne nur dann und wann einen flüchtigen Blick durch das Dunkel unſerer Allee und auf die Landſchaft, aber dennoch ſchien mir alles freudig und feierlich geſtimmt. Die Schattenbäume hatten den überſchwenglichen weißen Flitter ihrer Blüten auf die ſtaubloſe Straße fallen laſſen, ſo daß ſie wie mit Reif bedeckt ausſah. Luſtig wälzten Argeſch und Domna, die wir auf langen Brücken überſetzten, ihre in den Bergen geklärten Wellen der Donau zu. Den Waſſerläufen entlang ziehen ſich breite Bänder dichten Geſtrüpps, unmittelbar daneben dehnen ſich wieder auf weite Flächen Weinpflanzungen aus, wie ſie nicht ſchöner bebaut ſein könnten.

Trotzdem man die regelmäßigen Baumzeilen unſerer Landſtraße nicht unterbrochen ſehen möchte, ſo bringen deren Lücken doch wieder den Vorteil eines breitern Ausblickes, und dieſer wird um ſo erwünſchter, je näher wir der Tallehne kommen. Wie viele Abwechſlung doch dieſe Hänge in ſich ſchließen! Sie ſind eingeſchnitten und durchfurcht von verſchieden tiefen Tälchen und Runſen, die zwiſchen ſich wieder bald breitern, bald ſchmälern Flächen Platz gewähren. Ueber und in dieſe vielgeſtaltigen Bodenerhebungen hat nun die Natur die ganze Fülle ihres Reichtums an Wald und Buſch, an Obſtgärten und Weinbergen, an Wieſe, Weide und Maisfeld ausgeſchüttet. In anmutigſter Unregelmäßigkeit ſind in den üppigen Reichtum der Natur die menſchlichen Wohnungen eingeſtreut. Bald ſchaut ein moderner dach- und eckenreicher Sommerſitz in das Land hinaus, und bald ſchimmert wieder beſcheiden das Weiß der niedlichen Bauernhäuschen durch die Blätter durch.

Unſtreitig bildet den anziehendſten Punkt in dieſem Naturgemälde ein Kirchlein auf wundervollem Platze. Die

beſchriebene Berglehne kommt aus nördlicher Richtung und biegt, einen rechten Winkel bildend, plötzlich nach Oſten ab. Auf halber Höhe dieſer Kante nun ſteht ein liebſames Kirchlein, das ſich in ſeinem weißlichgelben Steine auf dem dunkeln Hintergrunde eines Waldes ſo zart und fein ausnimmt, als wäre es aus Elfenbein gefertigt. Schon von weitem ſind die Hauptteile dieſes Zentralbaues, die ſtarke Kryptakonſtruktion, die zu einer ſäulengetragenen Vorhalle hinaufführenden Treppen und die aus ſternenförmigem Unterbau herauswachſende Kuppellaterne deutlich zu erkennen.

Wie manchmal ruhte doch ſchon mein Auge vom dahinfliegenden Bahnzuge aus auf dieſem friedlichen Punkte! Wie oft habe ich ihn als würdigſten Abſchluß jener einzig ſchönen, mit reizenden Dörfern und grünen Weingärten überſäten Hügelketten bewundert, die das Auge auf der Strecke von Leordeni nach Piteſti erfreuen! Und von dort weiter fahrend in der Richtung nach Craiova, wie weit hinunter ſuchte ich das ſchlanke Kirchlein immer wieder auf, bis es endlich dem Auge entſchwand! Oft nahm ich mir in Gedanken dieſes am Kreuzungspunkte der Täler gelegene Bauwerk, das zugleich als Mauſoleum für J. B. Bratianu, einen der größten Staatsmänner Rumäniens, beſtimmt iſt, zum Zielpunkte eines Ausfluges; aber erſt die heutige kanoniſche Viſitation in Piteſti brachte mir die willkommene Gelegenheit zur Ausführung.

Wir hatten eben die Bahnlinie nach Campulung und die Landſtraße gekreuzt, als ich dem Kutſcher bedeutete, er möge den kürzeſten Weg zur Kirche hinauf einſchlagen, denn nur dieſe wollte ich beſuchen. Mit einer Sicherheit, wie wenn er den Weg ſchon hundertmal gemacht hätte, fuhr unſer Roſſelenker ſtolz durch das Eingangstor des Gutes

und dann aufwärts durch Wiese und Park. Zur Kirche gelangten wir indes nicht, wohl aber ging uns die Fahrstraße aus bei einem zwischen hohen Bäumen versteckten und rechts an einen überwaldeten Vorsprung angelehnten Bojarenhause, das zweifelsohne der Familiensitz der Bratianu sein mußte. Vor dem Hause waren zwei Herren mit geodätischen Instrumenten beschäftigt. Ich verließ sofort den Wagen, entschuldigte mich wegen des unverhofften Vorfahrens und bat um die Weisung des Weges zur Kirche. Höchst zuvorkommend machte uns einer der Herren aufmerksam, daß wir von hier mit dem Wagen nicht zum Mausoleum gelangen können; er trug sich aber selber an, uns auf einem kurzen schattigen Spazierweg dorthin zu begleiten.

Als wir zwischen dem blühenden Busch wandelten, erlaubte ich mir etwas schüchtern die Frage, ob zufällig vielleicht der Herr Ministerpräsident J. Bratianu auf dem Gute anwesend sei. Eben war er noch mit einem Freunde da, hieß es, ist aber möglicherweise schon mit dem Automobil weggefahren. Kaum waren wir aber auf die Lichtung herausgetreten, in welcher sich die Kirche erhebt, so stand auch der Herr Ministerpräsident vor uns, der soeben einem Freunde vom Offiziersstande das Mausoleum gezeigt hatte, in welchem in nicht allzuferner Zeit die Ueberreste seines großen, hier auf seinem Gute am 4. Mai 1891 verstorbenen Vaters eine dauernde Ruhestätte finden sollen. Herr Bratianu war sichtlich nicht wenig erstaunt, mich auf seinem Familiengute zu sehen, hatte aber sofort ein sehr freundliches Begrüßungswort und verstand ganz gut, daß ich bei meinem Interesse für Land und Leute sowie für die Geschichte Rumäniens auch diesen Ort zu sehen wünschte.

Obschon mit seinem Freunde zum Aufbruch bereit, ließ es sich der Herr Ministerpräsident doch nicht nehmen,

Das Mauſoleum in Florika.

mir perſönlich die Kirche zu zeigen. Zunächſt ſtiegen wir in die Krypta hinunter. Sie hat einen architektoniſch ſchönen Eingang an der Faſſadenſeite und bildet das eigentliche Mauſoleum. In der Mitte des herrlich gewölbten Raumes ruht ein koloſſaler wie für die Ewigkeit beſtimmter Sarkophag aus poliertem, ſchwarzem norwegiſchem Granit. In dieſem impoſanten Grabdenkmal ſoll der große Staatsmann beigeſetzt werden, der namentlich während einer Zeit von 12 Jahren (1876—1888), da er den rumäniſchen Miniſterrat präſidierte, auf die Geſchicke des Landes

einen entscheidenden Einfluß ausgeübt hat. Sein provisorisches Grab hat dieser bedeutende Rumäne, dem sein Vaterland viel Gutes zu danken hat, auf seinem hiesigen Grundbesitz etwas höher am Hügel oben gefunden. Während wir den prachtvollen Granit bewunderten und uns dem Ernste der architektonisch wirkungsvollen Gewölbekammer hingaben, erzählte uns der Herr Ministerpräsident einige charakteristische Züge aus dem Leben und Empfinden seines Vaters, der im besten Sinne des Wortes nicht nur eine große, sondern eine unwiderstehlich anziehende Persönlichkeit gewesen sein muß.

Das kryptaartige Mausoleum verlassend stiegen wir die Treppen zur Eingangshalle der Kirche hinauf. Wie bezaubernd ist doch der Blick, wenn man zwischen diesen Säulen und unter diesen Bogen stehend in die weite, vom Argesch bespülte Landschaft hinausschaut! Ich gab mir doppelt recht, daß ich mich längst auf diesen Punkt heraufgewünscht hatte. Und die Junisonne, die sonst heute mit ihrer Strahlenfülle kargte, war noch freundlich genug, ihre zarten Lichtfluten über das Land zu gießen, sich zu spiegeln, und hell und klar in den Wellen des weithin sichtbaren Argesch aufzuglitzern. An solchen Orten könnte man stundenlang die Welt beschauen und bewundern. Bald mußte ich indes dem Auge diesen Naturgenuß versagen; dafür konnte es sich wieder laben an den herrlichen Linien einer schönen byzantinischen Architektur. In das Innere des Kirchleins eingetreten, wird man von der Kraft und der Klarheit der Baukonstruktion ergriffen, und unwillkürlich steht man unter dem Eindrucke, als zögen alle Formen nach oben in den lichten Kuppelturm.

Es ist im Grunde nicht zu verwundern, daß dieser Bau großen Anforderungen an byzantinische Baukunst zu

entſprechen vermag, denn er iſt ja ein Hauptwerk des berühmten Architekten Lecomte du Nouy, der die ſagenhaft ſchönen Kirchen in Curtea de Argeſch, in Jaſſy, in Tergoveſte und in Craiova von den Grundmauern aus reſtauriert hat. Wenn er aber dort vor allem Wiedererbauer war, ſo tritt er uns hier als ſchöpferiſcher Künſtler entgegen, ſich allerdings in den ſpeziellen Elementen jener klaſſiſchen Baudenkmäler bewegend. Die Kirche, welche bis jetzt die Weihe noch nicht erhalten hat, beſitzt außer einem in Eichenholz gearbeiteten Ikonoſtas keinen andern Schmuck. Die Wände, Bogen und Gewölbe ſind bloß weiß getüncht. Der Herr Miniſterpräſident denkt ſich eine künftige innere Ausſtattung der Kirche in der klaſſiſchen Art von S. Vitale in Ravenna, wenigſtens was die Totalität und allgemeine Stimmung anbelangt; für den figürlichen Teil wünſcht er aber alten byzantiniſchen Stil, wie er im Morgenlande gepflegt wurde. Nachdem wir nochmals von der Vorhalle aus Land und Sonne geprüft hatten, ſtiegen wir den Hügel aufwärts. Immer noch flogen aber Blicke auf das Kirchlein zurück, das in feinbehauenem Albeſterſtein, mit den Schattierungen von Weiß ins Gelb, wie in einem zarten Feierkleide daſteht.

Florika.

Schwerer Verluſt — Weinkultur — In der Laube — Die Bibliothek — Das Holzkirchlein — Volkskunſt — Landfreuden.

Auf dem Wege durch den Wald hinauf erzählte Herr Bratianu, wie ſein Vater hier, im Kreiſe der Familie von den Staatsgeſchäften ausruhend, traute Zeiten verlebte, wie er aber auch den ſchweren und unvergeßlichen Verluſt einer Tochter zu beklagen hatte. An einer ſonnigen Halde beſtattete er ſeinen Liebling und gab zum immerwähren-

den Andenken an seine Tochter Florika dem Gute deren Namen. Wir gelangten auf einen Vorsprung, wo sich die an den Südwestabhängen gelegenen Weinberge überblicken ließen. Die Pflanzungen haben modernsten systematischen Betrieb, und es werde ein ganz vorzüglicher Wein erzielt. Hier ist die Weinkultur seit Jahrhunderten heimisch, und im nahen Tergu Dealului, das an der großen Verkehrsstraße lag, muß ein Hauptplatz für Weinhandel gewesen sein. Doch auch das Gut Florika enthält einen Beweis für das Alter der hiesigen Weinpflege, denn es besitzt Kelleranlagen, die auf eine Geschichte von 300 Jahren zurückblicken. Wie mich Herr Bratianu aufmerksam machte, hat sich wohl schon der antiochenische Patriarch Makarie auf seiner zweiten Reise durch Rumänien an den Weinerzeugnissen dieses herrlichen Erdenfleckes erfreut. Die Reisegesellschaft kam damals, es war im Jahre 1657, von Golesti her, wo sie geschlafen hatte, nach Pitesti und rastete da eine Stunde. Der Patriarchalsekretär Paul von Alep, der interessante Reisebeschreiber, weiß von Pitesti vor allem zu berichten, daß in dieser Gegend ein guter und süßer Wein gezogen werde, der beste aller rumänischen Weine.

Auf einige Minuten folgten wir dem Herrn Bratianu, der sich hier auf seinem Landgute nach aufregender zweijähriger Präsidentschaft des Ministerrates erholen und auf weitere Arbeit stärken kann, in seine Villa. Gemütlich plauderten wir ein gutes Weilchen auf einer hübsch eingerichteten gedeckten Laube, die mit wertvollen Porträten, mit Vasen, Skulpturen und Bildern prächtig geschmückt ist. In einer Ecke steht ein dicker schwarzer Holzbalken mit einer Metallaufschrift. Dieser ist bei Turn-Severin aus dem Wasser gezogen worden und hatte einst seine Verwendung an der gewaltigen Brücke Trajans über die Donau. Zum

Andenken an den großartigen Brückenbau hatte Trajan eine Münze mit dem Brückenbilde prägen lassen. Die reizend gepflegten Blumenecken im Innern der Laube, die blätterreichen Bäume draußen und die Blicke durch den Park und auf die blumigen Matten müssen dieses schattige Plätzchen zu einem einladenden Aufenthalte machen während der heißen Sommermonate.

Nachdem uns Herr Bratianu noch einen Blick in seine interessante Bibliothek gestattet hatte, die besonders an Geographischem und Kulturellem aus und über Rumänien reich ist, begleitete er uns zu einem höchst merkwürdigen rumänischen Holzkirchlein, das er aus dem Siebenbürgischen hierher auf sein Gut hatte bringen und in einer von breitkronigen Bäumen besetzten Wiese hatte aufstellen lassen. Staunenswert sind die daran verwendeten sehr langen Hölzer, ein um die Kirche laufendes, in Holz geschnittenes, dickes Bandfries und besonders das hohe, viereckige, an nördlichen Einfluß erinnernde Türmchen. Wie man schon an diesem Beispiele der Kirche die Liebe und Pietät des Herrn Ministerpräsidenten für die nationale Volkskunst sieht, so birgt

Trajansmünze mit der Donaubrücke.

ſein abwechſlungsreicher Naturpark und ſein ganzes Gut noch viele andere Beweiſe für ſeinen heimatlichen Sinn. Wenn es gilt, einen Weg, einen Garten oder einen Hof abzuſperren, ſo geſchieht es hier ſicher mit einem jener geſchnitzten Eingangstore, denen man auf dem Lande ſo oft begegnet, und die dort den Eingang von der Straße in den Bauernhof bilden. Auch die Oekonomiegebäude und Stallungen ſind in einem rumäniſchen Stile aufgeführt.

Eines der ſchönſten Stücke von Volkskunſt liegt im unterſten Teile des Gutes gegen die Landſtraße zu. Dort ſieht man nämlich ein langes niedriges Bauernhaus. Vor den Fenſtern läuft eine mit Holz gedielte maleriſche Laube hin, die von ſchlanken, feingeſchnitzten Holzſäulchen getragen wird. Das Haus ſtand oben in den Karpathen und gehörte einem Bauern; es wurde erworben und hier als ein hübſches Muſter bodenſtändiger Volksbaukunſt aufgeſtellt. Es dient offenbar als Behauſung für die Angeſtellten, welche den hinter dem Hauſe gelegenen ausgedehnten Hühnerhof und den großen Gemüſe- und Obſtgarten zu pflegen haben. Es war ſehr liebenswürdig von dem Herrn Miniſterpräſidenten, uns bis hierher an den Eingang des Familiengutes zu begleiten. Wie er ſagte, hielt er darauf, uns auch ein Stück der Landfreuden ſeiner noch rüſtigen Mutter zu zeigen, denn bei ihrem hieſigen Aufenthalte laſſe ſie ihre beſondere Sorge den verſchiedenen Inſaſſen des Hühnerhofes ſowie nicht minder den Gartenpflanzungen angedeihen. Dankend für die angenehme Stunde auf ſeinem herrlichen Gute Florika nahmen wir von Herrn Bratianu Abſchied und fuhren nach Piteſti zurück.

Bukareſt, den 29. November 1911.

Pavillon der Königin in Constantza.

11. Bei der Königin auf dem Wellenbrecher.

Pontifikalfunktion in Constantza.

Verzweifelte Lage — Dringender Brief — Rasch bereit — Verhängnisvolle Möglichkeit.

Es war eine verzweifelte Lage. Der Zeiger der Uhr war schon über die Mittagsstunde gerückt, und soeben war die Pontifikalfunktion in der Pfarrkirche von Constantza zu Ende. In vollem Ornate durch die Kirche schreitend, war ich von frommen Gläubigen umringt, welche Hand und Ring oder wenigstens das Priesterkleid küssen wollten. Da stürzt plötzlich Herr Pfarrer Bibiella herbei, schiebt rasch die Leute zur Seite und drängt uns zum Ausgang. Schon mehrmals, so tut er mir mit halblauter Stimme kund, war man mit einem dringenden Briefe vom königlichen Schlosse hier. In der Pfarrwohnung erbrach ich den Briefumschlag und las, daß mich der Hofmarschall auf Befehl Seiner Majestät des Königs von Rumänien auf 1 Uhr im Pavil-

lon der Königin draußen auf dem Hafendamm zum Frühstück einlade.

Jetzt war allerdings keine Zeit zu verlieren. Glücklicherweise bin ich der Sorgen enthoben, mich zu irgendeinem Anlasse in besondere Feierkleider werfen zu müssen, denn mein Benediktinerhabit hat überall Zutritt und findet sich auch mit dem Hofzeremoniell ab. So war ich denn rasch bereit, und da man auch einen Wagen mit guten Pferden gefunden hatte, war alle Hoffnung vorhanden, daß ich nicht verspätet beim Pavillon ankommen werde. Die Pferde flogen dahin, kaum daß ich etwas von den Girlanden und Fahnen sah, mit welchen Ufer und Hafendämme geziert waren. Meine Gedanken beschäftigten sich einerseits mit der herablassenden Aufmerksamkeit des Königs, der erst seit heute früh von meiner Anwesenheit in Constantza Kenntnis haben konnte, und anderseits mit der verhängnisvollen Möglichkeit, durch Verspätung unangenehm zu fallen. Ich hatte die Uhr in der Hand, als die Pferde auf den Wellenbrecher hinausrannten, und richtig waren zwei Minuten bis 1 Uhr, als ich bei der Treppe zum Pavillon anlangte.

Im königlichen Pavillon.

Vor der Königin — König Karl — In rumänischer Sprache — Donaufahrt — Ein Meeresschlößchen — Lebhafte Tischunterhaltung — Ehrfurchtsvolle Begeisterung — Das Spiel der Wellen — König Karl und das aufstrebende Rumänien.

Ich eilte die hohen teppichbelegten Holzstiegen hinauf und wurde oben von dem bekannten königlichen Adjutanten Oberst Gracosky empfangen. Es hieß gleich, Ihre Majestät die Königin wünsche mich zu sehen. Der Adjutant führte mich auf die östliche Seite der Veranda, welche rings um den kleinen Holzpavillon herumläuft, und wies mich

dort in den noch leeren Speiseraum. Kaum konnte ich mich recht umsehen, so stand auch schon die Königin vor mir. Wie freue ich mich, sagte sie, daß Sie da sind, denn der König war in Sorge, Sie könnten vielleicht die Einladung nicht rechtzeitig erhalten haben. Ich war ganz verwirrt, mich so unvermittelt vor Ihrer Majestät zu finden, und verwundert, sie so rüstig zu sehen. Bis weit in den Frühling 1911 hinein hatte die Königin krank gelegen, heute aber am 21. Mai sah sie wieder ganz munter aus. Das weiße Kleid und noch mehr der nach Rumänenart um Hals und Schultern geworfene weiße Schleier mögen den Eindruck eines gesunden Aussehens noch erhöht haben.

Wir hatten nur wenige Worte gewechselt, als Seine Majestät der König Karl, begleitet von den Tischgenossen, in den Speisesaal eintrat. Nach kurzer Begrüßung stellte mich der König selber dem anwesenden Herrn Minister Delavrancea vor und fügte bei, daß ich auch rumänisch spreche. So war ich gezwungen, mich mit Herrn Delavrancea, der ein ganz bedeutender Redner und dramatischer Dichter ist, im Idiome seiner klassischen Werke zu unterhalten, was mir nicht wenig schwerfiel. Ueberhaupt war ich erstaunt, daß heute an der königlichen Tafel nicht die französische oder deutsche, sondern die rumänische Sprache vorherrschte. Die Tischunterhaltung war rasch im Gange. Alle waren entzückt über den improvisierten Speisesaal in dem kleinen Pavillon, die gefällige Zierung desselben mit Draperien, Pflanzen und Blumen, über die herrliche Aussicht auf das Meer und den reizenden Gedanken, hier tafeln zu lassen.

Die Königin, neben welcher ich zu sitzen die Ehre hatte, erzählte mir in ihrer einfachen liebenswürdigen Art, wie der König, sobald sie sich nach den langen Wochen der Krankheit etwas besser fühlte, sie an die frische

Mailuft gebracht und mit ihr die herrliche und abwechslungsreiche Donaufahrt vom Eisernen Tor bis zur Sulinamündung unternommen habe. Da man sich für ihre Gesundheit von der Meerluft viel verspreche, so sei eigens für sie dieser Pavillon errichtet worden, wohin sie täglich von der Residenz früh vormittags komme, und wo sie den ganzen Tag in angenehmster Unterhaltung mit dem brausenden Meere und den kühlenden und stärkenden Meerlüften zubringe. Nur heute veranstaltet die Königin in ihrem hölzernen Meeresschlößchen ein kleines intimes Frühstück mit 14 Gedecken. Sie bleibt nämlich noch einige Zeit in Constantza zurück, während der König zum großen Nationalfeste (10.—23. Mai) nach Bukarest zurückkehrt. So wird denn heute hier Abschied gefeiert, und Seine Majestät fährt direkt vom Pavillon zur Bahn.

Dazu, daß die Tischunterhaltung lebhaft und fröhlich angeregt war, hatte wesentlich der Umstand beigetragen, daß die gastgebende Königin einer vollen Genesung entgegenging und neuerdings frohen Lebensmut zeigte. Worte freundlicher Anerkennung und liebevollen Dankes richtete sie bald an den Distriktspräfekten Pariano, bald an Herrn Rimniceanu, den Direktor des rumänischen Wasserfahrdienstes, bald wieder an den Generalleiter der Hafensilos, Herrn Wehner. Diese Herren waren es vor allem, welche Sorge trugen, den Aufenthalt der Majestäten in Constantza angenehm zu gestalten. Ich hinwieder mußte Rede und Antwort stehen über die Dobrogea und zwar über den Verlauf meiner gegenwärtigen Visitationsreise in den deutschen Dörfern, über die neueren archäologischen Ausgrabungen und Funde und über meine Eindrücke von den verschiedenen, diesen Landstrich bewohnenden Nationalitäten. Mit Rücksicht auf die Nationalitätenfrage äußerte

Königin Elisabeth in Constanza.

die Königin, daß sie das Streben nach Zusammenschluß von Stammesgenossen natürlich und demnach berechtigt finde, daß aber dieser Zusammengehörigkeitstrieb dann zu schweren Verletzungen der Menschenliebe führe, wenn er, wie heutzutage, als Chauvinusmus auftrete.

Da der Blick aus allen Fenstern auf das Meer fiel und dessen Brausen und Tosen unaufhörlich wie eine großartig ernste Tafelmusik zu uns in den Saal drang, so wurde auch im Gespräche der salzigen Flut nicht vergessen. Eine ehrfurchtsvolle Begeisterung bekundete die Königin für das Meer, das nun unaufhörlich Tag um Tag zu ihr spreche, bald sie tief nachdenklich machend, bald sie zerstreuend und unterhaltend. Man fühlte es deutlich heraus, daß die feinsinnige Dichterin Carmen Sylva hier aus den ewig bewegten Meeresfluten nicht nur Erquickung für ihren leidenden Körper schöpfte, sondern auch poetische Anregungen tiefster Art, in welche die uralte griechische Kolonie Tomis, Ovid und andere markante Stadtbewohner, antike und mittelalterliche Kriegs- und Handelsschiffe und nicht zuletzt die baumlose melancholische Hügelgegend hereinspielten. Unstreitig liegt eine Fülle von Poesie in dem schon von den Alten besungenen Pontus, aber nicht minder in seinen Uferländern, von welchen die donauumspülte Dobrogea wohl das eigenartigste sein muß.

Als man nach dem Aufheben der Tafel auf die Veranda heraustrat, mußte auch dem nüchternsten Prosaiker Herz und Gemüt aufgehen. Reizend war das Bild, das im Sonnenglanze vor uns lag. Wir standen auf der Nordseite des Pavillons und hatten links die Aussicht auf die Stadt und vor uns das ewig bewegte, großartige Meer. Wenn man das Spiel der Wellen auch tausendmal gesehen hat, so schaut man doch immer wieder zu, wie die

Wogen an dem von ihnen gehaßten Festlande aufpoltern und wie der Wassergischt an den die Fluten eindämmenden Hafenmauern haushoch aufspritzt. Und wie lustig und unterhaltend ist es erst, wenn die weißperlenden Wasserkämme überstürzen, sich für einen Augenblick im Wellental beruhigen, um dann gleich von neuem das trotzig schäumende Haupt zu erheben! Es ist wahrhaft nicht zu verwundern, wenn dieses Schaukel- und Gaukelspiel den Menschen mit Macht erfaßt und ihn mit Barke und Segel in das Wogen und Fluten hinauszieht, auf daß auch er am neckischen Treiben der geheimnisvollen Wassermächte teilnehme.

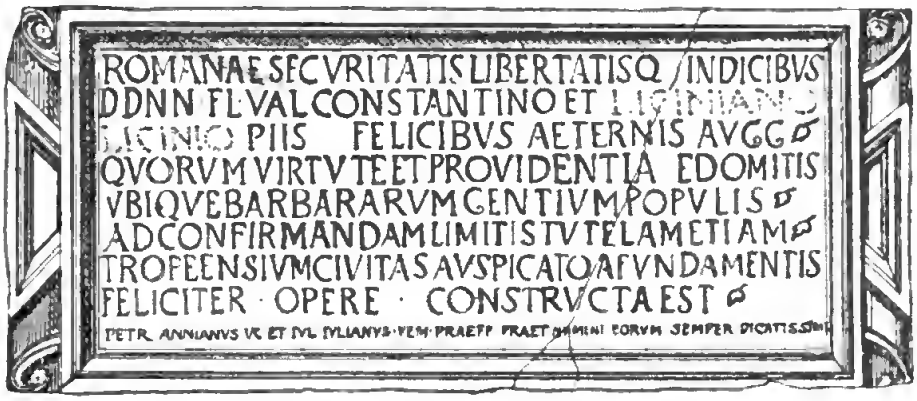
Während wir in die Betrachtung der Meeresherrlichkeit vertieft waren, gewahrte ich auf einmal Seine Majestät den König in meiner Nähe. Wir gingen auf der Veranda einige Schritte auf und ab; und schließlich blieb der König mit mir in der Nordwestecke des Pavillons stehen. Seine Majestät stand ganz unter den günstigen Eindrücken der Donau- und Dobrogeareise, die ihn trotz unzähliger Empfänge, Reden, Audienzen und offiziellen Hoftafeln keineswegs ermüdet hatte. Im Gegenteil, der König fühlte sich offenbar körperlich gestärkt, geistig und seelisch gehoben und von dem Gesehenen tief befriedigt. Die vielen Donauhäfen seines Landes, die er diesmal alle anlaufen ließ, haben heute ihre gutgemauerten Quais und Landungsplätze, ihre im nationalen Stile erbauten Einsteigehallen und ihre langen Reihen von Lagerhäusern. Dazu kommen in Braila, Galatz und Sulina die Docks und Silos, sowie die großen Petrol- und Holzlager. Das alles sind sprechende Bilder vom Fortschritte des aufstrebenden Rumäniens und seines nationalen Reichtums. Wer kann ein besseres Verständnis und wer mehr Freude haben an dieser eigenartigen Bildergalerie, als König Karl?

Das ausgedehnte, für den Fischfang hochwichtige Ueberschwemmungsgebiet der Donau ließ sich der König in einem interessanten Abschnitt bei Braila zeigen. Mit kleinern und größern Barken fuhr man durch enge, mit Weidebäumen dicht besetzte Kanäle, in die dem Auge fast verborgenen großen Wasserbassins, wohin sich die Fische zur Laichzeit zurückziehen, wo aber auch in Sumpf und Schilf ein zahlloses Heer von Vögeln haust.

Donau und Delta mit ihren Häfen, Schiffen und Fischen treten aber in den Hintergrund vor den Fortschritten, welche die Meeresstadt Constantza aufzuweisen hat. Der König besuchte diesmal nicht nur alle öffentlichen zivilen, kommerziellen und militärischen Institute und Gebäude, sondern besichtigte bis ins Kleinste die Schiffe, den Hafen, die neuen großen Silos, die Verfrachtungsanlagen für das Petroleum, sowie die Station für drahtlose Telegraphie, welche beständig mit den rumänischen, nach Konstantinopel und Alexandrien fahrenden Luxusdampfern in Verbindung steht. Oft sagte mir der König im Verlaufe des Gespräches, „das werden Sie sich auch ansehen, denn das muß Sie interessieren." Mit Verehrung sah ich zum Könige auf, der seit 45 Jahren sein Land und Volk so weise geführt hat und der auf herrliche Früchte seiner rastlosen Arbeit und Tätigkeit blicken kann.

Allzuraſch war das angenehme, unvergeßliche Stündchen auf der lustigen Veranda hoch über dem Wellenbrecher verstrichen. Unter Bezeugung meines besten Dankes für das mir bewiesene Wohlwollen verabschiedete ich mich von Ihren Majestäten.

Bukarest, den 4. Dezember 1911.



Konſtantiniſche Torauſſchrift in Tropaeum.

12. Konſtantin der Große und Rumänien.

Die Konſtantiniſche Jahrhundertfeier.

Das Edikt von Mailand — Ein eigenartiges Zentenar.

Es ſind nun 1600 Jahre verfloſſen, ſeitdem Konſtantin der Große an den Ufern des Tiber vor den Toren Roms den Kaiſer Maxentius beſiegt hat. Konſtantin hatte ſeinen Soldaten vor jener Schlacht das Monogramm Chriſti auf die Schilde malen laſſen. Ein halbes Jahr nach dieſem glänzenden Siege erließ Konſtantin im Vereine mit ſeinem Mitkaiſer Licinius von Mailand aus das berühmte Religionsedikt, welches der chriſtlichen Kirche nach ſo unendlich vielen und ſchweren Verfolgungen die Freiheit im römiſchen Reiche gewährte.[1]) Dieſes hochbedeutende Ereignis führte die Kirche Chriſti offiziell in die Welt ein; dadurch wurde die Weltgeſchichte in ganz neue Bahnen gewieſen.

[1]) Den Inhalt des Ediktes von Mailand haben uns die beiden Kirchenſchriftſteller Lactantius und Euſebius aufbewahrt. — Die Abſicht der beiden Kaiſer kommt beſonders in den Worten zum Ausdruck: ut daremus et christianis et omnibus liberam potestatem sequendi religionem quam quisque voluisset.

Was kann gerechtfertigter sein, als daß die gesamte christliche Welt in diesem Jahre den 1600sten Gedenktag des konstantinischen Religionsediktes mit glänzenden Festen begeht? Die Anregung, dieses eigenartige Zentenar in der ganzen katholischen Kirche zu feiern, ging von Rom aus. Nachdem sich nun in unsern Tagen alle Welt mit dem großen Konstantin beschäftigt, ist es gewiß angezeigt, daß man sich vergegenwärtigt, wie er auch mit Rumänien in Berührung gekommen ist.

Konstantin und Adamkliſſi.

Die Steininschrift — Erste Blütezeit — Eine starke Festung — Das Tropaion — Licinius — Christenverfolgung — Der Sonnengott — Das Restitutionsedikt — Hohe Blüte.

Ueber die erste große Tat, welche Konstantin im Bereiche des heutigen Rumänien ausgeführt hat, berichtet eine interessante, sehr gut erhaltene Steininschrift im Nationalmuseum von Bukarest. Sie stammt aus der Dobrogea und zwar aus der südwestlich von Megidie gelegenen antiken Stadt Tropaeum Trajani beim heutigen Dorfe Adamkliſſi, und wurde beim Osttor jener Festung aufgefunden. Die in lateinischer Sprache abgefaßte Inschrift besagt, daß Flavius Valerius Constantinus, nachdem überall die barbarischen Völker gebändigt worden, zum Schutze und zur Verstärkung der Landesgrenze auch die Stadt der Tropeenser von Grund aus wieder aufgebaut habe. Als damalige Präfekten des Prätoriums und als Vollstrecker des hohen Befehles unterfertigten die Weihinschrift Petronius Annianus und Julius Julianus.[1])

[1]) Der Text dieser Inschrift wurde am 21. Juli 1893 von Tocilescu der Pariser Akademie der Inschriften vorgelegt. Vgl. *V. Tocilesco*, Fouilles et Recherches archéologiques en Roumanie. Bucarest 1900. S. 56 ff.

Schon zur Zeit Trajans bestand der Ort Tropaeum als ein einfaches Gehöft; in der Folgezeit schwang es sich aber zum römischen Municipium empor und wird als solches zuerst im Jahre 211 auf einer Inschrift genannt. [1]) Diese ihre erste Blütezeit war aber nicht von langer Dauer, denn die Stadt fiel schon vor der Mitte des dritten Jahrhunderts den von Norden eindringenden Goten, welche auch die am Meere gelegene Stadt Istros im Jahre 238 zerstört hatten, in die Hände und hatte von diesen viel zu leiden. Konstantin, als gewandter Kriegsmann die außerordentlich günstige Lage der Stadt erkennend, baute sie von Grund aus auf und machte sie in Kleinskythien zu einer der stärksten Festungen, wie das heute noch die auf der Westseite erhaltenen Stadt- und Turmmauern beweisen. Er tat dies, wie die Inschrift sagt, zum Schutze und zur Verstärkung der Landesgrenze, das heißt, er machte die Stadt Tropaeum zum militärischen Stützpunkte der festen Grenzwälle, welche von Axiopolis an der Donau quer durch die Dobrogea nach Tomis am schwarzen Meere führten.

Einer dieser Wälle war ein Steinwall und soll nach Tocilescu ebenfalls von Konstantin erbaut sein,[2]) was sich allerdings bisher nicht strenge beweisen ließ.

Ueber dem Osttor unserer antiken Stadt prangte aber nicht nur der oben erwähnte Inschriftstein, sondern dieser wurde noch überragt von einem drei Meter hohen Tropaion, bestehend aus Panzer, Beinschienen, Helm und zwei Schilden. Bis auf das Helmstück und die Schilde ist der Steinkoloß noch erhalten und im Universitätsgarten von

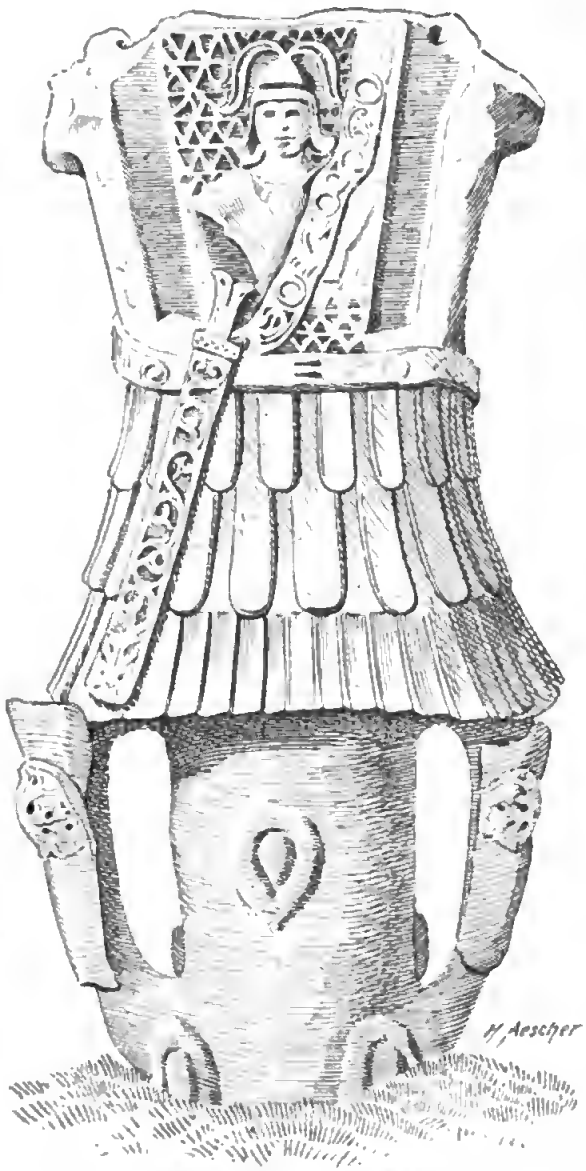
[1]) Vergl. V. Parvan, Cetatea Tropaeum, im Buletinul Comisiunii Monumentelor istorice. Bucuresti 1911. S. 11.

[2]) *Tocilesco*, Fouilles et Recherches, S. 182.

Bukarest aufgestellt. Da die Toraufschrift von Kämpfen mit barbarischen Völkern spricht, so wird die stolze Trophäe als ein Andenken an jene Siege aufgefaßt werden dürfen. Es ist aber auch die Meinung des Herrn Parvan, des gegenwärtigen Direktors des Bukarester Nationalmuseums, nicht ausgeschlossen, nach welcher dieses Tropaion auf dem Stadttor einfach als Stadtwappen anzusehen ist.[1]) Die Stadt lag kaum zwei Kilometer von dem ungeheuern Siegesdenkmal von Adamklissi entfernt, das wahrscheinlich als Andenken an Siege des Kaisers Trajan erstellt wurde. Von diesem Monument, das mit einem ebenfalls in Bukarest aufbewahrten Tropaion gekrönt war, erhielt die Stadt den Namen Tropaeum und nach ihrem Gründer noch den Zunamen Trajani. Wie nun die Nachbarstädte Istros den Adler auf dem Delphin, Tomis die Attribute der Dioskuren und Kallatis die Keule und den Köcher des Herkules als Stadtwappen besaßen, so kann die Stadt Tropaeum Trajani ein Tropaion als Merkzeichen verwendet haben.

Mommsen datierte unsere konstantinische Inschrift und verwies sie in das Jahr 316. Wenn dem so ist, und an dem Urteil dieses kompetenten Mannes ist nicht zu zweifeln, dann kann man freilich dem großen Konstantin kaum als persönliches Verdienst anrechnen, die Stadt Tropaeum neu aufgebaut zu haben. Damals regierte nämlich den östlichen Teil des Reiches der Schwager Konstantins, Kaiser Licinianus Licinius. In der Tat, wenn man die Inschrift genau ansieht, bemerkt man zwei ausgemeißelte Namen; auf dem Original kann man sie noch schwach sehen und wirklich als Licinianus Licinius lesen. Konstantin, der seit 312 Alleinherrscher im Abendlande war, kam in

[1]) V. Parvan, Cetatea Tropaeum. Bulet. 1911. S. 166.



Ueberreste des Tropaions vom Ostiore.

unsere Inschrift deshalb hinein, weil das Reichsprotokoll wegen der Einheit des Staates verlangte, daß die Namen beider Kaiser in die öffentlichen Aufschriften gesetzt würden. [1])

Schon im Jahre 314, also ein Jahr nachdem die verschwägerten Herrscher gemeinsam das christliche Toleranzedikt unterzeichnet hatten, gerieten sie nicht nur in politische Reibereien miteinander, sondern stellten auch ihre Heere einander gegenüber. Licinius ging geschlagen aus dem Kampfe hervor und mußte im Friedensschlusse seine schönen illyrischen Provinzen an Konstantin abtreten. Diese Demütigung konnte der geschlagene Licinius nie vergessen. Die Entfremdung beider Kaiser machte sich auf Seite des Licinius vor allem dadurch be-

[1]) Vergl. V. Parvan, Salsovia. Bukarest 1906. S. 29 f.

merkbar, daß er die von Konstantin begünstigten Christen zu kränken und zu maßregeln begann, sie vom Hofe und aus dem Heere verwies, das Heidentum begünstigte und schließlich die Christen offen verfolgte und grausam martern ließ. Seit 319 machte sich diese Verfolgung besonders in Skythien, der heutigen Dobrogea, geltend, wo in Tomis, in Noviodunum, in Axiopolis und in Halmyris viele Christen gemartert wurden.[1])

Es war auch im Norden der Dobrogea, in der römischen Festung Salsovia am Georgsarm der Donau, wo der Kaiser Licinius den Dienst des „Unbesiegten Sonnengottes" wiederum einführte.[2]) Wir wissen dies aus einer in Salsovia selber gefundenen lateinischen Inschrift ganz sicher. Diese besagt nämlich, daß am 18. November — Herr Parvan nimmt das Jahr 322 an — das Bild des Sonnengottes (dies war wahrscheinlich über dem Steine aufgestellt) eingeweiht worden sei, und daß alljährlich am gleichen Tage auf allerhöchsten Befehl des Kaisers Licinius die im Lager von Salsovia befindlichen Führer und Fahnenträger mit Weihrauch, Kerzen und Opfertrank diesem

---

[1]) Vergl. C. Auner, Martirii Dobrogeni, in der Revista catolica Bukarest 1911. S. 277 ff.

[2]) Es wäre ungerecht, wenn man dem heidnisch gebliebenen Licinius wegen dieser Tat einen sehr großen Vorwurf machen wollte. Die Religion des Sonnengottes war während der ganzen konstantinischen Regierungszeit sehr verbreitet und außerordentlich volkstümlich. Sol invictus war der große offizielle Gott des Kaiserreiches. Der Sonnengott galt als der Beschützer der Flavier, von welchen sich Konstantin herleitete. Obgleich christlich geworden, hielten Konstantin oder vielmehr seine heidnischen Beamten der heidnischen Untertanen wegen an dieser Tradition fest. Sie stellten nicht nur eine Kolossalstatue des Helios in Konstantinopel auf, sondern ließen auch im ganzen Reiche unzählige Münzen mit dem Kopfe Konstantins als Avers und mit dem Helios (oft auf dem mit vier Pferden bespannten Sonnenwagen daherfahrend) als Revers darstellen. Vergl. J. Maurice, Numismatique Constantinienne. Tome II (Paris 1911) S. XXXIX ff. und S. LXVI.

Gotte huldigen müssen.[1]) — Dem Licinius, diesem Schrecken der Christen, machte Konstantin endlich durch einen Krieg ein Ende. Er besiegte seinen Gegner am 3. Juli 324 in der Schlacht bei Adrianopel und schickte diesen ins Privatleben nach Thessalonich, wo er gegen das gegebene Wort erdrosselt wurde. Im gleichen Jahre 324 noch wurden seine Regierungsbeschlüsse aufgehoben und sein Name zur Vergessenheit verurteilt. In welcher Weise dieses Urteil in der Folge ausgeführt wurde, zeigt unsere Inschrift.

Im Mai 324 erließ Konstantin ein Restitutionsedikt, nach welchem den Erben der Martyrer deren Besitztum zurückerstattet werden mußte. Kaum in einer andern Provinz mögen dieser und ähnliche Erlasse mehr Freude hervorgerufen haben als in Skythien, wo eben noch die Christen gar sehr unter dem Drucke des heidnisch gesinnten Kaisers gelitten hatten. Gerade hier gelangte nun die christliche Kirche rasch und zwar noch zur konstantinischen Zeit zu hoher Blüte. Einen Beweis brauchen wir hiefür nicht erst in der Metropole Tomis zu suchen, sondern wir finden ihn sogar in einer Stadt zweiten Ranges, nämlich in dem oben genannten Tropaeum Trajani. In dieser — sagen wir nun von Licinius — wieder aufgebauten Stadt erhoben sich bald mehrere christliche Tempel. Die Ausgrabungen in Tropaeum Trajani haben bis jetzt von nicht weniger als fünf Basiliken die Grundmauern bloßgelegt. Mit

[1]) Dieser Stein wurde 1865 ein Kilometer vor Mahmudia von einem deutschen Bauer aus Malcoci gefunden und nach Hause gebracht, wo er ihn nach einiger Zeit aus abergläubischen Gründen in seinem Garten vergrub. Im Jahre 1903 wurde der Stein dort wieder ausgegraben. Vergl. meine Broschüre „Die christlichen Altertümer der Dobrogea", Bukarest 1906. S. 15. — Einläßlich behandelte die Inschrift Herr Parvan in seiner oben angeführten Schrift „Salsovia".

Bestimmtheit kann angenommen werden, daß wenigstens die außerhalb der Stadt in einem ausgedehnten Friedhofe gelegene Basilika bald nach dem Tode des Licinius erbaut wurde und daß auch noch zwei der innern Stadtkirchen in die konstantinische Zeit hinaufreichen. Man muß hier wirklich einen raschen Fortschritt des Christentums annehmen, besonders wenn man bedenkt, daß noch zur Zeit des Wiederaufbaues die Stadt der Tropäer zum Danke für das Auffinden einer Wasserquelle der „Königin Hera" einen Gedenkstein mit griechischer Inschrift gesetzt hat.

Das Monogramm Christi.

Ausgrabungen — Das Labarum — Sternenform — Konstantinsmünzen.

Mit dem Weiterschreiten der systematischen Ausgrabungen auf den antiken Trümmerfeldern der Dobrogea wird gewiß noch manches zu Tage gefördert werden, was aus der konstantinischen Zeit stammt. Bereits damals war in jener Gegend die christliche Kirche als Provinz Skythien mit der Metropole in Tomis organisiert. Es ist dies schon daraus ersichtlich, daß an der von Konstantin 325 nach Nicäa einberufenen Kirchenversammlung auch der Bischof der Skythen teilgenommen hat.

Aber auch heute schon müssen im Bukarester Nationalmuseum einige in der Dobrogea aufgefundene altchristliche Inschriften insofern an Konstantin erinnern, als auf ihnen das konstantinische Monogramm Christi abgebildet ist. Bekanntlich hat Konstantin dieses Christuszeichen ☧, welches aus den beiden Buchstaben *X* und *P* zusammengesetzt ist, von einem goldenen Kranze umgeben über dem Vexillum der Kavallerie seiner Garde angebracht. Die Bewachung dieser Kaiserfahne — man nennt sie Labarum — war einer auserwählten Gruppe christlicher Soldaten anver-

Chriſtusmonogramm aus der Dobrogea.

traut. Konſtantin nahm die Umformung ſeiner Standarte im Jahre 317 vor und zwar anläßlich der Erhöhung ſeiner beiden Söhne Criſpus und Konſtantin zum Range von Cäſaren. Auf dem roten Tuche der Fahne prangten die Büſtenbilder Konſtantins und ſeiner Söhne in Medaillon=

form. Auf den Reichsmünzen wurde dieses konstantinische Labarum erst nach dem Jahre 324 als Münztypus verwendet, nachdem Konstantin auch im Oriente Alleinherrscher geworden war.[1])

Später setzte man in das Fahnentuch des Labarums auch manchmal Inschriften, welche an die von Eusebius berichtete Vision des Kaisers erinnern, und die lauteten: *EN TOYTΩ NIKA* (in diesem Zeichen wirst du siegen), oder IN NOMINE CHRISTI VINCAS SEMPER (im Namen Christi mögest du immer siegen).[2]) Eine Fahne mit letzterer Inschrift hält zum Beispiel der Kaiser Honorius in der Hand auf einem Diptychon, das ihm der Konsul Anicius Probus im Jahre 406 gewidmet hat. Dem konstantinischen Christusmonogramm sind häufig solche in Sternenform nachgebildet worden. Ein prachtvolles Beispiel hiefür bietet ein aus Tomis stammender, vielleicht noch der konstantinischen Zeit angehörender Schriftstein, welcher das Kreuz mit dem Monogramm Christi zu einem schönen Sterne verbindet und das Ganze in einen dicken Kranz einschließt.[3])

Dem beständig gespannten Verhältnisse zwischen Konstantin und Licinius ist es zweifellos zuzuschreiben, daß in den kaiserlichen Münzstätten des Orientes die Beamten, auch wenn sie Christen waren, nicht wagten, christliche Zeichen auf die Münzen zu prägen. Vom Jahre 320 an

---

[1]) Vergl. J. Maurice, Numismatique Constantinienne. Tome II S. 509 ff.

[2]) Vergl. Marucchi-Segmüller, Handbuch der christlichen Archäologie. Einsiedeln 1912. S. 219, 369 und 440.

[3]) Abgebildet und kurz besprochen im großen „Dictionnaire d'Archéologie chrétienne, Paris 1912" unter dem Worte Chrisme. S. 1501. In diesem Artikel gibt P. Leclercq, O. S. B. eine umfassende und reich illustrierte Abhandlung über das Monogramm Christi und alles, was damit zusammenhängt.

geſchah dies häufig im Abendlande in den Münzſtätten von Tarragona, Aquileja, Trier und ganz beſonders von Siscia, dem heutigen Siſſek an der Save. [1]) Wie überhaupt zahlreiche Konſtantinsmünzen in Rumänien gefunden werden, ſo begegnet man auch nicht allzu ſelten jenen mit dem Monogramm Chriſti. Dieſes, bald in der Form ✳ bald in der Form ☧ ſteht meiſtens klein als etwas Nebenſächliches im Münzfelde neben dem eigentlichen Münzbilde und vertritt nur die Stelle einer Beamten- oder einer Seriemarke. Mehr Eindruck macht dann ſchon das Monogramm Chriſti auf dem Helme des Kaiſers Konſtantin, wie es auf mehreren Prägungen von Siscia vorkommt.[2]) Hier iſt wohl mit aller Sicherheit anzunehmen, daß die Anbringung dieſer chriſtlichen Helmzier nicht etwa von der Willkür der Münzbeamten abhängig war, ſondern daß eine kaiſerliche Verfügung vorlag.

Daſne bei Oltenitza.

Sarmaten und Goten — Transmariska — Eine konſtantiniſche Gründung — Athanarich — Charakteriſtiſche Münzen — Donaubrücke.

Nicht nur der Krieg mit Licinius brachte Konſtantin nach dem Oſten, ſondern auch die Sarmaten und Goten, welche gerade vom heutigen Rumänien aus dem Reiche ſehr gefährlich zu werden drohten. Verſchiedene Feldzüge gegen dieſe zudringlichen Feinde waren unvermeidlich.[3]) Einen ſolchen unternahm Konſtantin im Jahre 322 gegen die Sarmaten und ſetzte ſein Heer bei Transmariska, dem

[1]) Vergl. J. Maurice, Numismatique Constantinienne. Tome II. S. L. und S. 339 f.

[2]) Vergl. J. Maurice, Numismatique Constantinienne. Tome II. S. 331 ff. und 510.

[3]) Vergl. J. Maurice, Numismatique Constantinienne. Tome I. S. CXXII ff., S. CXLII, S. CXLVI, S. CLVIII, S. CLXIII.

heutigen Turtukaia in Bulgarien, über die Donau. Bei dieser Gelegenheit sah wahrscheinlich der kriegsgewandte Feldherr die Wichtigkeit und die Notwendigkeit, daß gegenüber von Transmariska, welches eine der wichtigsten Garnisonsstädte am rechten Ufer der Donau war, auch am linken Ufer ein fester Punkt geschaffen werden müsse. Diesen Gedanken führte Konstantin später wirklich aus und baute dort, wie Procopius berichtet, die Festung Dafne. Gemäß den Untersuchungen von Tocilescu lag sie 10 Kilometer östlich von Oltenitza beim Dorfe Spantzov auf einer gegen das Ueberschwemmungsgebiet der Donau vorgeschobenen Erhöhung, welche weithin Ufer und Land zu übersehen und zu überwachen gestattete. Da Dafne eine konstantinische Gründung war, legte sie sich noch den Namen des großen Kaisers bei und nannte sich offiziell Constantiniana Dafne. Infolgedessen spricht auch die Notitia Dignitatum von den Einwohnern dieser Stadt als den Constantini Daphnenses. [1])

Gewiß ist dieses Kastell auch noch dem Kaiser Valens zugute gekommen, als er im Frühjahr 367 gegen die Westgoten ausziehen mußte. Auch er setzte damals zwischen Transmariska und Dafne auf einer Schiffsbrücke sein Heer auf den rumänischen Boden über. Von Dafne konnte er dann seine Truppen genau nördlich führen, denn der Westgotenführer Athanarich hatte sich in einem altrömischen Kastell am Istritzaberge festgesetzt. Wenigstens glaubt man, daß er dort beim Dorfe Petroassa seinen kostbaren Fürstenschatz vergraben habe, als er, von den Hunnen vertrieben, südlich von der Donau im römischen Reiche für sein Volk Wohnsitze angewiesen erhalten hatte.

[1]) Vergl. über Dafne: Tocilescu, Monumentele epigrafice si sculpturali. Bukarest 1908. S. 180 ff.

Jedenfalls hatte Konstantin an der Festung Dafne große Freude. Wir müssen dies daraus entnehmen, daß er in der kaiserlichen Münze von Konstantinopel zu Ehren seines Dafne an der Donau Gold-, Silber- und Bronzemünzen schlagen ließ. Dieselben sind sehr charakteristisch und zeigen deutlich, daß Dafne in den Kriegen gegen die Goten eine sehr wichtige Rolle gespielt haben muß. Auf der Vorderseite ist der mit dem Diadem geschmückte Kaiser abgebildet.[1]) Der Kopf und die Augen Konstantins sind wie zu

Dafnemünze.

einem Dankgebete gegen den Himmel gerichtet. In dieser Haltung ließ sich Konstantin vom Jahre 325 an mit einer gewissen Vorliebe abbilden.[2]) Die Rückseite stellt eine auf einer Säule (cippus) sitzende Siegesgöttin dar, in jeder Hand hält sie einen Zweig, vor ihr ist ein Tropaion aufgestellt, und zu ihren Füßen liegt ein Gefangener, von dem sie ihren Blick abwendet. Um diese sinnreiche Darstellung steht die Inschrift CONSTANTINIANA DAFNE. Wahr-

[1]) Die hier abgezeichnete Dafnemünze befindet sich in der Sammlung des Verfassers. In zuvorkommender Weise stellte auch Dr. A. Hübl in Wien Abdrücke von Dafnemünzen aus dem Münzkabinett des Schottenstiftes zur Verfügung. Ebenso konnten eine silberne und eine bronzene Dafnemünze aus der Sammlung des Herrn Leon Ruzicka in Bukarest verglichen werden.

[2]) Vergl. J. Maurice, Numismatique Constantinienne. Tome II. S. 508 und S. 514.

scheinlich muß die Viktoria mit ihren Attributen an die von Siegen gekrönten Feldzüge Konstantins gegen die Goten erinnern. Zum Andenken an die Niederwerfung der Sarmaten lag den Stempelschneidern von Sirmium und Trier ein besonderes Modell vor, das eine über den Gefangenen hinschreitende Siegesgöttin darstellte und die Umschrift trug: SARMATIA DEVICTA.

Wie ersichtlich, bringt der Kaiser seine Erfolge über die Goten mit Daphne in Verbindung. Zu seinen Siegen verhalfen ihm aber nicht nur die Festungen, sondern auch noch zwei bedeutende Brücken über die Donau. Von außerordentlicher Wichtigkeit für die Feldzüge der Römer gegen die Völker nördlich von der Donau waren die Verkehrsmittel über den breiten Strom. Schon Trajan fühlte sich veranlaßt, zur endgültigen Niederwerfung des dacischen Königreiches bei Turn-Severin nach den Stromschnellen des Eisernen Tores eine Brücke bauen zu lassen. Heute noch stehen von ihr Ueberreste der Brückenköpfe und der Pfeilerfüße, welch letztere bei ganz niedrigem Wasserstande beobachtet werden können. Konstantins Sorge war es, die Brücke wieder instand zu setzen und sie auf der Nordseite durch das starke Kastell Drobetae neu zu befestigen.[1]) Drubetis, wie der Ort auf der Peutinger'schen Tafel heißt, war schon zur Zeit der ersten Flavier ein Municipium und wurde von Hadrian reorganisiert. Unserm Feldherrn Konstantin genügte aber für seine militärischen Unternehmungen diesseits der Donau die trajanische Steinbrücke nicht. Er bedurfte noch einer zweiten und baute sie ungefähr in der Mitte zwischen Daphne und Drobetae, das heißt in der Nähe des heutigen Corabia.

[1]) Vergl. Tocilescu, Fouilles et Recherches, S. 140 f., wo der Grundplan des Kastells abgebildet ist.

Die Konstantinsbrücke über die Donau.

Antike Straßen — Der Brückenkopf — Marsilis Werk — Interessante Münzen — Ein kaiserliches Medaillon — Schönster Erfolg.

Schon von alters her kam aus dem Karpathengebirge dem Olt entlang eine Militär- und Handelsstraße in die Ebene herunter und führte über Romula beim heutigen Dorfe Celei bei Corabia an die Donau. Gegenüber auf dem andern südlichen Ufer lag die Stadt Oescus, sie war der Anfangspunkt einer nach Süden führenden Straße. Sowohl auf der bulgarischen, als auf der rumänischen Seite sind heute noch diese antiken Straßen zu erkennen; ihnen entlang stehen viele Tumuli. Wollte man nun an der untern Donau außer der Trajansbrücke noch eine zweite erstellen, so war ihr natürlicher Platz bei Oescus. Hier führte Konstantin auch wirklich seinen großen Plan aus, wie uns dies durch alte Geschichtsschreiber, z. B. durch Aurelius Viktor aus dem 4. Jahrhundert verbürgt ist.

Von der konstantinischen Donaubrücke sind einige wenige Ruinen erhalten.[1]) So sieht man noch im Dorfe Celei die Mauerreste des Brückenkopfes. Nahe daran auf der Ostseite erhob sich zur Bewachung und zur Verteidigung der Brücke ein besonderes Kastell, dessen nördliche Grundmauern heute noch verfolgt werden können. Neben diesem Kastell lag eine antike, mit kolossalen Wällen, Mauern und Türmen umschlossene Stadt; durch deren Mitte führte die alte Römerstraße, und in ihrem Bereiche lag der Brückenkopf. Im Jahre 1898 wurde die Oertlichkeit von Ingenieur Polonic genau untersucht und aufgenommen und

[1]) Anläßlich der Grundsteinlegung der katholischen Kirche in Corabia am 15. Juni 1908 besuchte ich Celei in Begleitung von Herrn von Nemeth und vieler Gemeindemitglieder, und besichtigte die Lage der Trajansstraße, des Brückenkopfes und der antiken Befestigungen.

ſpäter von Tocilescu in wiſſenſchaftlich archäologiſcher Weiſe beſchrieben.[1]) Bei dieſen Unterſuchungen konnten mit Vorteil die Zeichnungen und Beſchreibungen verwendet werden, welche ſchon vor 200 Jahren Marſili in ſeinem großen Werke über den Danubius von den Ueberreſten der Brücke Konſtantins gab. Marſili war ſelbſt im Jahre 1691 an Ort und Stelle.[2])

In ſeinem Werke gibt Marſili das Bild einer Konſtantinsmünze und ſagt, daß darauf die konſtantiniſche Brücke über die Donau abgebildet ſei. Wahrſcheinlich entnahm er dieſes Bild einem Werke des Benediktiners Banduri, in dem zweimal die intereſſante Münze abgedruckt iſt.[3]) Die Vorderſeite zeigt das Bruſtbild des Kaiſers mit einem Füllhorn an der Schulter und trägt die Umſchrift POP ROMANUS. Die Rückſeite ſtellt eine von zwei Türmen flankierte Brücke dar, zwiſchen deren Pfeilern reichlich Waſſer fließt. Zwiſchen den Türmen ſteht CONS und unmittelbar darunter noch ein Buchſtabe, welcher nicht auf allen Exemplaren der gleiche iſt. Offenbar wegen der Umſchrift POP ROMANUS glaubten manche, bei dieſer Darſtellung an eine Brücke in Rom denken zu müſſen. Es iſt aber ganz ſicher, daß dieſe kleine Bronzemünze — ſie mißt

Konſtantinsmünze mit der Donaubrücke.

[1]) Tocilescu, Monumentele epigrafice si sculpturali. S. 232—247
[2]) Marſili, Danubius. Amſterdam 1726. Tom. II. S. 38 ff.
[3]) P. Anſelmus Banduri, O. S. B., Numismata Imperatorum Romanorum. Lutetiae Parisiorum 1718. Tom. II. S. 217 und S. 304.

nur 13 mm im Durchmeſſer — in Konſtantinopel geprägt worden iſt; darauf weiſt das CONS hin, und der Buchſtabe darunter gibt das betreffende Atelier an, aus welchem die Münze hervorgegangen iſt. Unter dem Populus Romanus iſt das nach Konſtantinopel verſetzte römiſche Volk zu verſtehen.[1]) So ſpricht denn nichts gegen die Annahme, daß auf der beſprochenen, in Konſtantinopel geprägten Münze die von Konſtantin im Jahre 328 über die Donau gebaute Brücke angedeutet iſt.

Schon über dieſes einfache Bild von der konſtantiniſchen Donaubrücke kann man ſich freuen, aber es iſt uns ein noch weit wertvolleres auf einem kaiſerlichen Medaillon aufbewahrt.[2]) Den Avers desſelben ziert das Bruſtbild des Kaiſers Konſtantin, und den Revers nimmt die Brückendarſtellung ein. Von der Brücke, welche aus ſtarkem Mauerwerk aufgeführt war, ſind drei Bogen abgebildet. Darüber, daß man es hier mit einer Brücke über die Donau zu tun hat, kann gar kein Zweifel beſtehen, denn unter dem Brückenbilde ſteht im Exergon die Inſchrift DANVBIVS, und neben der Brücke links iſt der aus den Wellen herausragende Donaugott dargeſtellt. Ueber die Brücke ſelber ſchreitet gerüſtet und mit Speer und Schild bewaffnet der Kaiſer. Der Weg wird dem Kriegshelden gezeigt von der Viktoria, welche vor ihm zur Linken geht. Auf der linken Schulter trägt ſie ein Tropaion. Vor der hübſchen Gruppe liegt auf der rechten Seite der Brücke ein Gefangener auf den Knien. Das hochintereſſante Medaillon, welches auf

[1]) Vergl. J. Maurice, Numismatique Constantinienne. Tome I. S. CLIII und S. 488; Tome II. S. 536 f. — Die in dieſem Artikel abgebildete Münze befindet ſich in der Sammlung des Verfaſſers. Sie iſt in doppelter Größe des Originals wiedergegeben.

[2]) Vergl. J. Maurice, Numismatique Constantinienne. Tome I. S. CXLVI und S. 105; Tome II. S. 516.

die Donaubrücke Konſtantins und auf ſeine Kämpfe diesſeits der Donau ein helles Licht wirft, befindet ſich in den nationalen Münzkabinetten von Wien und Paris.

Konſtantin ſah ſeine Bemühungen um die Uebergänge über die Donau und um die Befeſtigungen an ihren Ufern mit ſchönſtem Erfolge gekrönt. Es gelang ihm, das alte Dacien Trajans, welches dem Reiche an barbariſche Völkerſchaften verloren gegangen war, wieder zurückzuerobern. Auf dem Boden Rumäniens begegneten ſich alſo die beiden großen Kaiſer Trajan und Konſtantin. Mit viel Grund darf man annehmen, daß der Same des Chriſtentums ſchon durch chriſtliche Krieger Trajans in den rumäniſchen Boden verſenkt worden iſt. Ganz gewiß trug Konſtantin der Große ſein berühmtes, das Chriſtentum beſchützendes Labarum auch auf die nördliche Seite der Donau und machte hier mit dem ſiegreichen Zeichen Jeſu Chriſti für ſich und für ein ganzes Volk in tauſend Fällen das große Wort zur Wahrheit: In dieſem Zeichen wirſt du ſiegen!

Bukareſt, den 17. Januar 1913.

Medaillon Konſtantins mit der Donaubrücke.

Blick auf den Bauplatz.

13. Die Zigeuner unter meinem Fenster.

Die häusliche Niederlassung.

Zerstörtes Idyll — Die ersten Vorposten — Sichere Anzeichen — Eine bunte Gesellschaft — Herber Wechsel — Der Brennstoff — Bessere Zeiten.

Unter meinen Fenstern zieht sich im Abstande eines schmalen Vorgärtchens die Strada Esculap hin. Ueber der Straße drüben lag ein umzäunter, mit spärlichem Graswuchs bedeckter Platz. An der Westseite desselben stand ein kleines Häuschen, das eine kinderreiche, einfache Familie bewohnte. Gar oft ließ ich mein müdes Auge auf dem Grün der Wiese ausruhen und freute mich an dem vergnügten Springen und Spielen der braven Kinder. Das Frühjahr 1911 brachte aber in diese friedliche Ruhe einen jähen Wechsel. Kaum waren die Schneemassen geschmol-

zen, ſah man gewichtige Herren mit der Meßſchnur in der Hand den Platz durchqueren. Bald darauf zogen die guten Leute aus, das Haus wurde niedergelegt und in einer Ecke des Grundes eine Holzbaracke mit zwei Abteilen aufgeſtellt. Jetzt wurden auch ſchon Ziegel angefahren, man höhlte eine tiefe und große Grube aus, und ein Teil der Holzhütte füllte ſich mit Zementſäcken und ungelöſchtem Kalk. Es war alſo mehr als klar, daß das ſchöne Idyll der Wieſe der Proſa eines nüchternen Gebäudes weichen müſſe. Dabei blieb mir nur noch die eine erfreuliche Ausſicht, daß nun die handlangenden Zigeuner für einige Monate vom Platze Beſitz ergreifen und mir aus der Nähe das Beobachten ihres Lebens und Treibens geſtatten würden. Sie kamen wirklich und zwar früher, als ich erwartete.

Als Tage mit Frühlingsahnungen und linden Lüften über Stadt und Land dahingegangen waren, erſchienen Zugvögeln gleich die erſten Vorpoſten auf der Bildfläche. Einige Stunden des Tages ſah man vor der Baracke ein altes runzeliges Zigeunerweib auf dem Boden kauern oder ſich auf einer lumpigen Decke hinſtrecken. Bisweilen kam zu kurzem Geſpräche ein Mann, dann und wann zeigte ſich auch eine jüngere Zigeunerin mit ſchmutzigem Flechtengeſicht. Am Abend war wieder alles verſchwunden. Nach mehreren Tagen bemerkte ich an die Hütte angelehnt eine aus einem Baumſtamm gehöhlte Waſchmulde, auf der Flur loderte zwiſchen einigen Ziegelſteinen ein luſtiges Feuer auf, und darüber dampfte der Mamaligakeſſel. Es waren dies die ſicherſten Anzeichen der endgültigen häuslichen Niederlaſſung auf dem Baugrunde. Um die Baracke macht ſich jetzt mehr Leben bemerkbar. Ein halbgewachſenes Mädchen trägt einen Sack herbei, zieht aus demſelben einige Kleidungsſtücke, ein Kiſſen und eine Decke heraus,

womit sie der Alten die Ruhestätte etwas weicher und bequemer herrichtet. Ein schöner stämmiger Bursch und ein bleicher schwachbärtiger Mann kommen mit Geige und Mandoline und spielen vergnügt der Matrone eins auf. Nachdem die Zahnlückige ihnen — es mögen wohl ihre Söhne sein — befriedigt zugelächelt hat, hängen sie die Instrumente an die Wand und setzen sich zu ihr zu langer trauter Unterhaltung. Andere Männer und Weiber gesellen sich dazu, und so ist bald eine bunte Gesellschaft beisammen, die vergnügt raucht und kocht, plaudert und lacht.

Dem frohen Leben in den warmen Frühlingstagen folgte ein für die armen Zigeuner sehr herber Wechsel, denn Kälte und Frost setzten nochmals ein. Jedes auch das zerfetzteste Kleidungsstück wurde angezogen, und die meisten Weiber versuchten ihre mit Lappen umwickelten Füße in verlöcherte, irgendwo aufgelesene Schuhe zu stekken. Schuhwerk ist für die Zigeunerin etwas Ungewohntes, und sie benutzt es nur im höchsten Winter. Anschließend an die Hütte und den Bretterzaun wurden in aller Eile Ziegel aufgeschichtet; den so gewonnenen Raum überdachte man mit schiefgestellten Brettern, und die neue Wohnung war fertig. Hierherein wurde unter Tags die Alte gebettet und neben ihr die Feuerstätte aufgerichtet, welche sich aber meinen direkten Blicken entzog. Immerhin sah ich, namentlich abends, durch den im Trockenmauerwerk gelassenen Eingang die zauberische Wirkung des Herdfeuers; denn wenn dieses geschürt wurde, warfen die hochauflodernden Flammen ein geisterhaftes Hochrot und dann sogleich wieder ein grelles, blaßwirkendes Weiß auf die ausdrucksvollen Gesichter dieser Naturkinder, die in enggeschlossener Reihe rauchend und schwatzend vor dem Feuer kauerten und sich wärmten.

Ein Teil der muntern Gesellschaft brachte die Nacht in dieser kühlen, mit den einfachsten Mitteln hergestellten Unterkunft zu, der andere zog sich in die Holzbaracke zurück. Auf einem Blech wurde etwas Feuerbrand dahin mitgenommen, denn bei der kalten Witterung durfte das Nachtfeuer auch in der Hütte nicht fehlen. Hell und unheimlich leuchtete es oft durch das schmutzige Fenster auf. — Einige Mühe verursachte den armen Leuten das Beschaffen des notwendigen Brennstoffes. Anfänglich bot der leere Bauplatz nach dieser Richtung nur eine spärliche Ausbeute. Man versuchte es mit Grünholz und knickte Gesträuch und kleine Bäumchen ab. Dieses erzeugte aber einen solch beißenden und dicken Rauch, daß es nur noch die stärksten Alten in der Ziegelbaracke aushielten, während das junge Geschlecht die Flucht ergriff, bis der ärgste Qualm vorbei war. Als der Vorrat von Grünholz ausgegangen war, begann man unbedenklich mit jenen Teilen der Bretter- und Lattenzäune zu feuern, welche man an diesen für weniger wesentlich betrachtete.

Nach zwei Wochen brachen indes wieder bessere Zeiten für meine Zigeuner an. Die Morgen und Abende waren zwar noch etwas kühl, aber die liebe Sonne lächelte vom Himmelszelte herunter, und mit ihr freuten sich die frohen Zigeunerkinder. Nach kurzer Zeit stellte sich der Frühling ein und sproßte seine farbigen und duftenden Gaben. Bald schmückten sich auch die Mädchen und jungen Mütter mit den zarten Frühlingsblumen, steckten sie hinter das Ohr und ließen sie unter dem Kopftuch hervor aus den dunkeln Haaren herausschauen. Sie hatten vollauf Zeit und Muße, sich an dem neuaufkeimenden Naturleben zu ergötzen und auf Fiedel und Mandoline mit dem Gezwitscher der geschäftigen Vöglein zu wetteifern, denn Arbeit gab es für

sie noch keine. Auf dem Bauplatze wurde zwar eine fieberhafte Tätigkeit entfaltet, man grub tiefe Keller und noch tiefere Fundamente aus und lärmende, schimpfende und unbarmherzig auf ihre magern Pferde einhauende Fuhrleute waren beständig mit dem Wegführen der hohen Erdhaufen beschäftigt; um das alles kümmerten sich aber die Zigeuner nicht, denn sie waren nur für die Handlangerdienste beim Aufführen des Mauerwerkes gedungen.

Eine Stockung.

Einsegnung des Grundsteines — Schlaraffenleben — Postalische Nachrichten — Die Gymnasiasten — Klare Verständigung — Das Diktat — Familiensinn.

Endlich nahte auch ihre Zeit. Sand und Kies, Kalk und Zement waren längst zur Stelle; jetzt hatte man auch die Wasserleitung bis über die Kalkgrube geführt, und die Erdarbeiten waren vollendet. Eines Morgens rührte sich gar nichts. Erst spät am Vormittag sah ich unten im projektierten Kellerraum einen weißgedeckten Tisch und darauf zwei Kerzenleuchter, einen Wasserkrug und einen Teller. Es war leicht zu erraten, daß die Vorbereitung der Einsegnung des Grundsteines galt. Richtig erschien bald der Bauherr mit Frau und Tochter, dann fanden sich Architekt und Unternehmer ein, ebenso waren zwei oder drei Maurer zur Stelle. Schließlich kam mit schöner breiter Stola bekleidet der Priester von der nahen Kirche Schitu Magureanu; der ihn begleitende Küster trug den Weihwasserkessel und das Rauchfaß. Nach kurzer Begrüßung der Anwesenden begann der Priester sofort die Wasserweihe und nach dieser die Besprengung und Beweihräucherung der Fundamente. Während dieser kirchlichen Handlung verkrochen sich die Zigeuner in die Ziegelbaracke und in die Holzhütte,

durch deren Fenster sie bisweilen neugierige Blicke auf die zum Gebete Versammelten warfen. Es bedurfte aller Energie des Unternehmers, zwei Zigeunerweiber herbeizubringen, die zum Zwecke der Einmauerung der Urkunde den Mörtelkübel bedienen mußten. Nach einigem Zaudern und Zanken stiegen endlich zwei junge Zigeunerinnen in die Kellertiefe hinunter, bekreuzten sich rasch einige Male angesichts des weihwassersprengenden Priesters und legten endlich Hand an ihr Arbeitsgeschirr. Kaum hatten aber der Priester und die andern hohen Persönlichkeiten den Bauplatz verlassen, so ging alles froh und lustig an die Arbeit.

Doch siehe da! Nach etwa zehn Tagen gerät alles ins Stocken, und doch ragen die Mauern kaum aus dem Boden heraus. Man sieht keine Maurer mehr und hört weder einen Peitschenknall, noch die rauhe Stimme eines Fuhrknechtes. Die Zigeuner saßen gleichgültig vor ihren Hütten und auf dem Gerüstholz herum, die Weiber beschäftigten sich mit Flickarbeiten, und die Männer und Burschen sahen ihnen plaudernd und Tabak schmauchend zu. Das untätige Schlaraffenleben, das offenbar durch Mangel an Baumaterial verursacht wurde, zog sich fast zwei Wochen hin. Es fiel aber in eine günstige, weil festreiche Zeit, denn es begann in der Karwoche und endete erst lange nach den Ostertagen. Das unbezahlte, verdienstlose Nichtstun sagte aber nicht allen zu, und deshalb sahen sich einige auf einem andern Bauplatze nach Arbeit um. Sie gingen morgens fort und kehrten abends zurück. Bekamen etwa die Zurückgebliebenen durch die Post eine Nachricht, so machten sich sogleich Boten auf den Weg und verständigten die Abwesenden.

Keine meiner Beobachtungen hat mich so sehr in Erstaunen gesetzt, als die Entdeckung, daß bisweilen auch der Briefträger zu diesem Zigeunervolke gehen mußte, von

Beim Feuer.

Junges Volk.

dem doch niemand ſchreiben oder leſen konnte. Einmal ſah ich ſogar ein Telegramm hintragen. Wenn der Bote ſelber nicht zu bewegen war, gleich bei der Uebergabe die poſtaliſche Nachricht vorzuleſen, ſo entſtand einige Verlegenheit. Wie verſteckt die Poſtkarte hinter ſich haltend ſtellte man ſich an die Straße und ſpähte aus, ob nicht ein paſſender Schriftkundiger vorüberkomme. Man wandte ſich an möglichſt kleine Leute. Als einmal während der arbeitsloſen Zeitepoche den Zigeunern eine Karte aus ihrer Winterheimat angeflogen kam, trieben ſich gerade kleine Gymnaſiaſten in den Irrgängen des erſtehenden Gemäuers herum. Mit tiefer hohler Stimme rief die Alte, das rätſelhaft Schriftſtück hochhaltend, die muntere Schar herbei. Im Nu war die Karte in den Händen der Schulknaben, ſie ſteckten die Köpfe zuſammen, und gingen mit Ernſt an die Entzifferung. Erwartungsvoll und mit offenem Munde ſtanden den jungen Gelehrten gegenüber die Zigeunerweiber. Schon bei der zweiten und dritten Zeile, deren endgültige Leſung erſt nach längern Verſuchen gelang, verklärten ſich die Züge der Zigeunermädchen, und dieſe gaben ſich gegenſeitige Stöße mit den Ellenbogen. Auch den Knaben verging bald der urſprüngliche Ernſt; das Weiterleſen unterbrachen ſie beſtändig mit ſchallendem Gelächter, bis ihnen endlich die Alte unter grinſender Gebärde das Blatt entrang. Aus der ganzen Szene ging hervor, daß die ſchriftliche Verſtändigung, aller dunkeln Stellen bar, an Klarheit und Offenheit nichts zu wünſchen übrig ließ. Jetzt galt es aber noch, auf die lieben Zeilen einen entſprechenden Antwortgruß abzuſenden. Die Alte riß das innere Ende des breiten, ſie mehrmals umſchlingenden Gürtelbandes heraus, entnahm der dort verſteckten Taſche ein Geldſtück, womit ein Mädchen enteilte. Die Gymnaſiaſten befriedigten nun ihre Neu-

gierde und guckten den Zigeunern ihre Wohnung aus. Rasch war das braune lockige Kind mit einer Korrespondenzkarte zurück, und jetzt begann der Spaß von neuem. Die Buben knieten oder setzten sich auf den Boden, der größte und schreibkundigste streckte sich der Länge nach hin und begann auf der Unterlage eines Brettchens, mit gespitzten Ohren auf das Diktat der geschwätzigen Zigeunerinnen lauschend, die Niederschrift der Antwort. Das Gekicher und Gelächter auf beiden Seiten war zwar der Beschleunigung der Arbeit wenig förderlich, mag aber dem Stile und dem Auffinden der richtigen Ausdrücke zugute gekommen sein. Endlich war das Briefstück fertig. Hüpfend nahm das Mädchen den Weg zum nächsten Postkasten unter die Füße, und die vergnügten Buben kehrten ins Gemäuer zu ihrem Versteckspiel zurück.

Wie sehr der Familiensinn und das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei den Zigeunern entwickelt ist, zeigte mir nicht nur der briefliche Verkehr mit den zu Hause Gebliebenen, sondern auch die schöne Gewohnheit der Abstattung von Besuchen. Diese kamen selbst während der Woche vor, waren regelmäßig an Sonntagen und nahmen einen feierlichen, fast offiziellen Charakter zu Ostern an. Rührend war es zu sehen, wie ältere, wildbärtige Zigeunermänner zuerst ehrfurchtsvoll die Alte grüßten und ihr bisweilen die Hand küßten. Zum Osterbesuche gehörte aber nicht nur der Gruß Hristos a inviat (Christus ist auferstanden) und einige Wünsche für Gesundheit und Wohlergehen, sondern auch Eßgeschenke. Die Zigeunerweiber, welche ihre Männer begleiteten, trugen in ein Kopftuch oder in eine Schürze eingewickelt buntgefärbte Ostereier und Stücke gewöhnlichen und auch süßen Brotes. Kaum fanden diese Zeit, ihre Gaben auf dem Boden auszubreiten, so holten auch die Besuchten ihre Vorräte heraus; bald begann man allge-

mein zuzugreifen und zu eſſen, als gelte es, dieſe Arbeit auf Tage hinaus abzutun. Die Muſikanten nahmen dann die Fiedeln zur Hand, in der Runde kreiſte die Flaſche, aus der männiglich einen herzhaften Zug tat, und das Plaudern und Erzählen, das Lachen und Spaßmachen nahmen lange kein Ende. Als ſo die ganze Sippe auf Sandhaufen, auf Bretterlagen, auf Ziegeln, ſowie auf dem leeren Boden fröhlich beiſammen ſaß, fielen mir in den verſchiedenen Gruppen etwa acht oder zehn Frauen und Mädchen auf, weil ſie ein gleiches Merkmal trugen, nämlich zwei blaue tätowierte Punkte im Geſichte und zwar den einen auf dem Kinn und den andern auf der linken Wange. Möglicherweiſe konnte dies ein Stammeszeichen ſein.

Bei der Arbeit.

Die Toaka — Flink und fleißig — Der Einängige — Gehetzt — Ein Zigarettchen — Das Kochgeſchäft.

Auch für die Zigeuner nahmen Freudentage und Beluſtigungen ein Ende, und es ſetzte die ernſte Arbeitszeit ein, die keinen Unterbruch mehr erlitt, bis Mauern und Dach ſtanden. Um 6 Uhr wurde begonnen, um halb 9 Uhr gab es eine halbſtündige und mittags wenigſtens eine ſtündige Ruhepauſe. Zu Anfang und zu Ende der Arbeit wurde ein Zeichen gegeben und zwar das echt nationale mit der ſogenannten Toaka (Klopfbrett), wie man ſie vor den rumäniſchen Dorf- und Kloſterkirchen ſieht. Es wird nämlich ein Holzbrett oder ein breites gekrümmtes Eiſen aufgehängt und mit Hämmerchen daraufgeſchlagen, was weithin hörbar iſt. So befeſtigte man auch auf dem Bauplatze an zwei Stricken ein Stück einer Eiſenſchiene, und mehrere Arbeiter verſtanden es meiſterhaft, darauf ein kurzes Toakenſtück herunterzuhämmern.

Bei der Arbeit.

Im allgemeinen wurde flink und fleißig gearbeitet. Die jungen kräftigen Burschen beförderten bei jedem Gange auf ihren an Tragriemen befestigten Rückenbrettchen zehn und mehr Backsteine und warfen dieselben, sich leicht bückend, dem Maurer genau an die Stelle, wo dieser sie wünschte.

Die Größe ihrer Anſtrengung hing natürlich zum guten Teile von dem Orte ab, wo die Backſteine zu holen waren; deshalb waren die jungen Männer ſtets auf der Hut, daß neu ankommende Wagen möglichſt nahe beim Bau abgeladen wurden. Der anſtrengendſte Teil der Arbeit fiel ohne Zweifel jenem zu, der in den zwei flachen Holzkaſten den Mörtel zu bereiten hatte. Dies Geſchäft beſorgte ein einäugiger, überaus muskelſtarker Mann, auf deſſen Haupt es aber bereits ziemlich blöde ausſah. Hatte er aus der nahen Grube genügende Mengen dickbreiigen Kalkes in die waſſergefüllte Mörtelpfanne herausgeſchaufelt und ebenſo das richtige Maß von Sand hineingeworfen, ſo begann er wuchtig ausholend und kräftig zurückſchiebend die Eiſenkrücke zu bewegen, bis Waſſer, Kalk und Sand zu einem gleichmäßigen Gemiſch zuſammengerührt waren. Aber wie an Kraft, ſo war der Mann auch an Grobheit und Roheit allen andern haushoch überlegen, und da er zudem noch am meiſten Stimme hatte, ſo beherrſchte er mit ſeinem gellenden Gekreiſch den ganzen Bauplatz, mit geballten Fäuſten Schimpf und Geifer bald dieſen, bald jenen nachwerfend.

Am meiſten regte ſich der Mörtelbereiter über die Weibsleute auf, wenn dieſe mit dem Ausſchöpfen des erſten Kaſtens früher fertig waren, als er mit der Zubereitung des zweiten. Jene waren aber auch nicht ſchuldbar, denn ſie ihrerſeits wurden gedrängt durch die Maurer, welche oft ſchon nach Mörtel ſchrien, wenn der Vorrat in der Pflaſtermulde noch lange nicht zu Ende war. Oft wurden dieſe barfüßigen Frauen und Mädchen förmlich die Gerüſte herauf- und hinuntergehetzt. Und ihre Arbeit war keine leichte und doppelt ermüdend, wenn die heiße Sommerſonne auf ſie herniederbrannte. Je ihrer zwei bedienten einen Pflaſterkübel, durch deſſen Handhaben das lange Tragholz geſteckt

ist. Abwechselnd schöpfte bald die eine, bald die andere mit langgestielter Kelle die schmutzige Masse in den Kübel. Dann hoben sie unter kräftigem Ruck das gefüllte Gefäß auf ihre Schultern und eilten den Baugerüsten zu und hurtig über diese hinauf, die schwere Last bald hebend, bald senkend, je nachdem es über schiefe Ebenen hinauf oder hinunterging. Hatten diese Frauen den Maurern durch fleißiges Tragen die Pflastermulden bis zum Rande gefüllt, so warfen sie unten am Boden ihre Kübel freudig weg, setzten sich in den Schatten und ruhten aus. Manchmal traf es sich, daß gerade auch die Backsteinträger eine Ruhepause machten, und so war rasch eine kleine plaudernde und scherzende Gruppe beisammen.

In erster Linie versteht der Zigeuner, und die Zigeunerin beinahe noch besser, das Anstecken eines Zigarettchens. Diesem wichtigsten aller Geschäfte ist der erste freie Augenblick gewidmet. Die meist im Gürteltuche versteckte Tabakdose birgt das köstliche Kraut. Sie enthält selten etwas Besseres als die schlechteste Qualität Tabak und ist oft bloß — namentlich bei den Weibern, — mit den sorgsam von der Straße aufgehobenen Zigarettenstummeln gefüllt. Letztern werden die spärlichen Reste Tabak entnommen, und diese in einem frischen Papierchen zu einer Zigarette gedreht. An einem brennenden Spahn von der Feuerstelle oder an einer glimmenden Kohle wird alsdann der Rauchgenuß eingeleitet. Alle huldigen diesem Vergnügen und gewöhnen auch ihre Kinder sehr frühe an den Tabak. Wie oft sah ich ein sechs- oder siebenjähriges Mädchen sich zart und schmeichelnd an die Mutter schmiegen, so oft diese die Dose herauszog. War dann das dünne weiße Stängelchen richtig gedreht, geklebt und die Enden abgebrochen, so ruhte das Kleine nicht, bis es den Feuerbrand an dasselbe

ſtecken und den erſten Zug tun durfte. Bisweilen entwiſchte es dann, nahm graziös das Zigarettchen zwiſchen die Finger, hielt das Köpfchen hoch, ſtolzierte wie ein Prinzeßchen in ſeinem allzulangen kragen- und knopfloſen Röcklein umher und zog an dem duftenden Kraut, bis eine energiſche Handbewegung der Mutter dem genußvollen Spiele ein trauriges Ende bereitete.

Die kleinen Ruhepauſen wurden auch benutzt zum Flicken der Kleider, zum Ausbeſſern der geſteppten Schlafdecken, zum Sticken der Hemden und zum Stillen der Kinder, alles Beſchäftigungen, welche den gleichzeitigen Genuß des Tabakrauchens nicht ausſchließen. Natürlich waren dieſe freien Augenblicke vormittags beſonders koſtbar für das Kochgeſchäft. Beſtändig waren auf dem Bauplatze wenigſtens vier Feuerſtellen, die aber oft täglich ihren Platz änderten. Das konnte ohne jegliche Schwierigkeit geſchehen, denn der ganze Herd beſtand aus zwei aufrechtgeſtellten Backſteinen, über die man zum Aufſtellen des kupfernen Kochkeſſels zwei Eiſenklammern legte. Als Brennmaterial dienten die Abfälle des Bauholzes, die regelmäßig mit Hilfe eines Maurerhammers klein gemacht wurden.

Die Bereitung des Mittagsmahles bedurfte keiner großen Vorbereitungen. Da man keine Vorräte einkaufte, holte man vormittags aus dem Spezereiladen in einem Fetzen Tuch das für den Maisbrei notwendige Mehl. Bevor dieſes in das ſiedende Waſſer kam, wurde es geſiebt. Dem Einkochen ließ man Zeit genug; das Feuer ſchürte man ein oder zweimal, hob den Kochkeſſel kurz vor der Eſſenszeit vom Herde, nahm denſelben zwiſchen die Füße und verarbeitete den breiigen gelben Inhalt tüchtig mit dem Rundholz. Neben dieſer Hauptſpeiſe gab es aber noch ein

Krautgemüse, oder Bohnen, Erbsen und Linsen. Diese Gerichte wurden in irdenen, nicht auf, sondern neben das Feuer gestellten Töpfen gekocht. Da der ganzen Familie gewöhnlich nur ein oder zwei Löffel zur Verfügung standen, so wurden die in eine flache Schüssel angerichteten Gemüse samt Brühe mit Brot aufgetunkt. Kartoffeln wurden in der Asche gebraten. Frisches Fleisch ließ sich bei den armen Leuten nur zu den höchsten Festtagen sehen, und dann wurde es über dem Kohlenfeuer geschmort. Häufiger hatten sie Fische und sotten billiges Eingeweide. Den erquickenden Trunk spendete der viel benutzte Brunnen. Einfach war die Nahrung, aber gesund und genügend.

Ruhe und Erholung.

Große Wäsche — Gründliche Toilette — Besuche — Weibertränen — Auftritte

Hatten sich die Zigeuner während einer ganzen langen Woche in schwerer Arbeit abgemattet, so war ihren müden Gliedern die Ruhe des Sonntags wohl zu gönnen. Munter waren sie an diesen Tagen ebenso wie werktags mit der Sonne, aber man bemerkte doch, daß es nicht zum Bauhandwerk ging. Unter den mit Wasser gefüllten Kesseln loderten die Feuer, die Weiber kauerten am Boden vor den baumgehöhlten Waschwannen und seiften, wuschen und spülten die Hemden ihrer Männer und Söhne. Während jene zum Trocknen über Bretter, Balken und Stangen ausgelegt wurden, goß man neuerdings Wasser in die Kessel, und wenn es eine angenehm warme Temperatur erreicht hatte, begann damit eine gründliche körperliche Sonntagswäsche. Der zu Waschende entkleidete den Oberkörper, bückte sich zur Erde, und ein zweiter goß ihm einen ersten Teil warmen Wassers über den Kopf. An dem nun folgenden wiederholten Einseifen, Schäumen, Reiben

und Waſchen hätte auch ein fanatiſcher Reinlichkeitsmenſch nichts ausſetzen können. Der ſchwer von Waſſer Trieſende tappt nun herum und trocknet ſich Geſicht und Haare mit dem erſten beſten Tuchzeug, das er erwiſcht. Jetzt wird ihm das Haar mit Oel oder Fett gut eingerieben, dann zieht der Familienkamm ſeine Furchen über das Haupt, und nach jedem Zuge wird genau nachgeſehen, ob ſich nicht etwa im engen Gehege verbotenes Kleinvieh gefangen hat. Iſt jeder gewaſchen, gekämmt und, wenn nötig, auch geſchabt, ſo geht die Männerwelt auf den Morgenſpaziergang. Sie läßt ihre ſchönere Hälfte ungeſtört bei den Hausgeſchäften und bei der Beſorgung der Toilette. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß die als ſchmutzig verſchrienen Zigeuner ſich ſolch gründlichen Prozeduren unterziehen würden; aber noch unverſtändlicher iſt mir daneben ihre unbeſchreibliche Läuſenot. Sonntags hatten es die Weiber am Kämmen ihrer Haare gewiß nicht fehlen laſſen, und doch vergingen kaum zwei Tage, ſo ſah man wieder die Tochter ihren Kopf in den Schoß der Mutter legen und auch umgekehrt, damit den böſen Ruheſtörern auf dem Kopfe Einhalt geboten werde.

Daß meine Zigeuner den Sonntag zu einem, wenn auch noch ſo kurzen Kirchenbeſuche benutzt haben, bezweifle ich ſehr. Einige Weiber glaubten wohl dadurch den Pflichten genügen zu können, daß ſie einige Kreuze machten, wenn ſie in den nahen Kirchen Popa Tatu und Schitu Magureanu die Glocke oder die Toaka hörten, die zum Gottesdienſte einluden. Der Nachmittag verging mit Beſuchen von Kneipen und fremden Bauplätzen; der Abend brachte nicht ſelten Weibertränen, lautes Gezänke und handgreiflichen Streit, der etwa noch am folgenden Morgen im Erſcheinen eines Poliziſten ein Nachſpiel fand.

Lautari.

Verſteckten und offenen Tränen gab ſich beſonders ein dunkelbraunes, hohläugiges Weib hin, deſſen wortkarger und herzloſer Mann energiſch abwinkende Bewegungen machte, wenn ihn auch ſeine Ehehälfte zu den nachmittägigen Vergnügungen begleiten wollte. Nach ſeiner Rückkehr am Abend ſaß dann das kinderloſe Paar in offenkundiger Kriegsſtimmung bei der gemeinſamen Feuerſtätte. Auf der einen Seite gab es unter gräßlichen Geſichtsverzerrungen mit Schluchzen untermiſchte Tränen und auf der andern knirſchende Zähne und rollende Augen. Zu Tätlichkeiten kam es aber nicht und werktags wurde friedlich gelebt und gearbeitet.

An ſolchen Sonntagsabenden konnte es auf dem Platze des originellen Zigeunerlagers, wo die einzelnen Familien unter einigen ſchief an die Nachbarsmauern gelehnten Brettern vor Regen und nächtlicher Friſche Schutz ſuchten, auch nervenerregende Auftritte geben. Einmal brachten ſie einen jungen blaſſen Mann, der ſich offenbar einen Wutanfall angetrunken hatte, nach Hauſe, ihm feſt Arme und Hände haltend. Man ließ ihn ſich auf einen Balken ſetzen, wo er eine Zeitlang ruhig vor ſich hin glotzte. Plötzlich erfaßte er aber auf der Bruſt ſein ſchön geſticktes Hemd, riß es mit einem Ruck vom Halskragen ab und zerfetzte es in Stücke. — Ein anderes Mal zog mich wüſter Lärm und ein herzzerreißender Angſtſchrei an das Fenſter. Eine ſchreckliche Szene ſpielte ſich ab. Eben erfaßte ein handfeſter Burſche ein Mädchen, ſchleuderte es einige Male herum und warf es dann wie ein Stück Holz auf den Boden hin. Das arme Geſchöpf ſprang auf und wollte fliehen; es wurde aber nochmals ergriffen und wieder auf den dröhnenden Erdboden geworfen. Diesmal ſtand es nicht mehr auf. Jetzt erſt rührten ſich die zahlreichen Zuſchauer; der freche Atten-

täter wurde dem rasch herbeigerufenen Polizeimann übergeben und das Mädchen unter das Bretterzelt getragen. Hier lag es einen Tag lang krank, arbeitete dann herumhinkend noch einige Stunden und verschwand darauf für immer vom interessanten Schauplatze meiner Beobachtungen.

Hexengestalten.

Pflegerin und Kranke — Die Heilkundige — Massage — Im Besitze der Geheimkunst — Die Körner auf dem Siebe — Das Los.

Aufrichtiges Mitleid erfaßte mich für die stille und anständige Tochter, die ich stets fleißig bei der Arbeit und ruhig im Familienverkehre sah. Meine Sympathie hatte sie aber deshalb, weil sie der alten wunderlichen Zigeunermutter während deren Krankheit Pflege und Dienstleistung nicht versagte und zwar auch dann nicht, wenn die Alte sie anschrie oder ihr gar Schläge versetzte. Die alte Frau wurde von einem erschütternden Husten geplagt und sie litt offenbar auch an schweren Kopfschmerzen, denn sie lag oft stundenlang mit geschlossenen Augen ruhig im Schatten eines Baumes auf Decken und Kissen und griff von Zeit zu Zeit stöhnend an ihren fest in Tücher eingewickelten Kopf. Während der Leidenswochen erhielt sie den täglichen Besuch einer, man möchte sagen, strafbar häßlichen Freundin von derselben Lenzenzahl wie sie selbst. An guten Ratschlägen für Wiedererlangung der Gesundheit mag es nie gefehlt haben; die Freundin griff aber auch mit energischen Mitteln ein. Sie sott kräftige Kräuter ab und reichte der Kranken den Heiltrank. Schon vom ersten Kosten war aber diese dermaßen enttäuscht, daß sie ausspuckte und sich auf die andere Seite legte. Doch die kundige Aeskulapstochter ließ sich nicht abschrecken, nahm das Protestieren und Schimpfen ohne Nervenzucken entgegen, und die

Alte mußte ſchließlich doch alles bis auf den letzten Tropfen verſchlucken. Die Arznei muß ihr wohlbekommen haben, denn nach einigen Tagen war ſie wieder auf den Beinen und konnte wenigſtens die Kocherei überwachen.

Die gleiche zigeuneriſche Aerztin behandelte auch die kranken Kinder, denen ſie mit Vorliebe Totaleinreibungen und Maſſage des ganzen Körpers verabfolgte. Unter ihrer ſchweren und knochigen Hand ſchrien die armen Dingerchen jämmerlich auf und mußten während des unbarmherzigen Vorgehens ſelbſt auf die Liebkoſungen der anweſenden Mütter verzichten, bis ſich endlich das böſe Weib an ihnen müde gerieben.

Weniger häßlich, aber noch zerlumpter als dieſer Schrecken der Kinder war eine andere weibliche Hexengeſtalt, welche ebenfalls oft in Begleitung zweier nachhumpelnder Kinder auf dem Bauplatze erſchien und zwar zum Beſuche ſowohl der alten Zigeunermutter als auch der geſamten jüngern Frauenwelt. Ihr Erſcheinen brachte ſtets Leben und Stimmung in die Leute. Sie ſah in die Zukunft und war im Beſitze der Geheimkunſt! Alle vom Zigeunerſtamm hatten Intereſſe an ihr, aber ſie wurde auch öfters zur Urſache von Unzufriedenheit, ſo daß ſich die Maurer über die nachläſſigen Ziegel- und Pflaſterträger in mehr als kräftigen Ausdrücken Luft machten. Offenbar erzählte die ernſt und wichtigtuende Frau in lebhaft anziehender Form und feſſelte deshalb ihre Zuhörer auch über die Zeit ihrer kleinen Ruhepauſe hinaus.

Noch viel intereſſanter wurde ſie aber, wenn ſie ſich ſetzte, das umgekehrte Mehlſieb vor ſich auf den Boden ſtellte und darauf eine Anzahl Maiskörner ſchüttete, die ſie ſorgfältig in einem Säcklein bei ſich trug. Bevor das geheimnisvolle Spiel begann, wurde erſt noch das kurzroh-

Wahrsagerin.

rige Kolbenpfeifchen ausgeklopft, mit von den Umftehenden erbetteltem Tabak neugefüllt und mit einer aufgelegten Holzkohle in Brand geftedt. Nun begann ein langes zauberifches Gemurmel. Während desfelben brachte die Weisfagerin die Körner auf dem Siebe in eine Linie, teilte fie hierauf nach Nord und Süd, Oft und Weft, warf fie wieder auf ein Häufchen zufammen, fondierte und teilte fie wieder, bis die Körner endlich in kleinen Gruppen von verfchiedener Anzahl liegen blieben. Aus diefen Konftellationen verkündete nun das rauchende Pfeifenweibchen den Umftehenden die Zukunft. Mit großem Ernfte wird alles beobachtet und endlich das Los vernommen; dann folgt bald ein Kichern und Lachen, und auf einmal ftiebt alles auseinander und läuft zur Arbeit zurück. Ift aber das Notwendigfte getan, fo hat die Prophetin wieder einen Kreis Neugieriger und wohl auch Lernbegieriger um fich, und die Zukunft wird neuerdings ins Verhör genommen.

Hat das Zauberweib ein einzelnes Mädchen in der Lehre, ſo wird das Schlußreſultat aus den Maiskörnern wohl auch nachgeprüft oder wenigſtens verglichen mit den Ergebniſſen aus den Furchen der Hand.

Naturpoeſie.

Mutter und Kind — Am Fenſter — Grigorescu, Lenau, Liſzt — Schlußblatt.

In Arbeit und Erholung, bei Spiel und Scherz, in Streit und Trauer zeigten ſich die Zigeuner in Bildern und Szenen, welche man hätte feſthalten mögen. Unbeſchreibliche Zartheit und Innigkeit ſchloſſen oft jene Bilder in ſich, welche die Mütter mit ihren Kindern boten. Nie in meinem Leben ſah ich größeres Mutterglück und hellere Mutterfreuden als bei den Zigeunerinnen unter meinem Fenſter. War das ein beſtändiges Herzen und Lächeln, ein Zunicken und Küſſen, ein Necken und Streicheln! Und mit welcher Sorgfalt wurde das Kind gebadet und geſeift, gewickelt und in die ideale Kinderwiege, in das gehöhlte Baumſtammholz gelegt! Dann ſetzte ſich wieder die Mutter zum Kinde auf den Boden und begann es zu wiegen. Kam ſie von der Arbeit zurück und war das Kind wach geworden, ſo ſetzte ſie leiſe und zart den Fuß auf den Wiegenrand und ſchaukelte es wieder ſanft in die lieblichen Gefilde des Schlummers hinüber. Und welcher Schmerz, wenn unverſchiebbare Arbeit die Mutter plötzlich vom weinenden Kinde wegrief! Ein gutes junges Mütterchen hatte einmal ihr Kleines eingewickelt, als ſie plötzlich ein ſchriller Pfiff erſchreckte und an den leeren Mörtelkübel erinnerte. Raſch legt ſie das Kind in die Höhlung der Wiege, macht über das liebe Weſen drei Kreuze, drückt ihm einen letzten Kuß auf die Stirne und entflieht mit haſtigem Schritt. Ihr

Sinnen bleibt aber bei dem Kinde, und während ſie die Gerüſte mit der ſchweren Laſt hinaufſteigt, ruht ihr Auge auf ihrem Liebling. Sie härmt ſich, daß ſie ihn nicht wiegen, den läſtigen Fliegen nicht wehren kann.

Frühlingswochen und Sommermonate waren dahingeflogen, und ich war nicht müde geworden vom Hinausſchauen auf das bewegte und bunte Leben und Treiben der Zigeuner. Ohne ihre Namen zu wiſſen, kannte ich ſie alle, und ohne je ein einziges Wort mit ihnen geſprochen zu haben, ſtanden ſie mir nahe und waren mir lieb. Viele Stunden ſtand ich verborgen am Fenſter; dieſe Zeit betrachte ich aber keineswegs als verloren, denn ich las wie in einem poeſiereichen Buche und hatte daneben den reizenden Schmuck lebenswarmer, naturechter und farbenprächtiger Bilder. Jetzt erſt verſtand ich einen Grigorescu und alle die Maler, die ſich Zigeunerlager und Zigeunertypen zum Vorwurf genommen, und ich begriff Dichter wie Lenau, welche ſich in die melancholiſche Volksſeele dieſer freieſten Menſchen verlieren konnten, und endlich einen Liſzt und ſo viele andere Muſiker, welche mit Begeiſterung für die leidenſchaftliche, zarte und ſchmeichelnde, wilde und raſende Zigeunermuſik ſchwärmten.

Bevor ſich das poeſievolle Zigeunerbuch unter meinen Fenſtern endgültig ſchloß, gab es noch ein ſchönbeſchriebenes Schlußblatt und ein ſtimmungsvolles, von Leben und Handlung ſtrotzendes Gemälde dazu. Das Mauerwerk des Baues war fertig und über demſelben das luftige Holzgebälk des Dachſtuhles errichtet. Niemand arbeitete, ſondern alle ſtanden wie in Bewunderung vor dem vollendeten Werke. Wie Katzen kletterten die verwegenſten Zigeunerburſchen an den ſteilen Dachhölzern hinauf, nagelten mit wuchtigen Schlägen an dem Firſtbalken ein mannshohes

Ständergerüſte feſt und hingen an die Nägel der Querſtange eine Menge Hoſen und Schürzen auf und warfen lange Stücke buntfarbiger Stoffe über dasſelbe. Es waren die Geſchenke des Bauherrn. Unten erſchallten Jubelrufe. Jetzt wurden die Muſikinſtrumente hervorgeholt; Mädchen und Burſchen, Männer und Frauen reichten ſich die Hände, nahmen die Fiedler und Zupfer mitten in ihren ſich beſtändig erweiternden und verengenden Kreis und tanzten angeſichts der oben luſtig im Winde flatternden Trophäen bis ſpät am Abend ihre rhythmiſche, elegante Hora. Mit einer ſchönern Schlußvignette hätte das Buch dieſer ungekünſtelten Naturpoeſie nicht enden können!

Bukareſt, den 15. Dezember 1911.

Feierabend.

Auf dem Wege nach Baia.

14. Kathedralen und Fürstensitze.

Die Weiße Kirche in Baia.

Eng verbunden — Die Provinzstadt — Falsche Rechnung — Sturm — Der Kirchenschlüssel — Stilgerechte Renovation — Wirkungsvolle Bauelemente — Inneres.

Die alten Geschichtsblätter des moldauischen Fürstentums führen uns in die nordwestliche Ecke des heutigen Rumäniens, nach dem Dorfe Baia. Noch niemand wußte mit einem völlig hellen und aufklärenden Lichte in die Gründung, in die Blütezeit und in den Verfall dieses merkwürdigen Ortes hineinzuleuchten. Aber solche Stätten, bei denen Geschichte und Dichtung, Sage und Wahrheit unentwirrbar eng miteinander verbunden sind, ziehen gerade ihrer märchenhaften Eigenart wegen besonders an. So erging es mir mit Baia. Was mich außerdem zu einer Reise nach diesem weit von der großen Verkehrsstraße abgelegenen Dorfe veranlaßte, war dessen Verknüpfung mit

der katholiſchen Kirche, welche hier ebenſo wie in Campulung, in Curtea de Argeſch und in Tergoveſte mit den Anfängen der rumäniſchen Fürſtentümer auch ihre Geſchichte in denſelben beginnt.

Von einem Ausfluge nach Baia verſprach ich mir überdies einen ergiebigen Naturgenuß. Nach meiner Vorſtellung mußte die Lage des Ortes im Tale der Moldova an den öſtlichen Ausläufern der Karpathen eine reizende ſein. Als ich am 12. Juli 1910 mit P. Luzius die Reiſe wirklich unternahm und bei Dolhasca von der Hauptlinie abzweigend nach der Diſtriktsſtadt Falticeni fuhr, wies alles darauf hin, daß ich mich in meinen Erwartungen nicht getäuſcht haben konnte. Die Seitenbahn ſchlängelt ſich einem munteren Flüßchen entlang durch ein liebliches, dorfreiches und waldgeſchmücktes Tälchen. Allmählich verloren ſich zwar die dunkeln Wälder, dafür bedeckten dann wieder ſchöne Felder die Hügelreihen, und endlich erſchien in der Ferne in lachendes Grün gehüllt die Provinzſtadt. Hier dingten wir einen Fuhrmann, der uns ſofort nach dem 10 Kilometer entfernten Baia zu befördern verſprach.

Raſch hatten wir die Hauptſtraße, welche außer einigen langhaarigen und langbefrackten Judentypen nichts Intereſſantes bietet, durchquert. Wir fuhren durch eine lange Vorſtadtſtraße, von welcher ſchmale, mit Holzlehnen verſehene Brücklein über tiefe ſchmutzige Gräben die Verbindung mit den einſtöckigen Häuschen darſtellen, in eine enge Taleinſenkung hinunter und dann auf der andern Seite am Friedhof vorbei einen ziemlich ſteilen Hügel hinan. Ich freute mich ſchon auf den großartigen Ausblick, der ſich von dem Bergrücken aus in das Tal der Moldau hinab dem Auge darbieten mußte. Diesmal machte ich aber eine falſche Rechnung. Schon ſeit etwa einer halben

Stunde bemerkte man am südlichen und östlichen Horizonte ein schmales Band von Wolken, und vereinzelt zogen solche auch da und dort am blauen Himmel dahin. Man sah es dem Treiben der Wolken an, daß sie mit ungewöhnlicher Stärke von den Höhenwinden gepeitscht wurden. Bald war den letztern der ungeheure Luftraum zu enge, und so stürzten sie sich mit Wut auf die Erde nieder und setzten plötzlich einen so heftigen Sturm in Szene, wie ich ihn noch selten erlebte. Die Köpfe der Getreidehalme wurden unbarmherzig zur Erde gedrückt, die spärlich am Wege gepflanzten Bäume widerstanden nur schwer dem Ansturme, der leichte Straßenstaub aber ließ sich willig von der Windsbraut in ihre tollen Reigen ziehen. Aus Leibeskräften mit dem heulenden Sturmwind kämpfend flohen die Leute zu Wagen und zu Fuß der Stadt zu. Der Himmel hängt jetzt voll von schweren und dunkeln Gewitterwolken; gegen Süden wurden sie heller, lösten sich bereits in einen strömenden Regen auf und sandten einen eisig kalten Wind zu uns herüber. Der Fuhrmann hält an und, indem er das Lederdach seines Wagens über uns zieht, schüttelt er bedenklich den Kopf und meint, das gebe Hagel. Schwer und dröhnend fallen die ersten Tropfen auf das spröde Lederzeug. Gleich darauf folgt Blitzschlag auf Blitzschlag, ein klatschendes Schütten und Gießen setzt ein, und der pfeifende Sturm hätte auch uns den mit Hagelkörnern untermischten Gischt in das Gesicht geschleudert, hätten wir uns nicht ganz in den Wagen zurückgelehnt und uns so gut es ging hinter den Schirmen geschützt. Trotz alledem blieben wir nicht verschont. Der sündflutartige Regen fiel während dreiviertel Stunden in solcher Menge, daß die Straße nach Baia hinunter zum reißenden Flusse wurde und die breiten Gräben sich zu Seen erweiterten.

Als wir durch das die Straße abſperrende Gattertor in das Dorf einfuhren, hatte der Regen etwas nachgelaſſen, und die Leute ſchauten ſich von den Haustüren aus die Beſcherung an, welche ihnen der Platzregen in der Hausflur verurſacht hatte. Nahe bei der Dorfkirche, welche in der Blütezeit von Baia entſtand und nach Ausweis einer in Stein gehauenen Inſchrift den Fürſten Petrus Rareſch 1532 zum Stifter hat, wurde angehalten. Zuerſt wollte ich die ſog. Weiße Kirche — Biſerica Alba — beſichtigen. Dieſe liegt etwas nordöſtlich vom Dorf entfernt und ſteht dort draußen auf freiem Felde. Als wir uns bei Bauersleuten nach dem Sakriſtan der fraglichen Kirche erkundigten, erfuhren wir, daß ſich der Kirchenſchlüſſel beim Ortspfarrer befinde. Ein beinſchneller Burſche holte uns denſelben von dem weitab wohnenden Geiſtlichen und überließ uns damit unſerem Schickſale. Nach wenigen Minuten ſtanden wir vor dem intereſſanten Bau und überſtiegen neben dem geſchloſſenen Tor auf leiterartigen Stufen den Zaun, welcher den Kirchenhof von den umliegenden Feldern und Matten abgrenzt.

Seit mehreren Monaten war mir dieſe Kirche aus Zeichnungen und photographiſchen Abbildungen bekannt, und ſie einzig wäre ſchon imſtande geweſen, mich nach Baia zu ziehen. Nachdem Herr Architekt N. Ghika-Budeſti dieſes merkwürdige Bauwerk, das ſeit vielen Jahrzehnten ohne Dach und mit eingeſtürzten Gewölben eine vollſtändige Ruine war, in ſeinen architektoniſchen Teilen ſtilgerecht reſtauriert hatte, baute er meine rumäniſch-unierte Baſiliuskirche in Bukareſt. Ich hatte dazu die Verwendung der am meiſten charakteriſtiſchen Motive des Kirchenbauſtiles aus der Zeit des Fürſten Stefan des Großen gewünſcht, wie man jenen in der Moldau und in der Bu-

kowina durch ſchöne Beiſpiele vertreten findet. Hier in Baia erſcheint dieſer Kirchentypus in ſeiner erſten, einfachen und ungekünſtelten Form. Eines war mir ſofort klar, daß nämlich Herr Ghika-Budeſti von hier nicht einfach ko-

Die Weiße Kirche in Baia.

pierte, ſondern in Benutzung der wirkungsvollſten Elemente ein neues Werk geſchaffen hat, das außerordentlich hübſche Verhältniſſe aufweiſt und namentlich in der eckig abgeſchnittenen Chorpartie viel glücklicher iſt als das hieſige Vorbild. Es läßt ſich nicht leugnen, daß das Aeußere durch das breite unter dem Dache umlaufende Blindarka-

denfries und durch die ſich aus viereckiger und aus ſternenförmiger Baſis erhebende Kuppellaterne ein eigenartiges und feierliches Ausſehen gewinnt. Dem maleriſchen Momente dienen ferner die zweigeſchoſſigen Strebepfeiler an der Faſſade, ſowie jene vier Pfeiler, welche ſich bis an die halbe Höhe des Turmes hinaufziehen.

Im Innern überraſchte mich nicht wenig das große, durch eine dicke Mauer vom Hauptraume abgetrennte Vorſchiff. Zwei durch einen Querbogen getrennte Kugelgewölbe überdecken dieſen Raum, der von Süden aus von zwei kleinen Fenſtern Licht erhält. An dieſen tiefen Fenſterniſchen kann man die Dicke der Mauern ermeſſen, welche beinahe zwei Meter beträgt. Die Wände beſitzen keinerlei Schmuck, ſondern zeigen den Rohverputz. Seit den Reparaturarbeiten ſteht im Hauptraume noch das Maurergerüſt, das bis in die Pantokratorkuppel hinaufreicht und offenbar auch den Malern dienen ſoll. Wenn zwar der volle Einblick in den originellen Aufbau gehemmt war, ſo ſah man doch die vier Hauptbogen und die auf deren Scheiteln aufruhenden kleinern Kreisbogen, über welchen die Kuppel in die runde Laternenform übergeht.

Nach Beſichtigung dieſes Bauwerkes, das nach einer ſtilgerechten Bemalung und Ausmöblierung zu einem der intereſſanteſten und ſchönſten Kirchendenkmäler Rumäniens werden kann, fuhren wir zum Dorfe zurück und machten vor dem Eingangstor zu Schloß und Park des Herrn Großgrundbeſitzers Cantacuzino-Pascani halt. An den geſchloſſenen Fenſterläden war leicht zu erkennen, daß gegenwärtig die Herrſchaft anderswo Wohnung genommen. Das teilte uns auch ein ſofort herbeigeeilter Diener mit. Obgleich es angenehm und namentlich wegen Ortserklärungen vorteilhaft geweſen wäre, den Beſitzer dieſes hiſto-

rischen Ortes persönlich zu sprechen, konnte dennoch der Hauptzweck unseres Ausfluges erreicht werden, da uns ohne Schwierigkeit die Besichtigung der im Parke gelegenen Ruinen gestattet wurde.

In den Ruinen der katholischen Kathedrale.

Ein Riesengrab — Markus Bandinus — Einläßliche Beschreibung — Geschichte der Pfarrei — Die Sachsenkolonie — Alexander der Gute — Die Grabstätte — Der Franziskanerkonvent — Die Peterskirche — Unterbliebene Aufnahmen — Abschied.

Wir stiegen also ab, drückten uns an großen Wasserlachen, welche der Regen vor und in dem ausgedehnten Hofraume zurückgelassen hatte, vorbei und wurden dann rechts durch hohes Gras und über Gräben zu einer imposanten Kirchenruine geführt. Staunend und betrachtend blieb ich stehen, und eine tiefe Seelenbewegung begann mich zu durchzittern. Es kam mir vor, als stünde ich vor einem Riesengrabe. Die hohen efeuumrankten Bäume, welche sich an das alte Gemäuer lehnten und ihre schweren, vom Regen feuchten Kronen über dasselbe senkten, erhöhten den Eindruck der Trauer. Dann mußte ich mir doch wieder sagen, daß die an den Blättern hängenden Wassertropfen, welche in den Strahlen der bisweilen durch das schwarze Gewölk hervorbrechenden Sonne funkelnd aufleuchteten, auch als Symbole der Dankbarkeit und Freude über all die Gnaden und Segnungen aufgefaßt werden können, welche sich von diesem Heiligtume aus in unzählige Herzen gesenkt und über weite Gegenden ergossen haben. Diese Ruinen sind nämlich die Ueberreste einer katholischen Kirche, in welcher durch Jahrhunderte hindurch das heilige Opfer dargebracht, im Psalmengebet das Lob Gottes verkündet und die heiligen Sakramente gespendet wurden.

Trotz aller gegenteiligen Versuche gelang es mir indes nicht, die melancholische Grundstimmung durch eine freudigere zu ersetzen.

Von Süden her traten wir ein. Gegen Westen stehen noch Geschosse des viereckigen bollwerkartigen Turmes, an der Nordseite erinnern Schutthaufen an die eingestürzten Mauern, und gegen Osten ragen die fensterdurchbrochenen Wände des Chores hoch zum Himmel auf. Hier war es, wo Marcus Bandinus, der Titularerzbischof von Markianopolis in Bulgarien, anläßlich einer kanonischen Visitationsreise die im Silberhaar glänzenden Greise des Dorfes im Chore stehen sah und zu seiner größten Freude hörte, wie sie psallierten und das göttliche Lob verkündeten. Dieser apostolische Mann kam am 17. Dezember 1646 in Baia an und widmete auch diesem Orte in seinem berühmten, an den Papst Innozenz X. erstatteten Bericht mehrere Seiten. So verdanken wir ihm eine einläßliche Beschreibung dieser heute in Ruinen liegenden Kirche. Bandinus sagt, daß diesem der heiligen Jungfrau geweihten Tempel kein anderer in der Moldau gleichkomme und daß der hohe Steinturm so groß wie ein Festungswerk sei. Desgleichen erfahren wir die Größenverhältnisse des Gotteshauses, und zwar messe es in der Länge 50 und in der Breite von der Dreifaltigkeitskapelle bis zur Sakristei 25 Schritte. Die genannte Kapelle stieß von Süden an die Kirche, weshalb wir die Sakristei auf der Nordseite zu suchen haben. Außer dem Hochaltar, welcher der Himmelfahrt Mariä geweiht war, standen noch drei weitere Altäre in der Kirche. Auf der Nordseite hatte die heilige Katharina, auf der Südseite der heilige Nikolaus und nochmals die Muttergottes unter dem Titel Maria Schnee die ihnen geweihten heiligen Opferstätten. Bandinus hat der Nachwelt sogar

das Inventar des damaligen, allerdings sehr armen Kirchenschatzes überliefert, zu dem unter anderem ein von Hand geschriebenes Antiphonarium und ein Graduale, sowie ein altes Exemplar der Heiligen Schrift gehörten. Im Turme hingen drei Glocken; eine derselben war aber von Suczawa entlehnt.

Wie überall auf seiner Visitationsreise erkundigte sich Bandinus auch in Baia nach der Geschichte des Ortes und zwar in erster Linie nach jener der katholischen Kirche. Aus dem Munde von Neunzigjährigen hörte er die Geschicke der Pfarrei und ließ sich von ihnen die Reihe ihrer Priester aufzählen. Bunt wie Licht und Schatten wechselten in diesen Vorführungen Tugend und Laster, Seeleneifer und weltlicher Sinn, Genügsamkeit und Habgier. Das Gedächtnis der Alten reichte eben in eine traurige Zeit zurück. Von Böhmen und Ungarn her war der Geist der Neuerung auch in die Moldau gedrungen und hatte da den alten Glauben geschwächt und beim Klerus die Bande des Zölibates durchbrochen. Als um 1599, also ein halbes Jahrhundert vor Bandinus, der Bischof von Argesch, Bernard Querini, einen Teil des Moldauer- und Bukowinersprengels bereiste, begegnete er einigen verheirateten oder vielmehr in offenem Konkubinate lebenden Priestern und mußte sie selbst in ihren Aemtern belassen, da ihm keine bessern Elemente zur Verfügung standen. Eine große Hoffnung auf Besserung der Zustände im Klerus hatte damals dem Bischofe Querini das Versprechen des Moldaufürsten Jeremias Movila eröffnet, daß er nämlich für Jünglinge des lateinischen Ritus ein Seminar errichten und dasselbe mit einer genügenden Stiftung versehen werde. Es blieb aber beim Versprechen.

Zu des Bandinus Zeit war die Blüteperiode von

Baia, namentlich was die katholischen Gläubigen betrifft, schon seit mindestens zwei Jahrzehnten verstrichen. Wie ein Gemeindesiegel ausweist, gab es hier schon um 1200 eine von Bistritz in Siebenbürgen gegründete Kolonie deutscher Sachsen. Diese hießen den Ort, weil er an dem Flüßchen Moldau lag, Stadt Molda; jahrhundertelang wurde sie offiziell in lateinischen Urkunden und auf Siegeln Civitas Moldavienſis genannt. Ehemals sollen die Sachsen in 1000 Häusern über 6000 Seelen stark gewesen sein, zur Zeit des Querini waren es nur noch ihrer 316 Seelen in 63 Familien, und Bandinus erwähnt 256 Seelen in kaum 40 Häusern. Daß die Einheimischen diese Sachsenkolonie mit ihrer straum organisierten Bürgerschaft hoch geschätzt haben müssen, geht vor allem daraus hervor, daß sie bei der Begründung des moldauischen Fürstentums in der Mitte des 14. Jahrhunderts diesen zumeist von Deutschen bewohnten Ort Baia, wenigstens für mehrere Jahrzehnte, zur Hauptstadt des Landes gemacht haben.

Der Glanz des Fürstentums kam auch den Katholiken zugute. Die Baianer besaßen damals bereits ihre Gotteshäuser, denn die Geschichtsquellen sprechen von einer durch einige Katholiken erbauten Dreifaltigkeitskirche, von einer Peterskirche, die wahrscheinlich auch bei Querini als halb zerfallen und von Bandinus als am Ostrand der Stadt stehend erwähnt wird, und endlich von einem Franziskanerkonvent, den schon das älteste, aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammende Verzeichnis der Provinzen, Kustodien und Konvente der Franziskaner aufführt. Das war aber offenbar für den Residenzort nicht genügend, und so strebte der den Katholiken günstige Woiwode Alexander der Gute für Baia zwei Dinge an, den Bau einer großen schönen Kirche und die Erhebung der Landeshauptstadt

Die Ruinen der katholiſchen Kathedrale in Baia.

zum Bischofssitz. Beides führte er durch, und an beide Ereignisse knüpfen sich die Namen seiner zwei katholischen Frauen, mit welchen er in seiner ersten und in seiner dritten Ehe vermählt war.

In dritter Ehe hatte Alexander der Gute im Jahre 1411 Ringola, die Schwester des Polenkönigs Wladislaus Jagello, geheiratet. Dieser letztere nun und dessen Gemahlin regten beim Papste Johannes XXIII. die Erhebung der Dreifaltigkeitskirche in der moldauischen Hauptstadt zur Kathedrale, sowie die Ernennung des Dominikaners Johannes de Ryza zum ersten Bischof daselbst an. Nachdem der Bischof von Caminiecz am 7. August 1413 mit der nötigen Untersuchung und eventueller Ausführung der königlichen Bitte betraut worden, erscheint dann wirklich nach einigen Jahren der Dominikaner Johannes als tatsächlicher Episcopus Moldavienſis, hat aber statt der Dreifaltigkeitskirche die Peterskirche (Patrone sind die Apostelfürsten Peter und Paul und die heilige Katharina) zur Kathedrale. Offenbar war in den Jahren, welche zwischen der Bittstellung um die Errichtung des Bistums und der Ausführung liegen, eine große Veränderung an der Dreifaltigkeitskirche vor sich gegangen, so daß diese nicht mehr als Kathedrale in Betracht kommen konnte.

Gerade in diese Zeit, das heißt zwischen 1410 und 1420, muß der Bau der großen Kirche, deren gewaltige Ruinen wir eben anstaunen, fallen. Auf dieser Stelle hatte Alexander der Gute seine erste Frau, welche Margareta hieß und katholisch war, begraben; ihr Todesjahr muß um 1400 angesetzt werden. Ueber dem Grabe seiner Gemahlin ließ Alexander der Gute, welcher von Petrus Zipser (1438—1457), dem zweiten Bischof von Baia, in einer Supplik an den Papst geradezu als Gründer des Bistums

Moldova bezeichnet wird, die Kirche erstehen und zwar so, daß die Grabesstätte in die Mitte des Gotteshauses zu liegen kam. Auf derselben stellte man das Taufbecken und einen ehernen Leuchter auf, was Bandinus noch gesehen hat. Welches Los anläßlich dieses Neubaues die alte Dreifaltigkeitskirche getroffen hat, ist schwer zu wissen. Vielleicht wurde sie vollständig niedergelegt, vielleicht blieb auch nur der Chorteil stehen und wurde als die bei Bandinus erwähnte Kapelle mit dem Dreifaltigkeitsaltar in den neuen großen Plan einbezogen. Hierüber könnten wohl am ehesten einige Grabungen auf der Südseite der Ruinen Aufschluß geben.

Zu vermuten ist ferner, daß Alexander der Gute neben dem imposanten Tempel, der in der Moldau seinesgleichen nicht hatte, auch den alten Franziskanerkonvent neu aufbaute. Dies kann man nämlich aus einem uns durch Bandinus überlieferten Epitaph, welches das Andenken Margaretas ehren mußte, herauslesen, denn es heißt dort, daß Alexander der Gute zugleich mit dem Tempel auch das Kloster von Moldova gebaut habe. So ist denn dieses großartige Gotteshaus nicht nur als Pfarr-, sondern noch mehr als Klosterkirche aufzufassen, wodurch auch das Vorhandensein von fünf Altären eine ungezwungene Erklärung findet. Da neben dieser Klosterkirche noch eine zweite, nämlich die Peterskirche, in Baia vorhanden war, so konnte nicht jene, sondern mußte diese zur Kathedrale des neuen Bistums erhoben werden. Man glaubt, einer Supplik vom 1. Juli 1420, welche der Bischof Johannes Ryza an Papst Martin V. richtete, entnehmen zu müssen, daß seine Kathedrale in Baia recht arm und wenig besucht war, denn er erbittet sich vom Heiligen Stuhle für die Wohltäter und Besucher der Kirche Ablässe mit der aus-

drücklich geäußerten Absicht, um die Gläubigen besser an sie ziehen zu können.

Nicht ungern hätte ich das westliche Gebiet von Baia durchstreift, um wenigstens eine richtige Vorstellung von der Gegend zu erhalten, in welcher die Peterskirche gestanden haben muß. Aber der völlig durchnäßte Boden und die beständig über uns drohenden Gewitterwolken verunmöglichten die Ausführung dieses Planes, ebensogut wie sie mich auch die photographische Kamera und die Meßschnur nicht auspacken ließen. Ich kam nämlich mit der Absicht hierher, den Grundriß des erhaltenen Gemäuers aufzunehmen und zu zeichnen und die an ihnen noch erhaltenen architektonischen Details zu photographieren. Beides mußte unterbleiben, denn als wir um die Kirchenruine herum den alten Friedhof, von welchem das Bukarester Altertumsmuseum viele Grabinschriften aufbewahrt, durchsuchten, setzte wieder ein Platzregen ein. Bis der kurze Regenschauer vorüber war, besichtigten wir die Stallungen und übrigen Oekonomiegebäude des Herrn Cantacuzino und fuhren dann gegen 1 Uhr mit dem Gedanken nach Falticeni zurück, bei Besserung des Wetters sogleich nach Suczawa weiter zu reisen und in Burdujeni den Zug nach Bukarest zu nehmen.

Als die Höhe erreicht war, auf welcher wir vormittags von Sturm und Unwetter überrascht worden waren, machte der Himmel bereits ein so freundliches Gesicht, daß wir ausstiegen und uns einige Augenblicke ergötzen konnten an der herrlichen Aussicht in das lange und breite Tal der Moldau hinunter und auf die majestätisch im Hintergrunde stehende Kette der Karpathen, über welche sich die ernsten Wolken endgültig zurückzuziehen Miene machten. Gerade gegenüber lag Baia. Ich freute mich nochmals herzlich

darüber, diesen Ort, der ein Jahrhundert lang Bischofssitz war und in dem einst unter den Deutschen katholisches Leben geblüht hat, gesehen und besucht zu haben. Ich nahm Abschied mit dem Wunsche nach einer nicht allzufernen Rückkehr. Vielleicht, daß dann auch jene Ausgrabungen in der großartigen Kirchenruine veranstaltet sind, welche Herr Alexander Lapedatu in seinem reichhaltigen und quellenbelegten Artikel über Baia im Bulletin (1909) der rumänischen Denkmälerkommission angeregt hat.

Nach Suczawa.

Formalitäten — Ein Stück Bukowina — Apostolische Visitatoren — Wahrzeichen — Johannes der Neue — Beim Pfarrdekan — Die Miraukirche — Ein Zwischenfall.

Während unserer kurzen Rast in Falticeni öffnete der Regengott nochmals die Schleusen des Himmels. Dennoch entschlossen wir uns zur Weiterfahrt nach dem 22 Kilometer entfernten Suczawa, und wir hatten es nicht zu bereuen. Als wir einem versumpften Bach entlang durch ein Tälchen trabten, heiterte sich der Himmel auf. Während wir uns in Bunesti, einem Grenzpunkte zwischen Rumänien und der Bukowina bis zur Abfertigung unserer Pässe und bis zur Erledigung der Formalitäten für die Rückkehr des Fiakers langweilten, waren auch die letzten Zeichen eines neuen Unwetters verschwunden, so daß sich die Fahrt durch das Stück Bukowina zu einem herrlichen Genuß an Feld und Natur gestaltete. Langsam stieg die Straße an und zog sich endlich am äußern Rande einer mäßigen Hochebene dahin. Rechts auf dem Plateau zogen üppige Kleekulturen und große Kartoffelfelder, die man in Rumänien selten sieht, unsere Aufmerksamkeit auf sich; links schweifte der Blick in eine breite, durch Gehöfte und Weiler belebte

Die Burgruinen von Suczawa.

Mulde hinunter und über diese hinaus zu einem weitgespannten Halbbogen zartliniger Hügel und ernster, waldbedeckter Berge: ein reizender Fleck der wundervollen Bukowina. Die klare Sonne, die abgekühlte Luft, die durch den wohltuenden Regen erfrischte Natur und ein Stück Weges auch die Begleitung eines seelenfrohen rumänischen Bauern, dessen Reiseziel das Kloster Dragomirna war, das alles machte die Fahrt außerordentlich angenehm und unterhaltend.

Mit der topographischen Karte in der Hand konnten wir ungefähr berechnen, wann die malerischen Türme von Suczawa in Sicht kommen mußten. Wie mancher wird sie schon auf dieser Strecke nach langer und mühevoller Reise mit Sehnsucht aufgesucht haben! Auch die apostolischen Visitatoren Querini nnd Bandinus sind auf dieser einstmals sehr belebten Handelsstraße nach Suczawa gezogen,

das die Fürsten nach Verlassen von Baia mit Vorliebe als Residenz bewohnt haben, und wo schon frühe eine mächtige Burg gebaut wurde. Bandinus blieb nicht lange in der Stadt, da gerade die Pest wütete, aber nichts destoweniger nahm er in der kleinen nur 25 Seelen starken Gemeinde die Visitation vor und schrieb darüber seine wenig erfreulichen Bemerkungen nieder. Interessanter sind die Aufzeichnungen des Querini, der um 1599 in Suczawa 153 Katholiken und gegen 2000 katholische Soldaten vorfand. Oefters sang er hier Pontifikalmessen und zweimal sogar in Anwesenheit des Fürsten, der Bojaren, des orthodoxen Erzbischofs und anderer griechisch-orthodoxer Bischöfe der Moldau. Alle diese begleiteten das Allerheiligste anläßlich der sehr feierlichen Fronleichnamsprozession, zu welcher auch Militär kommandiert wurde. In Suczawa hatte Querini in der Kalenderfrage einzuschreiten. Da die hiesigen katholischen Polen den neuen gregorianischen Kalender befolgten, während sich die übrigen Katholiken des Landes an den alten hielten, war die Feier der Fest- und Fasttage in völlige Unordnung gekommen; der apostolische Visitator entschied nun autoritativ, daß in seinem Sprengel für alle Katholiken ohne Unterschied der Nationalität der julianische Kalender in Kraft zu bleiben habe.

Je mehr wir uns dem Ziele nähern, um so großartiger und abwechslungsreicher wird die Fernsicht. Sie öffnet sich jetzt besonders ausgedehnt gegen Osten, wo ganze Gruppen von Dörfern lagern, an welchen sich unter uns die Suczawa und weiter drüben der Sereth in den drolligsten Windungen und Verrenkungen träg und gemächlich dahinschlängeln. Nun kamen auch nach und nach die herrlichen Wahrzeichen der alten Rumänenstadt zum Vorschein. Da ich schon vor zwei Jahren anläßlich einer Bukowiner-

reise, auf der ich außer Czernowitz die für die rumänische Geschichte hochinteressanten Orte Radautz und Putna besuchte, bereits Suczawa des nähern gesehen hatte, war es mir ein Vergnügen, meinem Begleiter im Stadtbilde wenigstens die wichtigsten Gebäude zeigen zu können. Vor allem machte ich auf die schlanken Laternentürme zweier orthodoxer Kirchen aufmerksam, von welchen eine die frühere moldauische Metropolitankirche war. Diese große, dem heiligen Georg geweihte Kirche, welche neuestens außen und innen eine stilgerechte Auffrischung erfahren hat, zieht alljährlich zu den in ihr aufbewahrten Ueberresten eines heiligen Martyrers Johannes eine ganze Unmasse von frommen Pilgern an. Es war Alexander der Gute, welcher die Gebeine des im 14. Jahrhundert von den Tar-

Blick auf die Miratzkirche.

taren gemarterten Heiligen — man nennt ihn Johannes den Neuen — im Jahre 1401 von Cetatea Alba am Schwarzen Meere hierher in die Hauptstadt bringen und ihn als Schutzheiligen seines Fürstentums verehren ließ.

In Bewunderung des köstlichen Ausblickes auf Stadt und Gegend erreichten wir fast unvermerkt die ersten Häuser und befanden uns bald auf der breiten Hauptstraße. Links in der obern Stadt sahen wir die Endstation der kurzen Verbindungsbahn nach Itzkany an der großen Linie Bukarest-Lemberg-Berlin, und rechts imponierte bald der Turm der katholischen Kirche. Hier stiegen wir ab, besuchten das geräumige Gotteshaus der ca. 3500 Katholiken zählenden Gemeinde, durchquerten die um die Kirche liegenden Parkanlagen und gingen endlich zum Pfarrhaus hinunter, wo ich nochmals dem liebenswürdigen Pfarrdekan für die Gastfreundschaft danken wollte, die er mir vor zwei Jahren in angenehmster Weise zuteil werden ließ. Den heutigen Besuch mußten wir leider schon nach einer halben Stunde abbrechen; immerhin hatte er mir die sehr willkommene Gelegenheit geboten, liebe Erinnerungen aufzufrischen.

Der Wagenlenker erhielt nun die Weisung, seine Fahrt so einzurichten, daß auch mein Begleiter einen Begriff von den Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt bekommen konnte. Selbstverständlich interessierten am meisten die frühere Kathedrale und die aus Ruinen neu erstandene Miraußkirche, welche mit ihren geschweiften und mit glasierten Farbziegeln geschmückten Steildächern den Eindruck einer modernen Villa macht. Wir sahen noch einige andere weniger charakteristische Kirchenbauten, hatten einmal eine prachtvolle Ausschau auf die kolossale Burgruine, fuhren auch über den Marktplatz und dann endlich an dem sanften Berghang nach Itzkany und Burdujeni in das Tal hinunter, durch

welches sich die Suczawa launisch bald da und bald dort ein bequemes Bett aussucht.

Den Schluß des höchst gelungenen Ausfluges bildete ein kleiner Zwischenfall. An der rumänischen Grenze kurz vor dem Grenzbahnhof Burdujeni brachte unser Erscheinen, nachdem wir bereits von dem Zöllner wenig freundlich behandelt worden waren, den Polizeiagenten der Paßrevision vollständig aus dem für solche Beamte reglementarisch vorgeschriebenen Gleichgewicht. Den Paß übergebend hatte ich mich mit Namen und unter Angabe meines Standes vorgestellt. Nach einigen Blicken auf das seit vier Jahren mit vielen und fremdartigen Stempeln und Zeichen versehene Papier, rutschte der Beamte auf seinem Stuhle unruhig umher, begann uns von oben bis unten zu mustern, bestürmte uns in seiner Aufregung mit einer Menge von Fragen über wann, woher, wohin und machte uns Vorwürfe, daß wir nicht in Itzkany, sondern in Burdujeni den Zug nach Bukarest nehmen wollen. Die Aufregung des dienstbeflissenen Herrn, der sich endlich schweißtriefend und zitternd an das Buchstabieren und das Eintragen des fremdländischen Aktenstückes in sein Verzeichnis machte, hatte uns wenig berührt. Es war uns sofort klar, daß der Polizeimann in Erinnerung an einen kurz vorher in Predeal vorgekommener Fall handelte, wo einem Priester das Betreten des rumänischen Bodens verweigert wurde.

Auf dem Bahnsteig in Burdujeni konnten wir bis zur Ankunft des Zuges noch mehrmals auf- und abgehen und uns an dem malerischen und abwechslungsvollen Stadtbilde von Suczawa ergötzen, das von der untergehenden Sonne beleuchtet, freundlich zu uns herabsah.

Bukarest, den 9. Februar 1912.

Bauernhof aus den Karpathen.

15. Ueber den Bratoceapaß.

Von Ploeſti nach Valeni de Munte.

Kunſt und Natur — Blejoi — Ideales Gelände — Der alte Pope — Eine Sonde — Allerlei Vorſpiegelungen — Kleine Leute — Ferienkurſe — Künſtliche Mache.

In Kunſtausſtellungen werden kleine Landſchäftchen oft kaum eines Blickes gewürdigt. Wenn auf ihnen nicht blitzdurchzuckte Sturmwolken und phantaſtiſche Baumgruppen oder auch außergewöhnliche Lichtwirkungen der auf- und niedergehenden Sonne beinahe ſchreiend Aufſehen erregen, ſo ſchreitet der große Haufe gleichgültig an dieſen Bildchen vorüber, und doch ſind ſie vielleicht ganz duftig und künſtleriſch vollendet. Wie in der Kunſt, ſo in der Natur. Viele finden die letztere nur dann ſchön, wenn ſie Tal und Berg, dunkeln Wald, zackige Felſen und ſchäumendes Waſſer recht wild und kunterbunt durcheinander-

würfelt; sie wissen jenen Gegenden keinen Reiz abzugewinnen, in welchen die Künstlerin Natur den Pinsel nicht tief in den Farbtopf tunkt, sondern nur mit zarten Tinten Feld und Wiese und als Staffage Szenen aus dem Alltagsleben des Hirten und Landmannes hinwirft. Solch einfache, aber stimmungsvolle Naturbilder ergötzten mein Auge und mein Herz, als ich am 3. August 1910 mit meinem Sekretär von Ploesti im Eisenbahnzuge nach Valeni de Munte hinauffuhr.

Ein Gemäldchen von klarster Komposition und von mildesten Farben brachte schon die erste Station Blejoi. Auf einem letzten Hügelausläufer der Karpathen, der in kurzer steiler Linie zur Ebene abfällt, steht ein Kirchlein und daneben ein Sommersitz. Eine Baumgruppe bietet der gedrückten Kuppellaterne und zwei weißen Türmchen einen wohltuenden Hintergrund, und Weinlauben und Gärtchen geben dem Häuschen eine frohe und reizende Umgebung. Der Blick ruht um so lieber auf dem naturwarmen Bildchen, als er um Ploesti herum nur riesig hohe Schlote, plumpe Petrolbehälter und schmutzige Wagen der Raffinerien zu sehen bekam. Auch der Vordergrund, das schmucke Bahnhöfchen, ist interessant. Schön möchte ich es hier nicht nennen, denn es steht zu wenig mit dem Charakter von Land und Leuten im Einklang. Das vielverkröpfte, weitherabhängende Dach schlägt eine zu extravagant moderne Note an, und der Bau bietet dem Einheimischen für seine Baubedürfnisse wenig Nachahmungswertes.

Auf weitem Bogen fährt jetzt der Zug auf die lange Brücke, welche das sehr breite schotterreiche, jetzt aber wasserarme Flußbett des Teleajan übersetzt, und bringt uns in ein für den Kleinbauer geradezu ideales Gelände. Wir halten in der ebenen Talsohle. Diese ist ziemlich breit,

äußerſt fruchtbar und leicht zu bebauen. Links wird das Tal durch Buſch und Wald begrenzt, die ſich dem Ufer entlang hinziehen, und rechts durch eine feinlinige Hügelkette, an deren Fuß ſich die Bauern ihre ſchönen Häuschen gebaut. Die ſonnigen Hügel tragen bis weithinauf Wein- und Maispflanzungen, und die Wohnungen ſtehen in ſchattigen Obſtgärten, welche üppig Gras treiben und eine Unmaſſe von Pflaumen und alle Arten von Aepfeln und Birnen zur Reife bringen. Kurz, die Erde gibt hier dem Landmann mit voller Hand und in reichſter Auswahl. Unter den vielen Bauersleuten, welche auf der Station ausſtiegen, war auch ein alter Pope. Wie die übrigen, war auch er auf dem Markte in Ploeſti geweſen und trug ſeine Einkäufe in ein buntfarbenes Taſchentuch eingewickelt nach Hauſe. Da wir erſt die Reparatur und Regulierung der Bahnhofuhr durch den mitfahrenden Linienuhrmacher abwarten mußten, ſahen wir bei der Weiterfahrt den guten Alten auf ſein Kirchlein zuſchreiten, deſſen rote Kuppelchen lieb und traut aus einem ganzen Wald von Zier- und Obſtbäumen in die frohe Gegend hinausſchauten.

Man wird nicht müde, Auge und Herz in die Sommerherrlichkeit dieſer paradieſiſchen Gegend zu tauchen und ſich zu freuen an den bunt gekleideten Schnitterinnen, welche noch das Spätkorn ſchneiden, und an den Bauern, welche mit ochſenbeſpannten Pflügen die Stoppelfelder umackern, um ſie nicht dem wuchernden Unkraut zu überlaſſen. Während wir ſo in den ſeligen Frieden der Natur und des ländlichen Lebens und Treibens hineinſehen, taucht plötzlich mitten aus der Talſohle eine Petrolſonde auf. Bei genauerem Nachſehen entdecken wir auch weiter drüben im Weſten an den bewaldeten Hügelketten da und dort einen Sondenturm, der ſein bretterbeſchlagenes Holzgerüſte weit

über die Buchenkronen erhebt. Wir befinden uns eben nicht weit von der überaus reichen Petrolgegend des Prahovatales und durchfuhren gerade jene Zone der südlichen Karpathen, welche nach der Annahme der Geologen alle Voraussetzungen für das Vorhandensein von Oel erfüllt. Kein Wunder deshalb, daß auch hier versuchsweise Petrolbrunnen gebohrt werden.

Nach rechts öffnet sich jetzt ein breites schönes Tal, durch welches eine gutgepflegte Straße den Verkehr mit der Bahnlinie vermittelt. Wir durchqueren es, folgen in genau nördlicher Richtung dem Teleajan in eine Engpartie, deren Steigung an einer dorfbesäten Berglehne überwunden wird, übersetzen den Fluß auf hoher Dammbrücke und erreichen endlich die Endstation, das Städtchen Valeni de Munte, welches seiner ganzen Breite nach den Eingang zu einem reizenden Bergtal besetzt. Wir beabsichtigten, vom Bahnhof weg sofort den hohen Bergen zuzufahren, um noch rechtzeitig vor dem Eindunkeln in dem gegen 50 Kilometer von hier entfernten Kloster Cheia eintreffen zu können. Der Wagen war bestellt und der Fuhrmann richtig zur Stelle. Dieser wußte uns aber unter der Vorspiegelung, daß er sich besser für die weite Fahrt vorbereiten müsse, noch für eine volle Stunde beim Gärtchen einer Speisewirtschaft dem Marktplatz gegenüber abzusetzen.

Hätten wir nicht den langen Weg vor uns gehabt, so wäre der hiesige Aufenthalt ganz angenehm und unterhaltlich gewesen. Auf dem grasbewachsenen Platze standen mehrere Zigeunerwagen. Es wurde dort fleißig gefeuert und gekocht, und ein weißbärtiger Alter hatte daselbst am Boden seine primitive Feldschmiede eingerichtet und hämmerte Pferdeeisen zurecht. Vom und zum Bahnhof kam und ging viel Volk. Meistens sind es kleinbürgerliche Leute,

und sie charakterisieren sich dadurch, daß sie die kleidsame nationale Tracht für sich und für ihre Kinder als einen überwundenen Standpunkt betrachten. Im Garten verkehrte die Intelligenz, welche in Valeni Sommerfrische macht und die hier eingerichteten Ferienkurse besucht, die im nahen Schulhause meist von Universitätsprofessoren abgehalten werden. Hier wird viel, man möchte beinahe sagen, sportmäßig Patriotismus und Nationalismus gepflegt. Es gibt jüngere Kursteilnehmer, die ihre Begeisterung zuweilen so weit treiben, daß sie in der Nationaltracht, das heißt in der Kleidung der Bauern, einhergehen. Auf den in Valeni während der Ferien veranstalteten Festen erscheinen fast ausnahmsweise Mädchen und Frauen in den ungemein reichen Nationalkostümen. Es wäre eine Torheit, das rügen zu wollen. Viel eher aber als in den Festsaal gehören diese einfachen und doch so malerischen Trachten in Küche, Haus und Hof; da wären sie der Ausdruck der unverfälschten rumänischen Volksseele, während sie dort das Merkmal der künstlich gezüchteten Mache an sich tragen.

Waldumschlossene Gebetsstätten.

In strammem Trab — Obstgärten — Tzuika — Kleinbilder — Die Nonne — Auf der Berglehne — Durch die Schlucht — Kurzer Besuch — Sommerfrischler — Der Spiritual — Geschlossene Türen — Wohnungsnöten — Auf dem Balkon — Morgenstimmung.

Endlich etwas nach zwölf Uhr holte uns der Wagen ab. Unter Peitschenknall und in strammem Trab ging es mit dem Viergespann durch die bescheidene Hauptstraße des Städtchens an der auf Felsen über einem Flüßchen gelegenen Hauptkirche und an einigen guten Häusern vorbei aufs Land hinaus. Bald da und bald dort gab es einen schönen Durchblick in herrliche Obstgärten; dort, wo wir

an den Hügeln anfänglich Wald vermuteten, entdeckten wir die in langen Zeilen ſtehenden Pflaumenbäume und darin verſteckt maleriſche Landhäuschen. Ohne Zweifel beſitzt Valeni de Munte herrliche Plätzchen, die Einſamkeit und Frieden bieten und auf kranke Nerven beruhigend und geſundend wirken. Und wie bezaubernd ſchön iſt der Ausblick gegen Norden! Vor uns liegt eine kleine Hochebene, die ſich nach wenigen Kilometern in zwei Täler gabelt. Ueberall lachende Gefilde, überall ſchattige, mit Kirchen geſchmückte Dörfer, überall bis auf die Höhen bepflanzte oder bewaldete Hügel! Um das ganze von Luſt und Freude ſtrotzende Gemälde ſchlingt ſich im Hintergrunde ein breitbogiger Kranz von wunderſamen Bergen, die ſtolz und doch wieder friedlich ihre Kuppen und Zacken in den klaren ſonnendurchſtrahlten Aether recken. An dieſen Kranz heranzutreten und denſelben zu überſchreiten, iſt unſer Ziel.

Bald wurden wir auf unſerer Fahrt an das Haupterzeugnis dieſer Täler erinnert, an den Pflaumenſchnaps, die Tzuika, welcher nirgends im Lande wohlſchmeckender ſein ſoll, als hier. Es fuhr nämlich eine ganze Karawane mit rieſig großen Fäſſern an uns vorüber der Stadt zu. Dieſes Getränke bildet vielfach den Reichtum der Gegend, iſt aber auch der Jammer und das Verderben vieler Familien. — Nach einiger Zeit holte unſer Wagen drei Zigeunerkarren ein. Wie Katzen ſprangen flugs die luſtigen Zigeunerkinder von den gemächlich dahintrottenden Gefährten und ſetzten uns nach. Sie lachten und ſchrien, ſchlugen Räder und Purzelbäume, tanzten und klatſchten in die Hände. Als ſie alle nach ziemlich langer Vorſtellung den gewünſchten Obolus erhalten hatten, ſetzten ſich einige an den Straßenrand, und ein Grüppchen tanzte vergnügt auf der Straße weiter, bis ſie die Karren erreicht

Im Geſpräch.

hatten. Ich liebe sie, diese Naturkinder. — Nach dieser drolligen Hetzjagd fuhren wir durch ein langes Dorf, wo es rechts und links frohe, grüßende Gesichter, schöne Häuschen, bunte Trachten und prächtige Blumen und Gärtchen zu sehen gab. Das Frauenvolk arbeitete fleißig auf den Pridwors; diese lauschigen Vorgänge sind hier fast ausnahmslos durch prächtige Topfpflanzen geziert, welche auf einem zwischen zwei Laubenträgern eingeschobenen Gestelle stehen. Ueberdies werden Haus und Hof von so schönen Nußbäumen überschattet, wie ich sie üppiger und vollkommener in Form und Größe nirgends gefunden. Wie gerne hätte ich eine Anzahl dieser hübschen Bilder festgehalten! Aber leider hatte ich aus Verdruß über einige kürzlich nicht gut gelungene Aufnahmen meinen photographischen Taschenapparat zu Hause gelassen. Heute wäre ich auch um mittelmäßige Bilder froh gewesen.

Das dorfreiche Tal hat bei all seiner einfachländlichen Schönheit doch auch einen Zug ins Großartige. Plötzlich befanden wir uns nämlich oberhalb des tiefeingefressenen Bettes eines Seitenbaches, der seine Wasser zum Teleajan führt. Zur Rechten und zur Linken stehen senkrecht wie Mauern Felswände da und weisen trotzig den Fluten und dem Geschiebe die Bahn. Langsam fuhr der Wagen in das breite, geröllübersäte Bett hinunter. Geschwätzige Weiber schlugen hier ihre Wäsche, Mädchen legten die langen frischgewobenen Leinen- und Wollstücke zur Bleiche aus, und die kleine Dorfjugend plätscherte im Wasser herum. In starker Steigung ging es auf der andern Seite an einer schönen Brunnenanlage vorüber in das Dorf Isvoarele hinauf. Hier kam uns der Wagenbesitzer mit einem andern Gefährt entgegen. Er schickte den Kutscher nach Valeni zurück und setzte selber mit uns die Reise fort, die noch einige Kilo-

meter weit ununterbrochen durch ein hübsches Dorf führte. Aus einem Bauernhause tretend ließ plötzlich eine orthodoxe Nonne unsern Wagen anhalten und verlangte mit großem Nachdruck von uns Priestern, wir sollten sie bis zu ihrem 20 Kilometer entfernten Kloster Susanna mitfahren lassen. Trotzdem wir auf den Mangel an Platz in dem engen Wagen hinwiesen, ließ die Klosterfrau mit ihren Bitten doch nicht nach, so daß wir nach einigem Hin- und Herreden das Zeichen zur Weiterfahrt geben mußten.

Bei der Pfarrkirche in Valea Larga begann die Steigung. Unter Aufgebot all ihrer Kräfte zogen uns die Pferde durch ein enges Dorfgäßchen in eine oben gelegene breitere Straße hinauf, die aber auch noch längere Zeit ansteigt. Als wir oben an der Berglehne angekommen waren, wo die Straße, das breite Tal verlassend, nach links in einen Engpaß abbiegt, stiegen wir für einen Augenblick ab. Die Mutter Natur hatte hier wieder aus Wäldern, Flüssen und Bächen, aus Hochgebirge und Tallandschaft, aus mageren Alpenweiden und grünen Matten, aus einsamen durch Hecken abgegrenzten Bergheimen und aus Dörfern und Weilern eines jener an Formen, Farben und tausend Einzelheiten reichen Riesengemälde zusammengestellt, bei dessen Anblick man nicht aus der Bewunderung herauskommt. Zur Naturmalerei kam hier auch noch die Naturmusik. Sie tat sich kund im Rauschen des tief unter uns dahinschäumenden Teleajan und in dem Lispeln des Windes, der von den Bergen kommend, im Vorübergehen den Saum der Wälder koste und Kühlung bringend zu dem fruchtbaren Tale stieg, das jetzt bis Valeni de Munte in seiner ganzen Herrlichkeit vor uns lag.

Das nun folgende Engtal, durch welches sich brausend der Teleajan windet, ist zu beiden Seiten bis in die

Tiefe hinab bewaldet. Um den vollen Genuß an dem Waldesfrieden der einſamen und dunkeln Schlucht brachte uns die ſchlecht angelegte Straße, die ſich bald ſenkend, bald hebend, den Pferden eine Qual und uns ein Aerger war. Aber etwas Angenehmes bot doch das kühle Tal, nämlich eine wunderbar vom Waſſer beſpülte Waldwieſe und dabei einen Brunnen mit köſtlich labendem Trunke. Bereits vier Stunden hatte uns der Wagen müde gerüttelt, und ſo konnten wir der Lockung nicht widerſtehen, uns hier zur Raſt niederzulaſſen. Nach einem Stündchen wohligſter Ruhe auf blumenreichem Raſen lud der Kutſcher zur Weiterfahrt durch das Bergtal ein. Um 6 Uhr traten wir neuerdings auf eine Lichtung heraus, und von links oben herunter grüßten Kreuz und Kuppel von Suſanna.

Die Auffahrt zum Kloſter, das etwa 750 Meter über Meer liegt, war unmöglich. Die Brücke über den Bergbach und über die Schlucht, welche dem Kloſter auf der Südſeite eine tiefgefurchte Grenze bildet, war vom Hochwaſſer weggeriſſen und noch nicht erſetzt. Wir ſtiegen alſo zu Fuß die ſteile Halde hinan und traten nach wenigen Minuten durch den Torbogen in den Kloſterhof. Die mitten im Hofe ſtehende Kirche war geſchloſſen. Ueberall herrſchte tiefe Ruhe. Eine einzige Kloſterfrau machte ſich auf dem Gange eines jener Häuschen zu ſchaffen, welche im Geviert den weiten Hof umrahmen und den Nonnen zur Wohnung dienen. Als wir die Kirche umſchritten hatten und wieder dem Ausgange zueilen wollten, kamen einige jüngere ſtädtiſch gekleidete Damen auf uns zu, die leſend und arbeitend in einer ſchattigen Ecke geſeſſen waren. Freundlichſt erkundigten ſie ſich nach unſerem Begehren und konnten kaum begreifen, daß wir nur einen flüchtigen Blick in den friedlichen Kloſterhof werfen wollten. Sie fanden unſer Vor-

Das Frauenkloſter Suſanna.

Die Kloſterfrauen gehen zur Kirche.

haben, die Nacht in Cheia zu verbringen, nicht gut und wiesen auf das balkonreiche, im Osten von der Kirche stehende Gästehaus hin, wo alles sehr reinlich und auch genügend Platz vorhanden sei. Für Unterhaltung wäre ebenfalls gesorgt; denn es seien auch Herren vom hohen Bukaresterklerus und andere Sommerfrischler da. Die gesprächigen Damen wurden in ihrer Ueberredungskunst kräftig unterstützt durch eine Klosterfrau, welche vom Pridwor herunter am Gespräche teilnahm und uns wenigstens zum Besuche bei der Staritza (Oberin) veranlassen wollte. Die Zeit war so weit vorgerückt, daß wir hierauf verzichten und raschen Schrittes diese waldumschlossene und weltabgeschiedene Gebetsstätte verlassen mußten.

Auf der Weiterfahrt, welche noch zwei Stunden dauerte, begegnete uns ein überaus lieber alter Mann. Er grüßte schon von weitem. In der einen Hand trug er einen Holzkübel und in der andern einen Brotsack. Wir ließen anhalten. Erst an den langen Haaren erkannten wir, daß wir es mit einem Mönche oder Priester zu tun hatten. Ohne Umschweif nannte er uns seinen Namen, sprach von seiner Stellung als Spiritual im Frauenkloster Susanna und begann mit der Erzählung seiner Lebensgeschichte. Jetzt kam er von den nahen Bergen, wo er den Tag mit Beerensammeln zugebracht hatte. Sichtlich freute er sich, daß wir das Kloster Cheia besuchen wollten, wohin er als Mönch gehöre, drückte aber die gleiche Ansicht wie die Damen aus, daß wir in der vornehm eingerichteten Archonderie des Frauenklosters besser hätten nächtigen können. Dann ließ er uns mit der beruhigenden Erklärung weiter ziehen, daß wir auch im Männerkloster Cheia Nachtherberge finden werden.

Nach einer glücklichen Fahrt dem jungfrohen Teleajan

entlang durch eine vegetationsreiche Gegend mit kräftig blumigen Wiesen und dunkeln Tannenwäldern langten wir beim Einnachten in dem Bergdörfchen Cheia an; hier bogen wir rechts ab und waren nach einigen hundert Metern bei dem 700 Meter über Meer gelegenen Kloster Cheia. Sowohl die Gattertüre des äußern Zaunes, als auch der große den Klosterhof absperrende Torbogen waren bereits geschlossen. Rasch eilte aber ein Mönch herbei, gewährte uns beiden Priestern Einlaß und wies dem Fuhrmann den Weg zu den Stallungen. Im Hofe bei der Kirche standen drei Herren und zwar waren es, wie uns der Klosterbruder sagte, der Zollbeamte der hiesigen Grenzstelle, ein Forstingenieur und der Staretz (Klosterobere). Wir stellten uns den Herren vor und baten den Staretz um Gastfreundschaft für eine Nacht. Unser Erscheinen machte ihn recht verlegen, und er drückte uns sogleich sein Bedauern aus, bereits einquartierter Gäste wegen uns keine standesgemäße Wohnung anbieten zu können. Nachdem ich ihm aber erklärt hatte, daß unser Stand hier in einem Basilianerkloster kein anderer als der von Benediktinermönchen sei, beruhigte sich der Obere, ließ in der Archonderie Licht machen und uns dort eine Schlafkammer anweisen. Von ausnehmender Freundlichkeit war der Zollbeamte. Sobald er von unserer Absicht hörte, in der Morgenfrühe über den Bratoceapaß nach Ungarn weiter zu reisen, lud er uns dringend ein, bei ihm das Frühstück zu nehmen.

Wir zogen uns nun einen Augenblick auf unser Zimmer zurück, setzten uns aber bald auf den breiten Balkon, der sich gegen den Klosterhof zu vor dem Gastflügel und vor den Mönchszellen im ganzen Geviert hinzieht. Die Nacht war dunkel, und Gewölk stand am Himmel. In der feierlichen Ruhe hörte man das Murmeln und Rauschen der

Das Männerkloster Cheta.

Gebirgsbäche, sowie das Knurren der bösen Hunde, welche eben die nächtliche Sicherheitswache im weiten Hofe angetreten hatten. Jetzt huschte etwas über den Rasen hin und stieg die kurze Holzstiege zu uns herauf. Es war der Staretz, welcher im offiziellen Anzuge kam, um seinen Gästen Besuch zu machen. Er war jetzt die Freundlichkeit und Aufmerksamkeit selber und sprach uns von seinen Schwierigkeiten und Sorgen in dem so unendlich weit von der Welt abgelegenen Kloster. Das halbe Stündchen war äußerst angenehm, das wir auf dem von kühler Sommernachtsluft umfächelten Balkon im leisen Gespräche mit dem für das Wohl seines Hauses besorgten Obern verbrachten.

Der Morgen war wunderbar. Kein Wölklein stand am Himmel, und nur ein leichter Schleier von kühlem Morgenduft lag auf der Berglandschaft. Rasch mußte jener den ihn durchzuckenden Feuerstrahlen der aufgehenden

Sonne zum Opfer fallen. In durchsichtigster Klarheit erhob sich nun über den Tannenwäldern und den Alpenweiden der riesige Bergkranz, einem Diadem vergleichbar, in dessen Diamanten die Sonne ihre zauberischen Licht- und Farbenspiele aufführt! Es kam mir vor, wie wenn ich noch keinen schönern Morgen erlebt hätte. Das Bild war aber auch von überwältigender Majestät in der kolossalen Gebirgsnatur und von zartester Feinheit in der malerischen Klosteranlage. Was ich immer wieder bewundern mußte, war der tiefgrüne und gleichmäßig geatzte Rasen, der schöner als der kostbarste Teppich die ganze Hofflur bedeckt. Wie stimmungsvoll und reich sich von diesem Grün das Weiß der Kirche, das Braun der Holzveranden, das Grau der Schindeldächer und das Dunkel der Tannen abheben, welche bei der Kirche stehen und den kräftig fließenden Klosterbrunnen beschatten! Ich habe die berühmtesten rumänischen Klöster gesehen, aber keines hat mir einen so tiefen

Klosterbrüder beim Kartoffelschälen.

und so lieblichen Eindruck gemacht wie das Kloster Cheia. Wir besuchten auch die Klosterkirche, in welcher die vierzig hier lebenden Mönche den langen Chordienst bei Tag und zur Mitternacht abhalten, schrieben uns in das interessante Fremdenbuch ein, welches als Einleitung die im Jahre 1835 erfolgte Gründung des Klosters erzählt, und nahmen dann unter bester Verdankung für die gewährte Gastfreundschaft von Staretz und Kloster Abschied.

Auf ungarischen Boden.

Bedeutende Wasserschätze — Gastliche Familie — Unheimlicher Wald — Bären — Ueber die Grenze — Talfahrt.

Frohen Sinnes fuhren wir in den frischen Morgen hinaus. Die Berge müssen hier noch bedeutende Wasserschätze aufbewahrt haben, denn die Bäche, welche in dieser Gegend niemand einengt und die sich keine Brücken gefallen lassen müssen, liefen trotz des Hochsommers voll. Beim Zollhaus und Paßbureau Bratocea begrüßte uns unser Freund von gestern abend und geleitete uns zum Frühstück. Bei demselben bediente ein munteres Töchterchen, das bei den Englischen Fräulein in Bukarest studiert und das mich bei der Schulschlußfeier gesehen hatte. Die Freude war groß. In der gastlichen Familie erschien auch der Kommandierende der hiesigen Grenzsoldaten. Da unser Fuhrmann den Weg nach Ungarn hinüber nicht kannte, war jener so freundlich, uns bis zur Paßhöhe einen Soldaten mitzuschicken.

Bald hinter dem Zollhaus begann die Steigung und zwar an einer Halde hinan, welche noch eine Zeitlang in das stille und liebe Tal hinuntergrüßen ließ. Dann aber umschloß uns bald finsterer unheimlicher Wald. Der Soldat, der neben dem Wagen herging, begann uns von des-

sen Schrecken zu erzählen, die namentlich in dem hier hausenden Bärenwild bestehen. Jüngst habe es ein solcher Bär sogar gewagt, bei hellem Tage die Waldgrenze zu überschreiten, auf offener Weide eine Kuh anzugreifen und diese beinahe zu Tode zu beißen. Im Verlaufe dieser Erzählungen begann der Weg dermaßen holperig und steil zu werden, daß wir absteigen und zu Fuß gehen mußten. Nur mit großer Mühe zogen die Pferde den leichten Wagen durch Kot und Geröll die Höhe hinan. Mächtig widerhallten in Wald und Schlucht Peitschenknall und Anspornrufe des Fuhrmannes. Als die eine Höhe erklommen war, befanden wir uns auf der andern Seite vor einem solch halsbrecherisch abwärtsführenden Wege, daß wir es auch hier vorzogen, durch einen herrlichen Wald, der zum größten Teil einer in Cheia liegenden Papiermühle in den Rachen geworfen wird, an den tiefherabhängenden Aesten uns haltend zu Fuß hinunter zu eilen. Unten im kleinen Tälchen, das eine Sägemühle belebt, setzte eine neue Straße ein, welche uns in Zickzacken und immer durch Wald führend um halb zehn Uhr auf die Höhe des Bratoceapasses (1240 m) brachte.

Jetzt noch einen Blick rechts auf die Bergzacken, einen Gruß zurück in das klosterbeglückte Tal, ein freundliches Wort an das Soldatenpikett, welches auf dieser luftigen Höhe den Grenzpaß bewacht, und dann über die Grenze hinüber auf ungarischen Boden! Großartig ist die Aussicht auf ein Gewirr von Tälern und Tälchen, von Bergen und abgeholzten Runsen. Es lag ein so heller und verklärter Tag über uns, daß man beständig hätte aufjauchzen und seinem freudeübersprudelnden Gemüte durch Gesang und Poesie Luft machen mögen. Eine schmale, zart geschotterte und sich eng an die steilabfallenden Berghalden anschmie-

gende Straße führte uns in vielen Windungen, über malerische Brücklein und an schön gefaßten Brunnen vorüber, hinunter in das wiesenreiche Tal. Immer dem Flußbett des Tatrang folgend kamen wir nach dreistündiger Talfahrt über Altschanz nach Hossufalva, wo uns am Anfang des Dorfes ein Rudel Zigeunerkinder durch neckische Possen eine Schlußvorstellung ungezwungensten Naturlebens gab. Mit der Straßenbahn fuhren wir dann an den Türmen der Siebendörfer vorbei in die Dirste am Eingang des unvergleichlichen Tömöschtales, von wo uns noch gleichen Abends die Bahn über Predeal nach Hause brachte.

Bukarest, den 29. Februar 1912.

Klosterfrau an der Toaka.

Der Fischerhafen.

16. Auf dem Klostersee.

Caldaruschani.

Versorgung einer Hauptstadt — Erntebilder — Kleiner Imbiß — In voller Bautätigkeit — Diakon und Gastmeister — Der Oberfischer — Im Fischerhaus — Auf silberner Flut — Krebsfang — Die Klosterkirche — In der Archonderie — Ein interessanter Mann — Liebes Andenken.

Niemals bekommt man einen bessern Begriff von der Versorgung einer Hauptstadt, als wenn man früh morgens die breiten Verkehrsadern begeht, welche vom Lande zur Stadt führen. Staunen erregen die langen Reihen ungezählter Wagen, welche Tag für Tag zur Deckung des Lebensbedarfes zur Stadt kommen. Bilder dieser Art begegneten uns, nämlich dem unierten Protopopen Dr. Balan, meinem Sekretär P. Luzius und mir, als wir am 18. Juli 1911 morgens 5 Uhr auf der Colentinastraße Bukarest verließen. Ziel unseres Ausfluges war das Männerkloster Caldaruschani, das in nordöstlicher Richtung ungefähr

vierzig Kilometer von Bukareſt entfernt iſt. Nachdem offenbar ſchon in früheren Stunden Gemüſe und Früchte auf die verſchiedenen Marktplätze geſchafft waren, begegneten wir jetzt Hunderten von Wagen, welche mit Heu und Stroh, mit Steinen, Sand und Holz zur Stadt kamen. Die allzubelebte Straße und das beſtändige Ausweichen vor den knarrenden Laſtwagen brachten uns lange Zeit um den Genuß an den Schönheiten des Sommermorgens.

Endlich hatten wir das Bukareſter Häuſermeer und die ſtaubgeſättigten Vorſtadtſtraßen hinter uns und konnten nun das Auge an den ausgedehnten Feldern laben, auf welchen die Ernte in vollem Gange war. Schmucke Frauen und Mädchen handhabten die Sichel, und da und dort mähten auch pferdebeſpannte Maſchinen den ſtolzſtehenden Weizen zur Erde. Nachdem wir die Rundbahn überſchritten hatten, welche die Bukareſter Feſtungswerke unter ſich verbindet, ging es auf das meiſt von Bulgaren bewohnte Dorf Steſaneſti zu und dann wieder viele Kilometer weit durch die üppigſten Felder. Die Luft hatte noch nicht alle während der Nacht geſammelte Kühle an die Sommerſonne abgeliefert, Gräſer und Blumen atmeten durch erfriſchenden Tau geſtärkt ihre angenehmen Düfte aus, und die Vögel huſchten und ſpielten um die hohen Garbenhaufen, wiegten ſich wohlig in der Luft und trillerten ihre vergnügten Morgenlieder. Mit ihnen trat bald unſer Rumäne Dr. Balan in eifrigen Wettbewerb. Von ſeinem erhöhten Sitze herab, er hatte nämlich neben dem Kutſcher Platz genommen, ſang er ein ganzes Repertoire kirchlicher und weltlicher Nationallieder durch. Wo es anging, ſangen wir den Refrain mit. Was hätte man auch anderes in dem herrlichen Sommermorgen tun ſollen, als der frohſtimmenden Natur entgegenzujubeln?

An Abwechslung gebrach es nicht, denn hatte sich das Auge am Goldgelb der Weizenfelder satt gesehen, so durcheilten wir wieder lachende Weiler und dunkle Wälder. In dem hübschen Dorfe Moara Saraca wurden am schmucken Ziehbrunnen die Pferde getränkt. Wir besuchten unterdessen den nahen Spezereiladen, sahen uns dort die Bedürfnisgegenstände der Dorfleute an, unterhielten uns mit dem gesprächigen Kaufmann und machten Einkäufe für einen Imbiß, welchen wir an einem schattigen Plätzchen vor dem Dorfe einnehmen wollten. Richtig fand sich ein solches am Saume eines jungen Waldes. Es war schon deshalb angenehm, weil man von ihm aus in nordöstlicher Richtung die Türme und Kuppeln des Klosters Caldaruschani aufragen sah. Die Lage des Klosters muß eine reizende sein. Wohl fällt der Blick ringsum auf dichten Wald, aber vor dem Kloster dehnt sich ein großer Wiesengrund aus, und ein Streifen Wasser zieht sich vor demselben hin. Dadurch wird der Ernst des Waldes wesentlich gemildert und dem Orte klösterlicher Zurückgezogenheit eine ungemein freundliche Umgebung geschaffen. Als wir näher kamen, verbreiterte sich der Wasserstreifen zu einem förmlichen See, und der vermeintliche Wiesengrund ließ außer dem Graswuchse noch einen großen Reichtum an Feldern und Gärten, an Obst- und Weinpflanzungen erkennen.

Es war halb elf Uhr, als ein alter Mönch das große Tor öffnete und unsern Wagen in den äußern sehr ausgedehnten Klosterhof, in dem rechts und links Einzelhäuser stehen, einfahren ließ. Wir folgten jetzt einer Alleestraße und stiegen vor dem Torbogen, der zum innern Hof, zum eigentlichen Klostergebäude und zur Kirche führt, ab. Hier fanden wir alles in voller Bautätigkeit, denn es galt, das alte Kloster vollständig zu erneuern. Als wir mit einem

Maurerburſchen ſprachen, eilte auch ſchon ein Mönch herbei und führte uns zum Gaſtmeiſter. Dieſer, ein junger ſympathiſcher Diakon, mit Namen Damaſchin, nahm die drei katholiſchen Bukareſterprieſter, als welche wir uns vorſtellten, in freundlichſter Weiſe auf und ſtellte ſich ſogleich zur Beſichtigung des Kloſters zur Verfügung. Da ich den Wunſch ausdrückte, daß ich vor allem über die Lage des Kloſters am prächtigen Waſſer orientiert ſein möchte, ſchlug der zuvorkommende Gaſtmeiſter eine ſofortige Fahrt auf dem See vor. Er ſelbſt führte uns auf die Oſtſeite des Kloſters und dort zum Fiſcherhaus hinunter, wo er uns dem Oberfiſcher, einem kernigen Mönchstypus, übergab.

Während ſich der Hauptfiſchermann, den wir im Arbeitskoſtüm überraſcht hatten, in das regelrechte Ordensgewand warf, betrachteten wir außen und innen die ſtrohgedeckte und galeriegeſchmückte Fiſcherhütte. An dieſes ehrwürdige Gebäude mag ſich eine lange Geſchichte knüpfen und wohl nicht die unintereſſanteſte des Kloſters. Eine Menge Handnetze und andere Fiſchereigeräte ſtanden und hingen um und in der Hütte; ungeheure Netze waren im Freien auf Stangen zum Trocknen ausgebreitet. Es waren dies beredte Zeugen für den Reichtum des das Kloſter umſpülenden Sees. Sie ließen auch ahnen, welch nützliche Beſchäftigung und welch angenehme Erholung für viele Mitglieder des klöſterlichen Gemeinweſens Netz und Kahn bieten müſſen. Kähne lagen in größerer Anzahl in einer kleinen Bucht neben dem Fiſcherhaus. Es ſind ausnahmslos Einbäume, dieſe aber in verſchiedenen Größen. Jetzt erſchien unſer Fiſchermann fein angezogen und ließ uns den größten Einbaum der klöſterlichen Flotte beſteigen. Er nahm das kurze Ruder zur Hand und ſtieß vom Ufer ab.

Mit großem Geſchick lenkte der kräftige, vom Sonnen-

Das Kloſter von der Oſtſeite.

Das Fiſcherhaus.

Digitized by Google

brand gebräunte Mönch den Kahn durch eine von hohem Schilf umſäumte Waſſerſtraße. Dann waren wir auf offenem See. Mit kräftigen Ruderſtößen geht es gerade aus, als ſollten wir möglichſt raſch auf dem gegenüberliegenden waldbeſtandenen Ufer abgeſetzt werden. Doch auf halbem Wege wird der tiefgehöhlte Baumſtamm angehalten und dem Kloſter zugekehrt. Wir haben den Blick auf die Oſtſeite, auf ein hübſches Kapellchen, auf das Krankenhaus der Kloſterbrüder und im Vordergrunde auf das Fiſcherhaus. Rechts von uns öffnet ſich ein langer enger Waſſerarm, und links breitet ſich das größere Seebecken aus. In dieſe Waſſerflächen ſchiebt ſich die Landzunge vor, auf der ſich das Kloſter und die Nebengebäude erheben.

In ruhig gemütlicher Fahrt gondeln wir jetzt der Weſtſeite des Kloſters entlang. Es war ein unvergeßlicher, herrlicher Genuß. Hier war es nicht das eigentliche Kloſtergebäude, welches unſere Aufmerkſamkeit feſſelte, ſondern einige villenartige Häuschen, welche mit ihren blumengezierten Balkonen und Ausſichtslauben ſchmuck und lieb zu uns herunterblickten. Es ſind die Wohnungen von Archimandriten oder beſſergeſtellten Mönchen. Die kleinen Abhänge von den Villen bis zum Seeufer ſind geſchmückt mit Reblauben und Roſengärtchen, mit Obſtbäumen und Gemüſepflanzungen, mit Ruheſitzen und Bienenſtöcken. Den unterſten Teil dieſer Anlagen verbirgt unſerem Auge ein dichter Streifen Schilfes, der ſich wie eine ſchützende Kloſtermauer am Ufer hinzieht. Durch dieſes hohe Schilf, in dem der Wind ſich wiegt und ſeine traulichen Lieder ſingt, führt verſteckt da und dort ein enges Waſſerſträßchen. Regelmäßig endet es am Fuße eines Gärtchens bei einem Landungsſteg, an den der Einbaum ſorglich feſtgebunden iſt. Idyllen im Schatten und Frieden eines Kloſters!

Unser wackere Schiffsmann stach nun das Ruder wieder tiefer und kräftiger ins Wasser und lenkte das primitive Fahrzeug weiter in die silberne Flut hinaus. Nach und nach verschwanden die feinen Einzelheiten des eben geschauten Vordergrundes, und immer majestätischer kam das Klostergeviert zur Geltung, aus welchem die formschönen Klostertürme hervorragten. So klar und bestimmt wie in einem Metallspiegel reflektierten Kloster und Landschaft in dem spiegelglatten Gewässer. Ein Sonnentag zartester Stimmung leuchtete vom blauen Himmel herunter und schlug in unsern Herzen die freudigsten Saiten an. Meine beiden Begleiter wurden sangesfroh und durchbrachen die heilige Stille mit dem Feiergesang von Psalmen und Hymnen, von Antiphonen und Troparien. Vergnügt lächelnd suchte unser Fährmann das Plätschern der Ruder mit dem Takte des Gesanges in Einklang zu bringen.

Wir näherten uns wieder dem Fischerhaus, fuhren an demselben vorbei und bogen dann in den Wasserarm auf der Ostseite des Klosters ein. Hier ist der See seichter und dementsprechend die Vegetation am Ufer üppiger und farbenreicher. Seerosen blühten auf diesen Wasserflächen in einer Größe und in einer Pracht, wie ich sie noch nirgends gesehen. Manches Stück zogen wir mitsamt dem langen Stengel zu uns in den Kahn und brachten sie als Trophäen mit nach Hause. In diesem Teil des Sees ragten an vielen Orten mitten aus der reinen Wasserfläche dürre Schilfrohre auf. Die Bedeutung derselben wurde uns bald klar. In kurzen Einbäumen ruderten drei leichtgekleidete, mit riesigen Strohhüten bedeckte Mönche auf dem Wasser herum, suchten diese Schilfstengel auf und zogen sie aus dem Wasser. An diese sind unten zum Krebsfang bestimmte konische Körbchen angebunden. Sind solche Sche-

rentiere in den Fangapparat geraten, dann ſteckt der fiſchende Mönch ein Stecklein in den Korb; an jenem klammern ſich die Tiere feſt und werden herausgezogen. Das Körbchen wird nun wieder ins Waſſer geworfen, und das Schilfrohr gibt den Ort der Verſenkung an. Aus dem Krebsfang ziehen einzelne Mönche einen kleinen Verdienſt.

Nach ſtündiger angenehmſter Fahrt verabſchiedeten wir uns von dem wackern Oberfiſcher. Jetzt ſtiegen wir wieder zum Kloſter hinauf und beſuchten die geräumige Kloſterkirche. Dieſe, im landesüblichen byzantiniſchen Stile gebaut, wurde in den letzten Jahren gründlich reſtauriert, und erſt ſeit ganz kurzer Zeit iſt die Malerei, welche das Innere nach dem alten Muſter über und über mit Figurendarſtellungen bedeckt, zu Ende geführt worden. Es läßt ſich nicht leugnen, daß die Kirche in ihrem neuen Kleide einen feierlichen Eindruck macht. Dieſer wird noch bedeutend geſteigert werden, wenn einmal auch der Ikonoſtas aufgeſtellt und glänzende Leuchter aus den farbenreichen Kuppeln herunterhängen. Wie uns geſagt wurde, ſoll dieſes herrliche Gotteshaus bis ungefähr in einem Jahre ſeine neue kirchliche Weihe erhalten. Bis zu jenem Zeitpunkte halten die zahlreichen Mönche das tägliche heilige Opfer, das Mitternachtsgebet und die Tageszeiten in der außerhalb des Kloſtergeviertes gelegenen Friedhofskapelle ab.

In dem eigentlichen Kloſter war nichts anderes zu beſichtigen als der große düſtere Saal, welcher vor Inangriffnahme des Kloſterumbaues als Speiſeſaal der Mönche gedient hatte. Hier ſtanden noch die langen Tiſche, welche dicke Tiſchblätter beſitzen, die je als Ganzes aus einem einzigen Stamme geſchnitten ſind. Seit Beginn der Bauperiode nehmen die Mönche die Mahlzeiten nicht mehr gemeinſam ein, ſondern ſie holen ſich das Eſſen aus der Klo-

sterküche und speisen in ihren Zellen. Nachdem wir noch den neuaufgeführten Gastflügel mit den vielen Fremdenzimmern und einem großen Saale besichtigt hatten, wurden wir in der alten Archonderie zu Tisch gebeten. Dieser bot das Beste, was der See an Fischen und Krebsen und die kleinen Weingärten an Rebensaft hervorbringen.

Der Friedhof.

Gesellschaft leisteten uns der Gastmeister und noch ein zweiter Diakon, welcher Sekretär, Begleiter und dienender Geist bei dem Klosterobern ist. Letzterer war seit gestern für einige Tage nach Bukarest verreist. Es muß ein sehr interessanter Mann sein, denn er ist auf verschiedenen Posten schon 37 Jahre lang Bischof gewesen und leitete von 1893—1896 als Metropolitprimas die Geschicke der Landeskirche. Aber Metropolit Ghenadie Petrescu, wie sein Name lautet, wurde in derartige Schwierigkeiten verwik-

kelt, daß ihn die Synode abſetzte, ſuſpendierte und als einfachen Mönch hierher ins Kloſter ſchickte. Ein halbes Jahr ſpäter ſprach ihn die gleiche Synode nach der Reviſion des Prozeſſes von allen Anklagen frei; daraufhin gab Ghenadie freiwillig ſeine Demiſſion als Metropolit, erhielt eine reichliche lebenslängliche Penſion und die Abtswürde im Kloſter Caldaruſchani zugeſprochen. Seiner Fürſorge danken in erſter Linie Kloſter und Kirche die Reſtaurierung und den Umbau.

Nicht ungern folgten wir nach der Mahlzeit der freundlichen Einladung zur Beſichtigung der zwei Wohnhäuſer des geweſenen Metropoliten. Mehr als die vielen Gemälde und Porträte, welche in beiden Häuſern die Zimmer- und Korridorwände bedecken, zogen mich die wundervollen Naturbilder an, welche ſich dem Auge von den Veranden aus bieten. Das eine Haus gewährt nämlich den Ausblick auf den Oſtarm des Sees, das andere iſt eine jener ſchmucken Villen, welche wir bei unſerer Kahnfahrt an der Weſtſeite des Kloſters bewundert hatten. Der Blick vom Balkon des zweiten Hauſes auf die ruhige Waſſerfläche und über dieſe hinweg ins Land hinaus iſt bezaubernd ſchön. Dieſes Bild prägten wir feſt dem Gedächtniſſe ein und nahmen es als liebes Andenken an das herrlichgelegene Kloſter und deſſen gaſtfreundliche Diakonen mit.

Das Schloß in Pascani.

Unerwartete Weiſung — Im Park — Blick durch die Hecke — Ein fürſtlicher Sommerſitz — In der Seitenallee — Schlechter Weg.

Etwas nach 2 Uhr traten wir die Rückfahrt an. Zu ſeinem größten Erſtaunen und Unwillen wieſen wir dem Kutſcher in Moara Saraca den Weg nach dem Dorfe Pascani und von dieſem nach dem noch größern Caciulatzi.

Hier hielten wir an bei einem bescheidenen Eingang in einen ausgedehnten Park. Wir traten ein und liefen eine lange Allee ab. Links von ihr liegen umzäunte Matten mit Obstbäumen, und rechts erhebt sich eine dichte Hecke von weit über Manneshöhe. Hinter ihr hörten wir lebhafte Stimmen und frohes Gelächter. Wir schritten weiter bis zur Stelle, wo die Hecke eine weite Oeffnung läßt. Hier war der Anblick einfach überraschend. Im Grunde eines breiten Hofes mit schönen statuengeschmückten Anlagen, mit Wasserspielen und Blumenbeeten steht in einfachen architektonischen Linien ein Schloß. Es besteht aus einem zweigeschossigen Mittelbau, an den sich symmetrisch rechts und links zwei weniger hohe Flügel angliedern. Vor dem Mittelbau liegt eine breite Treppenanlage. Das tadellos frische Weiß, in welchem das Schloß erstrahlt, verleiht ihm ein märchenhaftes, man möchte sagen bräutliches Aussehen; dieses wird noch wesentlich gesteigert durch die dunkle Umgebung von Riesenbäumen und hübsch gepflegtem Buschwerk, welche den Gartenhof und das Haus rings umschließen. Man sieht sofort, daß man es mit einem Fürstenhof zu tun hat. In der Tat hatte hier auf seinem Gute Fürst Alexander Ghika, der von 1834—1842 in der Walachei regierte, seinen Sommersitz aufgeschlagen. Den Plan zu seinem Schlosse entwarf sein Schwager, der russische Genieoberst Woldemar Moret von Blaramberg. Eine Großtochter des letztern ist heute in Besitz von Schloß und Gut.

Kaum waren wir in den Schloßhof eingetreten, so kam auch schon ein Gärtner auf uns zu und lud zur Besichtigung des Parkes und der Kunstgärtnerei ein. Da wir unter keinen Umständen die Herrschaften stören wollten, schlugen wir eine Seitenallee ein, um einen Blick auf die Rückseite des Schlosses und Parkes tun zu können.

Der Gang war wirklich der Mühe wert, denn auf dieſer Seite ragt eine breite, mit blühenden Schlingpflanzen umkleidete Terraſſe in den Garten hinaus und gewährt an den heißen Nachmittagen Schatten und erquickende Waldluft. Hier auf der Nordſeite gehen nämlich die kunſtvollen Gartenanlagen in einen ungezwungenen Naturpark über. Um das Angenehme desſelben vollzumachen, ſteigt er noch zu einem dunkeläugigen und waldumſchloſſenen See herab.

In der Richtung auf Bukareſt zu führt vom Schloß weg mehrere Kilometer weit eine vierzeilige Lindenallee. Da dieſe aber ſchlechter gehalten iſt, als ein gewöhnlicher Feldweg, ſo hätten wir beſſer getan, über Baloteſti die große Landſtraße aufzuſuchen, welche Ploeſti mit der rumäniſchen Hauptſtadt verbindet. Trotz des ſchlechten Weges und zweimaliger Raſt erreichten wir aber Bukareſt doch vor Sonnenuntergang.

Bukareſt, den 25. März 1912.

Auf dem Klosterſee.

Beim Kugelſpiel.

17. Antike Gewichte aus der Dobrogea.

Etwas über Gewichtsſyſteme.

Reich an Altertümern — Die Mine — Bleigewichte und Normalgewicht — Sorgloſe Prägung — Unveröffentlichte Gewichte.

Die Dobrogea, das Kleinſkythien der Alten, iſt äußerſt reich an Altertümern. Sie beſitzt römiſche Heerſtraßen und Feſtungen, ſowie Ueberreſte antiker Städte. Landſchaftlich iſt ſie von Ovidius, einem der größten römiſchen Dichter, beſchrieben, und über ihre antike Kultur unterrichten uns eine Menge erhaltener Gegenſtände, Inſchriften und Münzen. Wir wiſſen ſogar etwas über die Gewichtsſyſteme, welche in der alten pontiſchen Hauptſtadt Tomis, ſowie in deren Nachbarſtädten, Iſtros und Kallatis, in Geltung waren. Man fand manche aus Blei gefertigte Gewichte der Stadt Tomis, und einige davon ſtellen einen ganzen Gewichtsſatz von Mine, Halbmine, Drittels- und Viertelsmine dar.[1]) Der bedeutendſte rumäniſche Numismatiker, Herr

[1]) Vergl. E. Pernice, Griechiſche Gewichte, Berlin 1894. S. 182 ff.

Michael Sutzu, hat diese Gewichte eingehend studiert, beschrieben und in seinen Veröffentlichungen teilweise abgebildet.[1]) Sich auf die Wägungen dieser antiken Gewichtsstücke stützend, setzte er die Mine von Tomis auf 640 g an und suchte mit diesem Gewichtssystem der autonomen Stadt auch den dort geltenden Münzfuß in Einklang zu bringen.

Die meisten der sich auf das Währungswesen von Tomis beziehenden Berechnungen und Schlußfolgerungen des Bukarester Gelehrten wurden von dem Berliner Numismatiker Kurt Regling in Zweifel gezogen.[2]) Wegen der Unbeständigkeit des Bleies, das durch Abnutzung und durch Oxydation sehr leicht Gewichtsverluste und Gewichtsvermehrungen erleiden kann, sind nach der Ansicht Reglings Bleigewichte zur alleinigen Bestimmung des Normalgewichtes der Mine nicht verwertbar. Ebenso bestreitet er die Möglichkeit, daß einzig aus den Wägungen von Kupfermünzen, namentlich wenn diese nicht in sehr großer Anzahl vorhanden sind, das Normalgewicht einer Münzsorte oder gar des ganzen Münzsystems berechnet werden könne. Regling begründet seine Ansicht mit der offenkundigen Sorglosigkeit, welche in der Ausprägung der Kupfermünzen in Tomis und in den Nachbarstädten geherrscht hat und die oft aus demselben Stempel Stücke mit sehr großen Gewichtsunterschieden hervorgehen ließ.

Zwei in der Dobrogea aufgefundene und noch unveröffentlichte Gewichte dürften vielleicht ein einigermaßen neues Licht über die Gewichtsverhältnisse im alten Skythien verbreiten. Die in Frage stehenden Stücke beziehen

[1]) M. C. Soutzo, Poids et Monnaies de Tomis, Paris 1900. Extrait des Mémoires du Congrès international de Numismatique de 1900. pp. 115—148.

[2]) Vergl. Behrendt Pick und Kurt Regling, Die antiken Münzen von Dacien und Mösien, Berlin 1910. S. 596 und 625 f.

sich allerdings nicht auf Tomis, sondern auf die südliche Nachbarstadt Kallatis. Nach der Ansicht des Herrn Sutzu bestehen aber Gründe für die Annahme, daß Kallatis dieselbe Gewichtseinheit besaß wie Tomis und daß dort wie hier das gleiche autonome Münzsystem in Geltung war. [1]) Das ist indes noch unsicher.

Das Bronzegewicht.

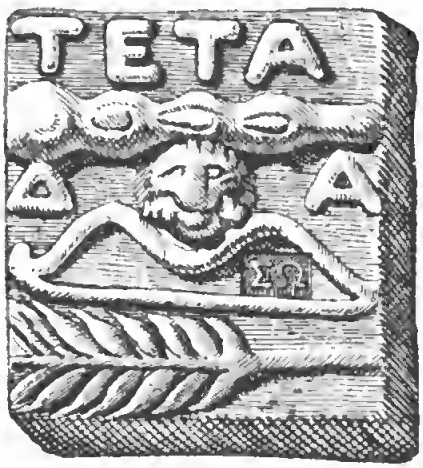
Die Sammlung Ruzicka — Wichtiger Fund — Aufschriften und Symbole Herkuleskultus — Ein Viertel der Einheit — Stil der Arbeit.

Nach diesen Bemerkungen gehe ich auf die beiden Gewichtsstücke selber über. Am 2. Mai 1911 besichtigte ich die Münzsammlung des Bukarester Numismatikers Herrn Leo Ruzicka, der in kurzer Zeit viele interessante Stücke aus Tomis, Kallatis und Istros zusammengebracht hatte. Besonders war ich erstaunt über die verhältnismäßig große Anzahl kleiner Kupfermünzen aus Kallatis, welche nach Pick in die Zeit nach Lysimachus, etwa zwischen 281—72 v. Chr., fallen.[2]) Herr Ruzicka erklärte mir, daß er diese Münzen von einem Manne in Mangalia (Ort des alten Kallatis) erworben habe, nach dessen Aussage die Großzahl dieser kleinen Kupfermünzen beisammen in einem Topfe gefunden worden sei. Im gleichen Topfe sei auch ein Bronzegewicht gelegen. Herr Ruzicka zeigte mir dasselbe, und da er mein großes Interesse bemerkte, überließ er mir das Stück zum Studium und gab mir auch in bereitwilligster Weise die Erlaubnis zur Veröffentlichung.

Die Wichtigkeit dieses Fundes liegt vor allem darin, daß dieses Gewicht nicht aus Blei, sondern aus guter

[1]) M. C. Soutzo, Poids et Monnaies de Tomis, p. 12 s.
[2]) Die antiken Münzen von Dacien und Mösien, S. 89 f. und S. 102, Nr. 234—254.

Bronze gegossen ist, worin es sich wesentlich von allen bis jetzt bekannten Gewichten der antiken Städte der Dobrogea unterscheidet. Das Stück ist tadellos klar und schön erhalten und kann auch durch Abnützung nicht viel von seinem ursprünglichen Gewichte verloren haben. Die Oberfläche ist schön oxydiert, und nur an wenigen, etwas abgenutzten Stellen kommt der gelbliche Ton der Bronze zum Vorschein. Das Stück ist rechteckig, mißt 38 mm in der Breite, 41 in der Höhe, 6,5 in der Plattendicke und wiegt 105 g. Die Oberseite zeigt in starkem, kunstvoll ausgeführtem Relief Aufschriften und Symbole. Letztere weisen unstreitig auf Kallatis; abgebildet sind nämlich dte Attribute des Herakles. Im obern Teile sehen wir die nach vorne zulaufende knotige Keule, darunter den Bogen und in der Mitte zwischen beiden den Kopf des Löwen. Dieser ist offenbar sitzend und die Tatzen neben das Gesicht vorstreckend gedacht; der ausdrucksvolle Kopf springt 5 mm weit aus der Bildfläche heraus. Daß als Attribut des Herakles nur der Kopf des Löwen abgebildet ist, bedeutet für Kallatis eine Seltenheit.[1])



Antikes Bronzegewicht von Kallatis.

Den Abzeichen des Herakles begegnen wir in und ohne

[1]) Nur die Löwenkopfhaut ist beispielsweise auf einer Silbermünze von Abdera abgebildet. Vergl. Max L. Strack., Die antiken Münzen von Thrakien, Berlin 1912. S. 53. Nr. 41. Abbild. Tafel I, 10. — Auf vielen Münzen von Samos schmückt die Löwenkopfhaut die Vorderseite. Siehe Barclay V. Head, Historia Numorum, Oxford 1911. S. 602 ff. Dasselbe Bild findet sich noch auf Münzen mancher anderer Orte.

Eine kleine Häuslichkeit.

Verbindung mit dessen Bild auf vielen Münzen der Stadt Kallatis, als deren mythischer Gründer der Löwenbezwinger ausdrücklich auf Münzen genannt wird. Der Heraklescultus verpflanzte sich hierher von der pontischen Stadt Heraklea, deren Kolonisten nach den Aussagen antiker Schriftsteller Kallatis gegründet hatten. Wollte man mit dem Hinweis, daß auch andere Städte den Herakles als Gründer feierten und auf ihre Münzen dessen Attribute prägten, die Zugehörigkeit unseres Gewichtes nach Kallatis beanstanden, so hebt die auf unserem Stücke unter dem Heraklesbogen abgebildete Aehre jeglichen Zweifel, denn diese ist das charakteristische Merkzeichen der Stadt Kallatis.

Daß unser Bronzestück zweifellos ein Gewicht ist, besagt die Aufschrift TETA (TETAPTH). Es ist ein Viertel der Einheit, das heißt der Mine von Kallatis. Da unser Stück 105 g wiegt, hatte also die Mine von Kallatis 420 g; sie bleibt demnach um 16 g hinter der euböischen, von Solon in Attika eingeführten Münzmine zurück. Bekanntlich wurden aus einer attischen Mine Silber 100 Drachmen geprägt, und 60 Minen gingen auf ein Talent. Man könnte geneigt sein, einige von Pick unter Kallatis beschriebene Tetradrachmen und Drachmen als nach dieser Währung ausgemünzt zu betrachten, denn sie würden für die Drachme fast genau 4.20 g ergeben[1]); aber jene Münzen sind nicht in Kallatis geprägt, sondern haben dort nur eine Gegenstempelung erhalten, welche ihnen vielleicht (nach Picks Mutmaßung) einen Zwangskurs gegeben haben könnten.

Ob und wie sich die Kupfermünzen von Kallatis in der vorrömischen Periode in das Gewichtssystem mit der Mine 420 g einordnen lassen, werden die Numismatiker wohl

[1]) Vergl. Die antiken Münzen von Dacien und Mösien. S. 99 f. Nr. 209—212.

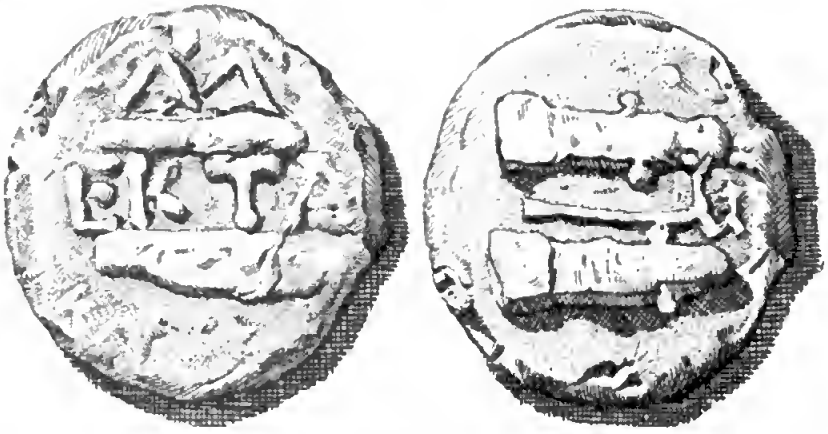
erst dann endgültig entscheiden, wenn einmal die in Aussicht stehenden, sehr zahlreichen Nachträge zu dem Pickschen Verzeichnis der Kallatismünzen erschienen sein werden.

Der Guß unseres Bronzegewichtes dürfte, nach dem guten Stile der Arbeit zu urteilen, schon um 200 v. Chr. entstanden sein, nachdem man in Kallatis wahrscheinlich den Münzfuß von Aegina verlassen hatte. Darauf dürften auch die kleinen Kallatismünzen weisen, in deren Gesellschaft das Gewicht gefunden wurde. In jener Periode begegnen wir in Kallatis der Gewohnheit, auf die Münzen Magistratsnamen zu prägen. Als die Anfangsbuchstaben eines solchen Beamtennamens könnte man auch das Δ Α auf unserem Gewichte auffassen. Endlich ist auf dem Bronzestück nicht zu übersehen, daß ihm rechts zwischen dem Bogen ein viereckiger Stempel mit den zwei Buchstaben ΣΩ eingeschlagen ist. Diese Gegenstempelung wird nach einer stattgehabten Revision des Gewichtes erfolgt sein und somit ein Eichzeichen bedeuten.

Ein neues Bleigewicht.

Eigenartiger Umstand — Runde Form — Zeichen — Gewichtseinheit — Große Aehnlichkeit — Handhaben.

Wenige Wochen, nachdem mich Herr Ruzicka von dem Funde des Bronzegewichtes verständigt hatte, machte er mich auf ein zweites, ebenfalls im Gebiete des alten Kallatis gefundenes Gewicht aufmerksam. Diesmal handelte es sich nur um ein Bleigewicht, aber es erregte doch in mehr als einer Hinsicht mein größtes Interesse. Das Eigenartigste ist wohl der Umstand, daß dieses Stück ein Sechstel der Gewichtsmine darstellt; dieser Abstufung begegnete man bis jetzt unter den in der Dobrogea aufgefundenen Gewichten nicht.



Antikes Bleigewicht von Kallatis.

Im Gegensatz zu den sieben für die Wissenschaft verwertbaren tomitanischen Bleigewichten[1]), von welchen eines rechteckig und die übrigen sechs dreieckig sind, besitzt unsere Sechstelmine von Kallatis kreisrunde Form von 40 mm Durchmesser.[2]) Sowohl die Fundstelle in Mangalia als auch die auf dem Gewichte abgebildeten Zeichen lassen über die Zugehörigkeit zum antiken Kallatis keinen Zweifel. Auf der Rückseite sind deutlich die Keule und der Bogenbehälter (Gorytos) mit eingestecktem Bogen zu erkennen. Ueber ersterer sieht man Buchstaben, die für *A Δ* oder vielleicht auch für *Δ A* gelesen werden können.[3]) Zwischen Keule und Gorytos steht die Angabe des Gewichtsnominals, nämlich *EKTA*. Auf der Vorderseite sieht man zwei Her-

[1]) Vergl. Die antiken Münzen von Dacien und Mösien, S. 595 f.

[2]) E. Pernice sagt in seinem Buche über die griechischen Gewichte, daß runde Stücke zu den Seltenheiten gehören.

[3]) Sollten diese Buchstaben wirklich als *Δ A* gelesen werden können, so würden sie sowohl hier als auch auf dem Bronzegewicht eine analoge Erklärung finden können wie das auf den antiken atheniſchen Gewichten dem Nominal zugefügte *ΔΗΜΟΣΙΑ*. Hier in Kallatis mit seinem dorischen Charakter müßte man die dorische Form *Δ Δμοσία* ergänzen. Dieser Zusatz würde den offiziellen städtischen Charakter des Gewichtes bekundet haben. Vielleicht trug auch die von Sutzu beschriebene Halbmine von Kal-

men, pfeilerähnliche Idole mit Köpfen und Armansätzen. Die eine (links) mag den Stadtgott Herakles, die andere (rechts) den Hermes darstellen. Der Stab des letztern erscheint nicht selten auf Kallatismünzen und ist auch auf unserem Gewichte zwischen den beiden Hermen am Armstumpf der Herme rechts zu finden.[1]) Die Darstellung der Hermen überrascht für Kallatis insofern, als diese weder hier noch in den benachbarten griechischen Städten als Münzbilder vorkommen.[2])

Unser Sechstelgewicht wiegt 82 g., gehört also zu einer Gewichtsmine von 492 g. Wir kommen hiemit auf eine Gewichtseinheit, welche, ursprünglich babylonisch, als ägyptische und italische Mine weite Verbreitung gefunden hat. Man kennt bereits ein anderes Bleigewicht von Kallatis, welches dem unsrigen nahe verwandt sein und dem gleichen Gewichtssystem angehören muß. Herr M. Sutzu hat nämlich schon 1884 in einer seiner Schriften ein Halbminengewicht von Kallatis kurz erwähnt und abgebildet.[3]) Das Gewicht ist 241 g. schwer und wie das unsrige von runder Form. Die schriftlose Vorderseite schmückt der Kopf des bärtigen Herakles nach vorn, der

latis die gleichen Buchstaben. Vergl. Die antiken Münzen von Dacien und Mösien. S. 87. Anm. 1. — Für *δαμοσία* vergl. *Daremberg* et *Saglio*, Dictionnaire des Antiquités grecques et romaines, zum Worte Pondus S. 553.

[1]) Hermen finden sich auf kleinasiatischen und auf thrakischen Münzen. In No. 393 seiner antiken thrakischen Münzen beschreibt Strack auch eine Herme mit Armansatz und bildet sie auf Tafel V. 22 ab.

[2]) Vergl. Die antiken Münzen von Dacien und Mösien. S. 91 und 105.

[3]) M. C. Soutzo, Etalons pondéraux primitifs et lingots monétaires. Bucarest 1884. p. 23 et 41. Nr. 303. Die gleiche Arbeit ist abgedruckt in der Revista pentru Istorie, Archeologie si Filologie, Bucuresti 1885. p. 423, 441 und 461. — Vergl. E. Pernice, S. 182, Nr. 708.

um das Haupt das Löwenfell trägt. Die Rückseite zeigt rechts den Gorytos mit dem Bogen, links die Keule und zwischen beiden die Aufschrift *HMI*.

Eine große Aehnlichkeit hat ferner unser rundes Sechstelgewicht mit einer gleichfalls von Sutzu beschriebenen und abgebildeten Viertelmine von Kallatis.[1]) Dieses Bleigewicht, welches auch runde Form besitzt, zeigt auf der Vorderseite den Helioskopf und auf der Rückseite die Waffen des Herakles sowie die Aufschrift *TE (τάρτη)*; es wiegt heute 110 g, hat aber durch Verstümmelung einen Teil seines Gewichtes eingebüßt, so daß dessen Vollgewicht ganz gut 123 g, also den vierten Teil der Mine von 492 g betragen haben konnte. Dieses Viertelgewicht hat seitlich eine Art Handhabe, welche das Auflegen und Abnehmen von der Wage erleichtert haben mag. Wahrscheinlich hat auch das Sechstelgewicht des Herrn Ruzicka in der Verlängerung der mittleren Schriftlinie einen solchen kleinen Ansatz gehabt; derselbe wurde später abgeklemmt, wodurch dort ein geradliniger Abschnitt entstanden ist. Nach der Abbildung bei Sutzu zu urteilen, kann auch dem Halbminegewicht in der Verlängerung der Schrift diese Handhabe angefügt gewesen sein.

Diese Bleigewichte von Kallatis, welche wohl als Marktgewichte gedient haben, können, nach dem Stile der Sechstelmine zu urteilen, nicht so alt sein wie das Bronzegewicht; sie gehören immerhin in vorrömische Zeit.[2])

Bukarest, den 14. Februar 1912.

---

[1]) M. C. Sonţo, Poids et Monnaies de Tomis. p. 12.

[2]) Dieser und der folgende Artikel wurden im Jahrgang 1912 der Revista catolica in rumänischer Sprache veröffentlicht.

Mauerreste von Istros.

18. Etwas Neues von Istros.

Eine wichtige Münze und das erste Gewicht.

Beziehungen zwischen Stadt und Strom — Ein interessants Stück — Varietäten — Wichtiger Fund — Das Stadtwappen — Wertangabe.

Istros war eine antike, von Griechen bewohnte Stadt, welche ungefähr 40 Kilometer nördlich von Tomis am Pontus Euxinus lag. Seit Jahrhunderten ist diese Stadt aus der Geschichte verschwunden. Von ihren Gebäuden ragt kein einziges mehr zum Himmel auf; nur Schutthaufen weisen auf den Ort hin, wo wir tief unter der Erde die Ueberreste des antiken Istros zu suchen haben.

Wenn auch Istros nicht unmittelbar an der Mündung der Donau lag, welche bekanntlich in ihrem unteren Lauf von Durostorum an Ister hieß, so weist doch schon der Name der Stadt auf ihre enge Beziehung zu diesem Strome hin. Offenbar war die Stadt mit Rücksicht auf den Donauhandel gegründet worden. Da sich in der Nähe der Mündung kein geeigneter Platz für einen Hafen fand, wurde die

Stadt weiter südlich angelegt. Weil aber aller Wahrscheinlichkeit nach der südliche Mündungsarm, der sich in den heutigen Razelmsee ergoß, der stärkste und der am besten schiffbare war, so war die Entfernung zwischen der Donau und Istros nicht sehr groß.

Auf die Beziehungen zwischen Stadt und Strom weisen manche Münzen hin, welche die Istrianer vom Jahre 400 vor Chr. bis unter dem Kaiser Gordianus III. geprägt haben. Vielleicht könnte man schon in der ältesten Prägung[1]) eine Anspielung auf Fluß und Meer, auf Istros und Pontos finden; dort werden nämlich zwei Köpfe dargestellt, welche eng aneinander liegen und verkehrt sind. Die Mythologen werden aber diese Erklärung der beiden jugendlichen Köpfe schon deshalb nicht zulassen, weil sie bartlos sind, während die Wassergötter gewöhnlich mit Bart dargestellt wurden. Mit Bart und Stierhörnern ist der Istroskopf auf einer Münze abgebildet, welche Pick beschreibt.[2]) In der Kaiserzeit begegnen wir sodann Istrosmünzen, welche den bärtigen Flußgott liegend und den Arm auf das Quellgefäß stützend abbilden. Von diesen Stücken ist wohl jenes das interessanteste, welches im Hintergrunde einen Leuchtturm zeigt.[3]) Daß dieser Flußgott wirklich den Istros bedeuten muß, kann

[1]) Das hier abgebildete Exemplar befindet sich in der Sammlung des Verfassers.

[2]) Pick, Die antiken Münzen von Dacien und Moesien, Berlin 1898. S. 151 und 167 Nr. 468.

[3]) Vgl. Pick, S. 176 Nr. 511. — Ein ähnliches Exemplar findet sich auch in der Knechtel'schen Sammlung und wurde von mir im ersten Bande „Aus Rumänien, Einsiedeln 1909" auf S. 238 abgebildet.

keinem Zweifel unterliegen, denn in der reichen Sammlung des Herrn M. Sutzu findet sich ein Stück, auf welchem unter dem Gotte der Name des Flusses ausdrücklich geschrieben steht.[1])

Als ich vor einigen Wochen in Tulcea die Sammlung des Herrn Dr. Jonescu zu Gesichte bekam, fand ich dort eine Münze von Istros, welche mein lebhaftes Interesse erweckte. Ihre Vorderseite zeigt nämlich nicht nur das Brustbild des bärtigen Flußgottes, sondern auch die Umschrift *ΙΣΤΡΟΣ*; die Rückseite enthält den Hermes mit dem Beutel in der Rechten, dem Kerykeion im linken Arm und trägt die Umschrift *ΙΣΤΡΙΗΝΩΝ* Die Münze hat einen Durchmesser von 18 mm; sie muß der Kaiserzeit des 2. oder 3. Jahrhunderts angehören und hat viel Aehnlichkeit mit den kleinen Münzen von Tomis, welche den Stadtgründer oder den Heros Tomos abbilden. Herr Jonescu gab mir bereitwilligst die Erlaubnis, die interessante Münze zu veröffentlichen. Das Verzeichnis der Münzen von Istros wird dadurch um ein sehr wichtiges Stück bereichert.

Bei meinem Freunde Jonescu habe ich aber noch etwas Wichtigeres als die oben beschriebene Münze mit dem Kopfe des Istros gefunden, nämlich ein Gewicht. Es ist das erste Gewicht, das von dem antiken Istros bekannt geworden ist. Dieser Fund ist ein neuer Beweis dafür, daß die Stadt Istros ihre Autonomie im gleichen Maße ausgeübt hat wie ihre Nachbarstädte Tomis und Kallatis. Von letz-

[1]) Herr M. Soutzo hat die Münze abgebildet in seiner Arbeit Poids et Monnaies de Tomis, Paris 1900. S. 22.

tern weiß man schon längst, daß sie in ihrer autonomen, vorrömischen Zeit nicht nur Münzen prägten, sondern daß sie auch eigene Gewichtssätze gegossen haben.

Unser Gewicht von Istros ist aus Blei gefertigt. Es hat viereckige Form, ist 28 mm breit und 45 mm hoch und besitzt eine durchlochte Handhabe. Es gehört unzweifelhaft der Stadt Istros an, denn nach der Aussage des Herrn Jonescu wurde das Stück im Stadtgebiete des alten Istros gefunden, und zudem ist auf seiner Vorderseite das Stadtwappen von Istros, der Seeadler auf dem Delphin, abgebildet. Schon die älteste Münze von Istros zeigt diese Darstellung; als Münzbild wurde sie verwendet bis in die Zeit des Kaisers Gordianus. Daß der Seeadler auf dem Delphin als Stadtwappen von Istros aufzufassen ist, beweist vor allem der prachtvolle Inschriftstein, den die Stadt ihrem großen Bürger Aristagoras setzen ließ.[1]) Im Giebelstück dieses Denkmals sieht man den Seeadler, wie er seinen Schnabel in den Kopf des Delphin hackt. — Auf der Vorderseite des Gewichtes steht auch die Wertangabe, nämlich *OΓΔO*. Wir haben es also mit dem achten Teil einer Mine zu tun.

Da unser Stück 79 g wiegt, war die Mine von Istros 632 g. Es ist wohl zu hoffen, daß auch noch andere Unterabteilungen dieser Mine von Istros gefunden werden.

Bukarest, den 21. Juni 1912.

---

[1]) Vergl. „Aus Rumänien" I. Band, S. 236.

Hauptstraße in Mizil.

19. Ein rumänischer Rigi.

Ueber Breaza auf den Istritzaberg.

Der Gotenschatz — Im Berlinerzug — In Mizil — Sangesfroh — Wohlstand — Fußwanderung — Der erste Gipfel — „Ah" — Der Hirte — Ein Berggeist — Die höchste Spitze.

Kommen Kunstkenner und Altertumsforscher nach Bukarest, so fragen sie zuerst nach dem weltberühmten Gotenschatz. Er wird im rumänischen Nationalmuseum aufbewahrt und sorgfältig bewacht. Sooft ich dort mit Freunden die merkwürdigen Stücke sah, überkam mich der Wunsch, den Ort oder wenigstens die Gegend zu kennen, wo dieser ungeheuer reiche Kunstschatz anderthalbtausend Jahre verborgen lag. Die Verwirklichung meines Planes verzögerte sich bis vorigen Monat; sie führte mich dann aber auf eine Bergeshöhe, welche nicht weniger Besucher verdienen würde, als der vielbewunderte Gotenschatz im Museum.

Die nächste Veranlassung zum Ausfluge gab der Besuch des Vikars Jakob Anton Fetz aus Zürich, dem seine Freunde und ich ein Stück Rumänien zeigen wollten. Wir setzten uns um halb 9 Uhr in den sogenannten Berlinerzug, welcher die 60 Kilometer von Bukarest nach Ploesti in einem Atemzuge abtut und dann nach weitern 34 Kilometern in Mizil anhält. Während die erste Strecke durch die Ebene vor allem ein Bild landwirtschaftlichen Reichtums darstellt, entzückt die zweite überdies durch hohe landschaftliche Reize. Man fährt nämlich den letzten Ausläufern des Karpathengebirges entlang, welche besonders bei Albesti ziemlich nahe an die Eisenbahnlinie heranrücken. Alles Harte und Wilde haben diese Berge hier abgelegt, ihre zarten Falten kleiden sie in wundervolles Grün und krönen anmutig ihre Scheitel mit buschigem Wald. In den gutgepflegten Weinbergen stehen schmucke Landhäuschen wohlhabender Großgrundbesitzer, und hinter schattigen Bäumen verstecken die Bauern ihre Wohnungen und Wirtschaftshöfe. Mit Wonne folgt das Auge jedem Tälchen und jedem Dörfchen, die sich abwechslungsvoll an den bald sacht und bald steilabfallenden Berghängen hinaufziehen.

In Mizil, wo wir den Berliner verließen, standen die Berge wieder weiter abseits und hatten ganz achtunggebietende Höhen angenommen. Gegen Nordosten springt ein weißer Kamm in die Augen, von dessen drei Spitzen die südlichste jäh gegen die Ebene abstürzt. Es mußte der Istritzaberg sein, zu dessen Füßen das Dorf Petroassa liegt und in dessen Klüften der große Goldschatz verborgen war. Das bestätigten uns sofort die Kutscher am Bahnhofe, mit denen wir wegen zwei Wagen in Unterhandlung traten. Sie verpflichteten sich, uns nicht nur bis an den Berg, sondern auch, soweit als möglich, an diesen hinaufzufahren.

In lebhaftem Trabe ging es nun auf einer staubigen Straße in das 5000 Einwohner zählende Städtchen hinein, wo wir im belebten Handels- und Marktviertel bei einer Wirtschaft abgesetzt wurden. Die beiden Fuhrleute mußten sich erst noch zu ihren Stallungen begeben, da sie ihre Züge zu Dreigespannen ergänzen wollten. Unterdessen vertrieb ich mir die Zeit mit der photographischen Aufnahme einiger Markt- und Straßenszenen. Um 11 Uhr war alles zur frohen Bergfahrt bereit.

Ein kurzes Stück folgten wir der breiten Landstraße, dann bogen wir links ab und nahmen querfeldein direkt die Richtung auf unser Ziel. Kilometerweit stand zu beiden Seiten des Feldweges der Mais. Die reichlichen Sommerregen hatten ihn hoch und üppig wachsen lassen, so daß kürzlich ein Hagelschauer wohl die Blätter etwas zerzausen, ihn aber nicht beugen konnte. Auf das Maisfeld folgte eine ausgedehnte Strecke, wo Weizen stand, der eben gedroschen wurde. Drei lange meisterhaft gebaute Strohhaufen türmten sich bereits auf, und immer standen noch viele Garbenwagen um die Dreschmaschine, welche von braunen, spärlich gekleideten Zigeunern bedient wurde. Auf dieses Bild folgten Obst- und Weingärten und hübsche Bauernhöfe. Im Banne des glänzenden sonnendurchstrahlten Tages wurde mein Begleiter sangesfroh und mischte unermüdlich die melancholischen Weisen des rumänischen Liedes zu den zarten Harmonien, welche die vielgestaltige Natur in unserer Seele antönen ließ. Auch das geistliche Lied hatte hier seine volle Berechtigung; es stimmte vorzüglich zum frommen Sinne der Bewohner, die unzählige oft recht hübsche Steinkreuze dem Wege entlang in ihre Aecker gesetzt hatten.

Als wir in Breaza angekommen waren, gab der zweite Fuhrmann dem unsrigen ein Zeichen zum Anhalten. Jener

kam auf mich zu und riet eindringlichst, den Weg direkt nach Petroassa fortzusetzen. Da ich aus dem geographischen Lexikon wußte, daß die Besteigung des Istritzaberges am leichtesten von Breaza aus bewerkstelligt werde, lehnte ich den Vorschlag ab und ermutigte zur Fahrt durch das lange Dorf hinauf. In der Dorfstraße hatten wir vielen hoch- und breitgeladenen Strohwagen auszuweichen. Die oft mit Blumen und Weinlauben geschmückten Bauernhöfe machten den Eindruck eines gewissen Wohlstandes. Obgleich die Leute freundlichst grüßten, sagten sie mir doch nicht zu, denn bei Frauen und Mädchen war die Nationaltracht beinahe gänzlich verschwunden. Wie viel natürliche Anmut und wie viel Poesie geht damit verloren!

Während wir höher stiegen und sich rechts und links Blicke in tiefe Täler und Klüfte und auf die Dörfer Vispesti und Badeni öffneten, schien es, als rücke der von uns angestrebte Berggipfel immer weiter in den Hintergrund. Bei der vieltürmigen rotgetünchten Dorfkirche erkundigten wir uns nach der Weiterfahrt und nach dem Wege zum Aufstieg. Man erklärte den Fuhrleuten, sie sollten weiter oben beim Wasserschloß der neuen Leitung links halten und dann oberhalb des Dorfes in der Nähe kühlen Wassers die Wagen stehen lassen. Die gehorsamen Leute taten so, und ich wunderte mich nicht wenig, daß sie die Wagen durch die von Regengüssen tief ausgewaschene Hohlgasse hinaufbrachten. Ich ging zu Fuß und knipste von rechts und von links einige hübsche Bildchen ab. Oberhalb des Dorfes standen wir unserem Ziele genau gegenüber. Ueber die spärliche Vegetation hin begann jetzt die Fußwanderung, auf welcher uns einer der Kutscher zuvorkommend den Brotsack nachtrug. Wir nahmen den Berg von der rechten Seite in Angriff und hatten nach einem

Lohnkutscher aus einem Provinzstädtchen.

kurzen, aber schweißreichen Stündchen den ersten Gipfel erklommen.

Oben gab es zuerst einige „Ah!“, hierauf ein kurzes Dankgebet, dann folgten aus geschwellter Brust frohe Jauchzer ins Tal hinunter und zu den nahen Hirten hinüber;

schließlich ließ man sich auf den weißen Kalksteinfelsen nieder, um Auge und Herz möglichst tief einzutauchen in die Reize, in die Farben und in die Mannigfaltigkeit des ungeheuer großen Rundbildes, in dessen Mittelpunkt wir standen. Platt wie das Meer streckte sich die Ebene vor uns aus. Sie erschien ungeheuer, weil grenzenlos. Wäre die Luft wie nach einem Regentage ganz rein gewesen, dann hätten allerdings die Grenzen der Ebene an den Höhenzügen Bulgariens und an den Bergen der Dobrogea bemerkt werden müssen. Beim ersten Blick auf das Flachland kann man sich des Eindruckes der Einförmigkeit nicht erwehren; diese löst sich aber bei näherer Betrachtung in eine ungeahnte Mannigfaltigkeit von farbenverschiedenen Einzelheiten auf, welche Städte und Dörfer, Straßenzüge und Eisenbahnlinien, Flußläufe und Feldwege, Wald und Acker, Wiese und Weide, kurz den Inbegriff landwirtschaftlichen Reichtums umfassen. Als sich das Auge aus den weiten und matten Fernen auf die sanftlinigen Ausläufer der Karpathen zurückzog, da konnte es seine helle Freude haben an dem lebhaften Grün, welches in und um die zahlreichen Dörfer lag, und an den hundert Tälern und Tälchen, die im bunten Durcheinander wie Theaterkulissen neben- und hintereinander stehen. Eines aber mangelte an dem unvergleichlichen Panorama, daß sich nämlich auf der Rückseite des Bildes die Karpathenkette nicht vollständig schloß. Eine noch höhere Spitze des Istritzaberges stand hindernd im Wege. Es war ganz natürlich, daß auch diese erstiegen werden mußte.

Der Weg führte uns an einer Schafherde vorbei und dann durch die vielköpfige Herde selbst. Wir redeten einen alten struppigbärtigen Hirten an. Er kannte die Zahl seiner Altersjahre nicht und hatte auch keine Hosen auf Schul-

bänken verrutscht. Begeistert sprach er aber vom Istritzaberge und rühmte dessen gute Weiden, die gesunde Luft und die herrliche Fernsicht. Auf unserer Wanderung kamen wir sodann an Höhlen und Bergspalten vorbei, vor welchen behauene Kalksteine aufgeschichtet lagen. Bald kroch auch ein Berggeist aus dem Innern heraus, lächelte uns freundlich an, zeigte sich aber doch nicht wenig verwundert über den unerwarteten Besuch. Der brave Steinbrecher gab uns das Geleite, führte uns an einer Schar seiner Mitarbeiter vorüber und erklärte uns sowohl die eigenartige Ausbeutung der hiesigen Kalkfelsen, als auch die mannigfache Verwendung und die Preislagen der behauenen Steine. Diese werden auf Ochsenwagen zu Tal gebracht und auf der nahen Bahnstation verfrachtet.

Mittlerweile hatten wir die höchste Spitze erreicht. Ich fand dort wirklich das, was ich erwartet hatte, nämlich eine ungeschmälerte Rundsicht. Ueberwältigend großartig lag ein ungeheuer ausgedehntes Stück des Karpathengebirges vor uns. Es stellte sich nicht als Kette dar, sondern als ein breites und tiefes Gewirr von Bergen, über die man wegsehen konnte und die erst in den höchsten Lagen der Bucegi und der Buzeuerberge den Blick aufhielten. Am meisten wurde aber unser Auge an den Vordergrund gefesselt Eine breite Waldfläche erstreckt sich da in ein tiefes Tal hinab, lichtet sich dort nur für die Straße und eine Häuserreihe und steigt dann wieder auf der andern Talseite bis zum Bergkamm hinan. Es ist ein Bild geheimnisvollster Ruhe. Aus diesen dunkeln Flächen springt aber ein weißer Punkt heraus, welcher über den melancholischen und träumerischen Wald den Zauber unbeschreiblichen Friedens breitet. Es sind die weißgetünchten Türme und Kuppeln des Mönchsklosters Ciolan. Trotz der fünfzehn Kilometer

Entfernung heben sie sich doch ganz deutlich von dem dunkelgrünen Hintergrunde ab.

Petroassa.

Abstieg — Eine antike Festung — Die „Gluckhenne" — Der Goldfund — Strenge Untersuchung — In Haft — Der Rest — Im Nationalmuseum — Verwegener Raub — Ein monumentales Werk.

Zum Abstiege wählten wir die linke Seite des Berges. Nicht weit unter der Spitze labten wir uns an einer reichlich fließenden Quelle. Von der leben- und kraftspendenden Wirkung derselben zeugen viele blumige Wiesen und vollblätterige Rebenpflanzungen, die sich auf einer langen Strecke durch ein hübsches Tälchen bis beinahe nach Breaza hinabziehen. — Als wir unten angekommen waren, stand alles zur Abfahrt bereit. Die Wagenlenker erhielten die Weisung nach Petroassa. Wir fuhren zunächst durch das Dorf Breaza hinunter und bogen dann links ab. Es dauerte nicht lange, bis die villaartigen Verwaltungsgebäude der staatlichen Weingärten und Pflanzschulen von Unter-Istritza zum Vorschein kamen. Beim Gemeindehaus, vor welchem der Bürgermeister, der Notar und zwei Gendarmen in lebhaftem Gespräche standen, hielten wir an. Ich wußte nämlich, daß auf der Rückseite des Gebäudes die Reste eines rechteckigen antiken Festungswerkes liegen, dessen Umfassungsmauern eine Dicke von zwei Meter betragen. Der Platz nimmt eine Fläche von zwei Hektar ein und ist heute mit mehreren Bauernhöfen besetzt.

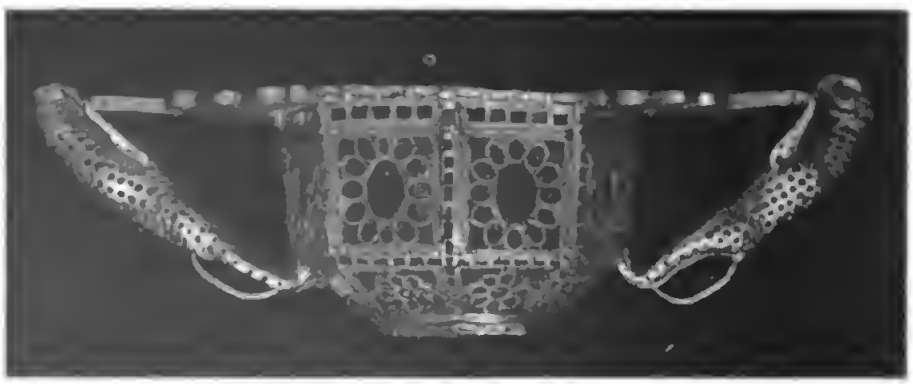
Die Geschichte dieses Ortes, den wir sofort unter Führung des Notars und der Gendarmen besichtigten, ist in ein tiefes Dunkel gehüllt. Man nimmt an, daß es sich hier um den antiken Ort Comidava handle. Die ursprünglich dacische Befestigung soll in die Hände der Römer überge-

gangen und von diesen nach ihren Festungsmustern und Kriegsgebräuchen umgebaut worden sein. Als im Jahre 258 das trajanische Dacien an die Goten verloren ging und Kaiser Aurelian 271 die Provinz preisgab und über die Donau zurückwich, sollen sich die Goten hier festgesetzt haben. Endlich glaubt man, daß der heidnische Westgotenfürst Athanarich anläßlich seiner Kämpfe mit den Hunnen in unserer Feste seinen Wohnsitz aufgeschlagen und daß dieser mächtige Heerführer, bevor er die Donau überschritt und bevor er sich bei Adrianopel 378 mit den Römern schlug, in den Bergen von Istritza seine Reichtümer vergraben habe. Infolge dieser Annahmen bezeichnet man den hier gefundenen Schatz als Gotenschatz oder geradezu als Schatz des Athanarich.

Kaum waren wir einige Schritte auf dem Boden des antiken Kastells gegangen, so hatten unsere Führer auch schon das Gespräch auf den kostbaren Schatz gelenkt, durch welchen der Name ihres Dorfes in die ganze Welt hinausgetragen wurde. Jedes Kind weiß von ihm, hieß es, und könnte die Stelle zeigen, wo er oben am Berge gefunden worden. Letzteres war nun allerdings eine kleine Uebertreibung, denn tatsächlich kennt man die Fundstelle nicht. Daß aber die Schrecken und die Unglücksschläge, welche die Finder und ersten Besitzer der „Gluckhenne", wie der Schatz im Volksmunde heißt, ereilten, nicht aus dem Gedächtnisse der Dorfbewohner geschwunden sind, ist wahrlich nicht zu verwundern.

Es war im Sommer 1837, als ganz zufällig am Istritzaberg oberhalb von Petroassa der Bauer Johann Lemnar und dessen Schwiegervater Stan Avram beim Steinbrechen zwischen zwei Felsblöcken auf die mit schwarzer bröckeliger Erde zugedecken Goldgegenstände stießen.

Anfänglich verbargen ſie die 22 aus reinem Golde gefertigten und mit Glasflüſſen und koſtbaren Steinen verzierten Stücke als Halsringe, Gewandnadeln, Panzerſtücke, vieleckige Henkelgefäße, Teller, Kannen und Körbchen auf dem Dachboden ihres Hauſes. Ein Jahr nachher zogen ſie den Bauunternehmer Veruſſi, für den ſie in den Kalkſteinbrüchen arbeiteten, ins Geheimnis und verkauften ihm um den Preis von 1500 Franken einen Teil des Schatzes. Da man nur auf das Gold, nicht aber auf die künſtleriſche Arbeit und nicht einmal auf die unzähligen Edelſteine achtete, wurde manches Stück verſtümmelt. Sobald in der Oeffentlichkeit etwas von dem wertvollen Funde bekannt wurde, ordnete die Regierung eine außerordentlich ſtrenge Unterſuchung in Petroaſſa an, denn laut Geſetz war der Staat Eigentümer jedes unter der Erde vergrabenen Schatzes. Die beiden Finder kamen in Haft und ſtarben vor Beendigung des ſich mehrere Jahre hinziehenden Prozeſſes. Veruſſi, welcher ſeinen Teil neben der Steinbrücke, die er in Buzeu in Unternehmung hatte, vergrub, mußte ſchließlich die wertvollen Gegenſtände herausgeben. Trotz der peinlichſten Nachforſchungen konnten aber nur mehr zwölf Stücke ausfindig gemacht werden. Auch dieſe waren ſtark



Körbchen von Petroaſſa.

beſchädigt und des Steinſchmuckes beraubt; eine große, kreisrunde Platte war in vier Teile zerſchnitten.

Prunkſchüſſel von Petroaſſa.

Dieſer Reſt des Schatzes, der einen Goldwert von 60 000 Franken beſitzt, kam im Jahre 1842 in das Nationalmuſeum nach Bukareſt. Kurz darauf begannen die Veröffentlichungen, und die größten Kunſtkenner beſchäftigten ſich mit den eigenartigen Gebilden, welche neben geringen Anklängen an die klaſſiſche Kunſt nordiſchen Geſchmack verraten. Der Domherr Bock aus Aachen, welcher über die Kleinodien des heiligen römiſchen Reiches und über die

Kroninsignien Böhmens, Ungarns und der Lombardei ein wissenschaftliches Werk verfaßt hat, reiste 1861 eigens nach Bukarest, um den Gotenschatz zu sehen und zu studieren. Im Jahre 1867 war der Schatz eine der großen Sehenswürdigkeiten der Weltausstellung in Paris.

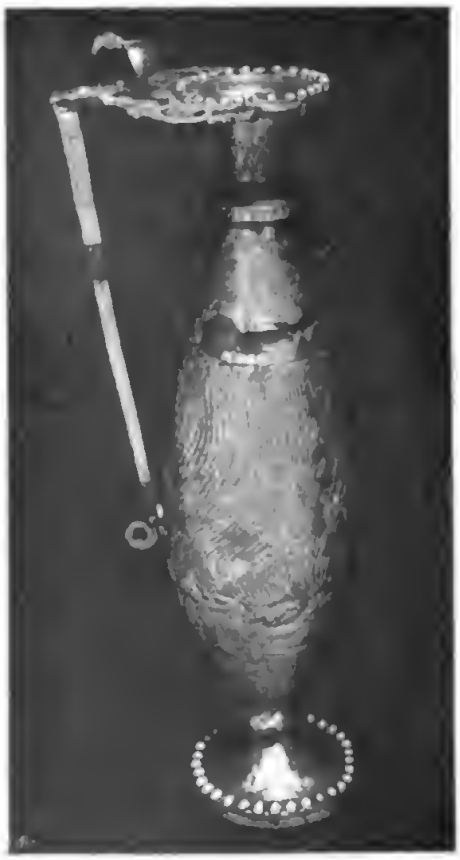
In Bukarest verwahrt das Nationalmuseum die unschätzbaren Kunstgegenstände in einem Ausstellungsschrank, der in einen feuer- und diebssichern Eisenkasten heruntergedreht werden kann. Tag und Nacht wird der Schatz von zwei Soldaten bewacht, welche ihre Posten in einem Korridor vor dem Ausstellungssaale haben. Ein junger Gauner hatte nun aber in Erfahrung gebracht, daß der Schrank mit dem kostbaren Schatze oft tagelang nicht in den Sicherheitskasten versenkt werde. Er heckte deshalb einen verwegenen Raubplan aus. In der Nacht des 2. Dezember 1875 hatte sich der 21jährige Diebesheld, er hieß Pantazescu, mit einem falschen Schlüssel in das Zimmer über dem Ausstellungssaal geschlichen. Die Nacht war stockfinster, und überdies wütete mit großem Geheul und Gepolter ein Schneesturm über die Stadt dahin. Die Wächter hatten sich in ihre Mäntel gehüllt und dem Schlafe überlassen. Unterdessen sägte der verwegene Dieb von oben den Fußboden und die Zimmerdecke durch, befestigte einen kräftigen Strick und ließ sich an demselben in den Ausstellungsraum hinunter. Die Glasscheiben des Schrankes, den man auch am Vorabend wieder nicht in das diebssichere Verließ herabgedreht hatte, wurden sorgsam mit einem Messer aus den Holzrahmen losgelöst, so daß die verbrecherische Hand den Kunstschatz herausheben konnte. Der Dieb zog nun sein Beinkleid aus, verpackte in dasselbe die goldschweren Stücke und befestigte das Bündel am Ende des Strickes. Jetzt kletterte er an letzterem in das Obergemach hinauf und zog den

Schatz nach. Oben kleidete ſich der Dieb wieder regelrecht an. Einige Stücke des Schatzes zerbrach er und andere drückte er flach, um ſie bequemer in den Kleidern verſtecken zu können. Das langgeſtreckte vieleckige Gefäß mit den Pantherhenkeln nahm er unter den Arm, warf es aber in den Schnee, weil es ihm bei der Heimkehr am Morgen unbequem wurde. Ein zu ſeiner Vorleſung gehender Univerſitätsprofeſſor hob das wertvolle Körbchen auf, erkannte es als zu dem großen Nationalſchatz gehörend und ſchlug ſogleich Lärm. Die Beſtürzung über den Raub war unbeſchreiblich. Nach einigen Tagen war aber der Dieb ausfindig gemacht, und der Schatz konnte im Reſonanzkaſten ſeines Pianos neuerdigs gehoben werden. Pantazescu wurde zu 6 Jahren Zuchthaus verurteilt, die er im Gefängnis von Cozia abſitzen ſollte; bei einem Fluchtverſuche wurde er von der Wache erſchoſſen.

Der rumäniſche Akademiker Odobescu veröffentlichte in franzöſiſcher Sprache im Jahre 1889 über den Schatz von Petroaſſa und über die antike Goldſchmiedekunſt ein monumentales Werk. Außer der ſtreng wiſſenſchaftlichen Arbeit hat er in demſelben alles zuſammengetragen, was man über den Fundort, über die Beſitzer und über die Schickſale des Gotenſchatzes weiß. Odobescu gibt auch den Situationsplan der antiken Feſtung Comidava und bringt topographiſche Kärtchen von der Gegend, in welcher die mutmaßliche Fundſtelle des Schatzes eingetragen iſt; merkwürdiger Weiſe konnte dieſe ſchon ein Jahr nach Hebung mit Sicherheit nicht mehr feſtgeſtellt werden. Was aber im Werke des Odobescu über die Prozeſſe gegen die Finder und gegen die wirklichen und die vermeintlichen Beſitzer der Schatzſtücke angedeutet iſt, läßt ahnen, welch namenloſes Unglück über manche Familien gekommen iſt.

Glücklich und froh, diese merkwürdige antike Stätte, auf welche viele prähistorische Erdhügel (Tumuli) in der Baraganebene hinzuweisen scheinen, gesehen zu haben, fuhren wir nach Mizil zurück. Die Fahrt auf der Landstraße bot uns noch lange Gelegenheit, den Weg zu verfolgen, den wir auf dem Berge Istritza und an dessen Abhängen bis nach dem Dorfe Petroassa zurückgelegt hatten.

Einsiedeln, den 29. September 1912.



Kanne von Petroassa.

Inhalt

Seite

Vorwort 7

1. Klosterbesuche im rumänischen Olttale

Turnu und Stanischoara 9
Ein lieber Bekannter — Im Bahnwagen — Rimnik — Den Bergen zu — Ein friedlicher Winkel — Mein Begleiter — Die Klöster und ihre Insassen — Der Trajanstisch — Römische Militärplätze — Thermalbad Arutela — Bahnwärter u. Fährmann.

Das Frauenkloster Dintrunsemn 23
Südwärts — Freudig überrascht — Eine Gründung Bessarabs — Das Muttergottesbild — Die Holzkapelle — Ein kleiner Verrat — Sonnige Fahrt — Die Zigeunerkinder und das geheimnisvolle Instrument.

Das Kloster Govora 28
Die Heilbrunnen von Govora — Klosterreiche Gegend — Gewaltige Bauten — Ein angehender Kirchensänger — Der Obere und einzige Mönch — Stifterbildnisse — Alte Kulturstätte — Ein reizendes Plätzchen.

2. An den Ufern des Prut

Von Krasna nach Husch 33
Langsam aber sicher — Ein Stück Italien — Die Wiege der Stadt — Corni — Nationaltänze auf dem Kirchplatz — Die Dorfschule — In der Molkerei — Rumänisierte Ungarn — Geänderte Verhältnisse — Ein Führer seines Volkes.

Der Grenze zu 41
Trostlose Gegend — Bei Herrn Cerchez — Ein Riesentumulus — Am Flusse — Fremde Welt — Traurige Reste.

In Raducaneni 46
Söhne Israels — Im Distriktsspital — Pellagrakranke — Das Schloß — Sereno aut nubilo, sospes — Maiandacht.

Seite

Nach Jassy 51
Getäuschte Erwartung — Wildes Rennen — Die moldauische Hauptstadt — Socola — Die Cetatzuia — Unvergeßlicher Anblick.

3. Eine Audienz im Königsschlosse Pelesch

Das Eldorado der Karpathen 55
Ein Telegramm — Sinaia — Das Kloster — Wundervolle Anlagen.

Bei den Majestäten 58
Vorgefühle — König Karl — Eine Königin und Dichterin — An der Hoftafel — Prunksaal und Schweizerstübchen — Reiche Kunstschätze.

Das Märchenschloß und seine Umgebung 66
Im Waffensaal — Ein herrliches Buch — Ungeheuere Schwierigkeiten — Der Gartendirektor — Die Terrassengärten.

4. Zwei Tage auf dem Floß

Frühmorgen in Dorna 69
Weitläufige Badeanlagen — Die Falkenhainquelle — Kunst- und Naturpark — Im Nebelmeer — Moderne Welt.

Von Gura Negri nach Brosteni 74
Auf dem Zollamt — Herr Sixt — Das geschmückte Fahrzeug — Theorie — Das Klausenwasser — Der große Augenblick — Zwischenlandung — Begegnung — In Gischt und Schaum — Kurze Rast — Ueber Holzansbeutung — Blumengrüße — Halt in Brosteni.

Die letzte Etappe 85
Fremdsprachliche Sorgen — Ein königliches Privatgut — Reichliche Vorräte — Der wortkarge Fährmann — Borca — Reges Leben — Wilde Weisen — Gestrandete Flöße — Holzfabriken — Mein Zeltdach — Ende der Fahrt in Peatra-Neamtz — Ein charakteristisches Bauwerk.

5. Eine Firmungsreise im Petrolgebiet

Nach Campina 101
Zweierlei Kalenderordnung — Im Predealschnellzug — Goldbrunnen — Die Pfarrgemeinde — Ein hochherziger Gönner.

Die Alpha-Gruben in Tzintea 104
Im Automobil — Gräben, Gruben und Röhrenleitungen — Entstehung einer Sonde — Stoß- und Röhrenbohrer —

Seite

Staatliche Bohrmeisterschule — Kolossaler Reingewinn — Feuerung mit Rohöl — Eine Feuerlinie.

In Bustenari 112
Maienpoesie — Gegensätze — Salzbäder — Ein Sondenwald — Polnischer Volksgesang — Reiche Gastfreundschaft — Papa Ganz.

Moreni 116
Erwünschter Weg — Hristos a inviat — Ein Kirchendenkmal — Beim polnischen Bohrmeister — Die Wundersonde — Große Gefahren — Durch Wald und Forsten — Schlußakkord.

6. Was erzählen mir meine Tomismünzen?

Eine numismatische Plauderei 123
Pick und Regling — Sammlerfreude — Beginn der Prägung — Der große Gott — Hermes und Demeter — Dionysos — Okeanos und Tyche — Die Dioskuren — Tomos — Kaiserbilder — Umschriften — Rückwärtsstempel — Eine Trajansmünze — Verschiedene Münzbilder — Klassifikation.

7. Ein altrumänischer Fürstenhof

Das Sommerschloß in Mogoschoia 139
Vorstadtbilder — Großartige Architektur — Wechselvolle Schicksale — Die Hauptfassade — Ruin und Zerfall — Das Kapellchen — Eine starke Frau — Bauernhochzeit.

8. Durch den Baragan an den Ister

Ueber Ciulnitza nach Calarasch 149
Hochland und Ebene — Durch lachende Saaten — Kurzweiliger Aufenthalt — Ein einfaches Mittel — Auf dem Papier — Ausläufer des Balkans — Am Borceaarm — Die Arkadenhalle — Angehalten.

Silistria und Ostrov 154
Ueberschwemmungsgebiet — Die bulgarische Flagge — Minarette — Ein türkisches Bollwerk — Durostorum — Untermösische Bischöfe — Ulfilas, der Gotenapostel — Das südwestlichste Grenzstädtchen.

9. Wie meine Basiliuskirche entstand

Der Bauplatz 163
Strada polona — Schmaler Baugrund — Großartiger Ent-

Seite

wurf — Die Geldmittel — Ghika-Budeşti — Erſte Freude — Die Bauerlaubnis.

Die Bauzeit 169
Telegraphiſcher Bericht — Weihe des Grundſteines — Fieberhafte Haſt — Erfreuliche Fortſchritte — Der Ikonoſtas — Die Kirchweihe.

Geſchichtliches über die Paſtoration 174
Regelmäßiger Gottesdienſt — Langjährige Bemühungen.

Der Innenausbau 177
Günſtiger Abſchluß — Das Holzmobiliar — Die Malerei — Studien — Schwierigkeiten — Ein tiefdurchdachtes Werk — Harmoniſcher Eindruck — Verglaſung — Kandelaber und Leuchter — Ein religiöſer Mittelpunkt.

10. Eine Stunde auf einem Bojarengut

Das Mauſoleum 183
Geiſtliche Freuden — Täſchen und Runſen — Ein liebſames Kirchlein — Der kürzeſte Weg — Eine ſchüchterne Frage — Der Herr Miniſterpräſident — Die Krypta — Eine große Perſönlichkeit — Unter Säulen und Bogen — Lecomte du Nouy — Künftige Ausſtattung.

Floriſka 189
Schwerer Verluſt — Weinkultur — In der Laube — Die Bibliothek — Das Holzkirchlein — Volkskunſt — Landfreuden.

11. Bei der Königin auf dem Wellenbrecher

Pontifikalfunktion in Conſtanza 193
Verzweifelte Lage — Dringender Brief — Raſch bereit — Verhängnisvolle Möglichkeit.

Im königlichen Pavillon 194
Vor der Königin — König Karl — In rumäniſcher Sprache — Donaufahrt — Ein Meeresſchlößchen — Lebhafte Tiſchunterhaltung — Ehrfurchtsvolle Begeiſterung — Das Spiel der Wellen — König Karl und das aufſtrebende Rumänien.

12. Konſtantin der Große und Rumänien

Die Konſtantiniſche Jahrhundertfeier 201
Das Edikt von Mailand — Ein eigenartiges Zentenar.

Konſtantin und Adamklifſi 202
Die Steininſchrift — Erſte Blütezeit — Eine ſtarke Feſtung

Seite

— Das Tropaion — Licinius — Christenverfolgung — Der Sonnengott — Das Restitutionsedikt — Hohe Blüte.

Das Monogramm Christi 208
Ausgrabungen — Das Labarum — Sternenform — Konstantinsmünzen.

Pasne bei Oltenitza 211
Sarmaten und Goten — Transmariska — Eine konstantinische Gründung — Athanarich — Charakteristische Münzen — Donaubrücke.

Die Konstantinsbrücke über die Donau 215
Antike Straßen — Der Brückenkopf — Marsilis Werk — Interessante Münzen — Ein kaiserliches Medaillon — Schönster Erfolg.

13. Die Zigeuner unter meinem Fenster

Die häusliche Niederlassung 219
Zerstörtes Idyll — Die ersten Vorposten — Sichere Anzeichen — Eine bunte Gesellschaft — Herber Wechsel — Der Brennstoff — Bessere Zeiten.

Eine Stockung 223
Einsegnung des Grundsteines — Schlaraffenleben — Postalische Nachrichten — Die Gymnasiasten — Klare Verständigung — Das Diktat — Familiensinn.

Bei der Arbeit 228
Die Toaka — Flink und fleißig — Der Einäugige — Gehetzt — Ein Zigarettchen — Das Kochgeschäft.

Ruhe und Erholung 233
Große Wäsche — Gründliche Toilette — Besuche — Weibertränen — Auftritte.

Hexengestalten 237
Pflegerin und Kranke — Die Heilkundige — Massage — Im Besitze der Geheimkunst — Die Körner auf dem Siebe — Das Los.

Naturpoesie 240
Mutter und Kind — Am Fenster — Grigorescu, Lenau, Liszt — Schlußblatt.

14. Kathedralen und Fürstensitze

Die Weiße Kirche in Baia 243
Eng verbunden — Die Provinzstadt — Falsche Rechnung — Sturm — Der Kirchenschlüssel — Stilgerechte Renovation — Wirkungsvolle Bauelemente — Inneres.

Seite

In den Ruinen der katholischen Kathedrale 249
Ein Riesengrab — Markus Bandinus — Einläßliche Beschreibung — Geschichte der Pfarrei — Die Sachsenkolonie — Alexander der Gute — Die Grabstätte — Der Franziskanerkonvent — Die Peterskirche — Unterbliebene Aufnahmen — Abschied.

Nach Suczawa 257
Formalitäten — Ein Stück Bukowina — Apostolische Visitatoren — Wahrzeichen — Johannes der Neue — Beim Pfarrdekan — Die Miriautzkirche — Ein Zwischenfall.

15. Ueber den Bratocapaß

Von Ploesti nach Baleni de Munte 263
Kunst und Natur — Blejoi — Ideales Gelände — Der alte Pope — Eine Sonde — Allerlei Vorspiegelungen — Kleine Leute — Ferienkurse — Künstliche Mache.

Waldumschlossene Gebetsstätten 265
In strammem Trab — Obstgärten — Tzuika — Kleinbilder — Die Nonne — Auf der Berglehne — Durch die Schlucht — Kurzer Besuch — Sommerfrischler — Der Spiritual — Geschlossene Türen — Wohnungsnöten — Auf dem Balkon — Morgenstimmung.

Auf ungarischen Boden 278
Bedeutende Wasserschätze — Gastliche Familie — Unheimlicher Wald — Bären — Ueber die Grenze — Talfahrt.

16. Auf dem Klosterlee

Caldaruschani 281
Versorgung einer Hauptstadt — Erntebilder — Kleiner Imbiß — In voller Bautätigkeit — Diakon und Gastmeister — Der Oberfischer — Im Fischerhaus — Auf silberner Flut — Krebsfang — Die Klosterkirche — In der Archonderie — Ein interessanter Mann — Liebes Andenken.

Das Schloß in Pascani 290
Unerwartete Weisung — Im Park — Blick durch die Hecke — Ein fürstlicher Sommersitz — In der Seitenallee — Schlechter Weg.

17. Antike Gewichte aus der Dobrogea

Etwas über Gewichtssysteme 293
Reich an Altertümern — Die Mine — Bleigewichte und

Seite

Normalgewicht — Sorgloſe Prägung — Unveröffentlichte Gewichte.

Das Bronzegewicht 295
Die Sammlung Ruzicka — Wichtiger Fund — Aufſchriften und Symbole — Herkuleskultus — Ein Viertel der Einheit — Stil der Arbeit.

Ein neues Bleigewicht 299
Eigenartiger Umſtand — Runde Form — Zeichen — Gewichtseinheit — Große Aehnlichkeit — Handhaben.

18. Etwas Neues von Iſtros

Eine wichtige Münze und das erſte Gewicht 303
Beziehungen zwiſchen Stadt und Strom — Ein intereſſantes Stück — Varietäten — Wichtiger Fund — Das Stadtwappen — Wertangabe.

19. Ein rumäniſcher Rigi

Ueber Breaza auf den Iſtritzaberg 307
Der Gotenſchatz — Im Berlinerzug — In Mizil — Sangesfroh — Wohlſtand — Fußwanderung — Der erſte Gipfel — „Ah“ — Der Hirte — Ein Berggeiſt — Die höchſte Spitze.

Petroaſſa 314
Abſtieg — Eine antike Feſtung — Die „Gluckhenne“ — Der Goldfund — Strenge Unterſuchung — In Haft — Der Reſt — Im Nationalmuſeum — Verwegener Raub — Ein monumentales Werk.

* *
*

Illuſtrationen

	Seite
Inneres der Baſiliuskirche in Bukareſt (Titelbild)	
* Motiv vom Turmkreuz der Baſiliuskirche (Titelſeite)	
* Die Halteſtelle Turnu	9
* Das Kloſter Turnu	14
Staniſchoara vor der Erneuerung	17
* Das Frauenkloſter Dintrunlemn	25
* Der Pridwor in Dintrunlemn	25
* Das Kloſter Govora	31
* Der Torweg von Govora	32
Die Stadt Huſch	33
Eine rumäniſche Hora	37
Schafhürde im Prutgebiet	45
Das Spital in Raducaneni	49
* Die Kloſterkirche Socola	54
Anſicht von Sinaia	55
Das Kloſter Sinaia 1875	57
König Karl von Rumänien	61
Botticelli: Die heilige Familie	64
Rembrandt: Aman bittet Eſther um Gnade	64
Das Königsſchloß Peleſch	65
Das Kronprinzenſchloß Peliſchor	68
* Ein Engpaß der Biſtritza	69
Das Bad Dorna	73
* Das Floß mit dem Schattendach	77
* Landſchaft an der obern Biſtritza	81
* Am ſpäten Nachmittag	89
Bretterſäge in Bicaz	96
Peatra Neamtz	98
Kathedralkirche zum hl. Johann in Peatra	100
Sondentürme an der Prahova bei Campina	101
Der Beſuch in der Grube „Alpha“	105
Ausbruch einer Sonde	111

Die mit * bezeichneten Bilder ſind nach Aufnahmen und Arbeiten des Verfaſſers erſtellt, von den übrigen ein Teil nach Editionen der Firmen: St. Petrescu, Dep. Universal, C. Sfetea, C. Stefanovici, M. Rosenbaum in Bukareſt, — Libr. O. Thüringer in R.-Valcea, — Libr. G. V. Gherian in Huſch.

		Seite
Soudenbrand in Moreni		118
Die katholische Kirche in Campina		122
Idylle		123
* Münzbilder	Der große Gott	125
	Hermes	126
	Demeter	127
	Dionysos	128
	Tyche	129
	Dioskuren	129
	Eros	130
Der Hafen von Constantza		131
* Münzbilder	Commodus	133
	Stadtaufschrift	134
	Tropaion	134
	Legionsadler	135
	Nike	136
	Zeus	136
	Sarapis	136
	Schlange	137
	Asklepios	137
	Kybele	137
	Tomos als Stadtgründer. Weintraube	138
Im Teichgebiete der Colentina		139
Das Fürstenschloß von Mogoschoia. Fassade gegen den Teich		145
Die Hofkirche von Mogoschoia		148
* Auf dem Baragan		149
* Rast am Donauarm		155
* Antike Zollbleie		157
Silistria zu Anfang des vorigen Jahrhunderts		160
Weihe der Kirche an den heiligen Basilius		163
Projekt einer unierten Kirche in Bukarest von Magni		167
* Die Basiliuskirche		167
* Grundriß, Längs- und Querschnitt der Basiliuskirche		170
Das Muttergottesbild in der Apsis		175
Die Kuppel mit dem Welterlöser		179
Das Landhaus der Bratianu		183
Das Mausoleum in Florika		187
* Trajansmünze mit der Donaubrücke		191
Pavillon der Königin in Constantza		193
Königin Elisabeth in Constantza		197
* Konstantinische Torausschrift in Tropaeum		201
* Ueberreste des Tropaions vom Osttore		205
Christusmonogramm aus der Dobrogea		209
* Daciemünze		213
* Konstantinsmünze mit der Donaubrücke		216
* Medaillon Konstantins mit der Donaubrücke		218

Seite
* Blick auf den Bauplatz 219
* Beim Feuer 225
* Junges Volk 225
Bei der Arbeit 229
Lautari 235
Wahrsagerin 239
* Feierabend 242
Auf dem Wege nach Baia 243
Die Weiße Kirche in Baia 247
Die Ruinen der katholischen Kathedrale in Baia 253
* Die Burgruinen von Suczawa 258
* Blick auf die Miratzkirche 260
Bauernhof aus den Karpathen 263
Im Gespräch 269
Das Frauenkloster Susanna 273
Die Klosterfrauen gehen zur Kirche 273
Das Männerkloster Cheia 276
Klosterbrüder beim Kartoffelschälen 277
Klosterfrau an der Toaka 280
* Der Fischerhafen 281
* Das Kloster von der Ostseite 285
* Das Fischerhaus 285
* Der Friedhof 289
* Auf dem Klostersee 292
Beim Kugelspiel 293
* Antikes Bronzegewicht von Kallatis 296
* Eine kleine Häuslichkeit 297
* Antikes Bleigewicht von Kallatis 300
* Mauerreste von Istros 303
* Aelteste Silbermünze von Istros 304
* Münze mit dem Brustbild des Istros 305
* Bleigewicht von Istros 306
* Hauptstraße in Mizil 307
Lohnkutscher aus einem Provinzstädtchen 311
Körbchen von Petroassa 316
Prunkschüssel von Petroassa 317
Kanne von Petroassa 320
Eruption einer Petrolsonde (Einband)

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Aus Rumänien. Streifzüge durch das Land und seine Geschichte von **Raymund Netzhammer**, Erzbischof von Bukarest. I. Band. Mit dem Bildnis des Verfassers, 108 Textillustrationen und drei Karten. Zweite Auflage. 440 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 6.—. In Orig.-Einband Mk. 7.—.

. . . Die mit vielem Geschick gewählten Episoden, die zumeist schwungvolle Schilderung interessanter Gegenden, die in den Ernst des Historischen eingeflochtenen Reiseerlebnisse, die scharfe und doch nie verletzende Beurteilung der Umstände, das alles macht uns die Lektüre des Buches überaus angenehm und fesselnd. . . Indessen scheint es uns, daß dieser belletristische Charakter des vorliegenden Buches weit in den Hintergrund treten muß vor seiner wissenschaftlichen Bedeutung. Das wichtigste nämlich, was darin zu finden ist, sind die archäologischen Studien, von denen dasselbe strotzt, und in denen wir auch den eigentlichen Zweck der meisten Reisen zu suchen haben. . . . **Rumänischer Lloyd, Bukarest.**

. . . Es ist ein Buch voll der interessantesten Dinge, die noch wenig bekannt sind und deren Darstellung so einfach und natürlich ist, daß man das Buch nicht leicht aus der Hand legt. Der charakteristische, geistvolle Kopf des Verfassers ziert das Buch . . . **Literar. Weihnachtsanzeiger der Köln. Volkszeitung, 26. Nov. 1909.**

Netzhammer hat von seinem jetzigen Heimatland ein farbenprächtiges Bild gezeichnet, das sich in seiner frischen, natürlichen Schilderung packend liest wie die spannendste Erzählung. Das Buch will aber nicht nur der Unterhaltung dienen, sondern vor allem auch der Belehrung. Ethnographische Beobachtungen wie geschichtliche und archäologische Ausführungen finden sich recht zahlreich.
Literar. Rundschau, Freiburg.

Als gewiegter Historiker geht der Verfasser mit Liebe den Spuren der großen Vergangenheit Rumäniens nach, dessen Königin die bekannte Dichterin Carmen Silva ist. Mit nicht minder großer Sachkenntnis weiß Netzhammer die moderne Entwicklung des Reiches zu beurteilen und mit frischer, lebendig-dramatischer Sprache zu schildern. **Düsseldorfer Tagblatt, No. 353. 1909.**

Der Erzbischof von Bukarest ist ein scharfblickender Beobachter und ein ungemein liebenswürdiger und anregender Erzähler . . . Es ist eine wahre Lust, im Geiste mitzureisen, die wechselnden Episoden der genußreichen Fahrten mitzuerleben. . . . Der geschmackvollen Ausstattung gebührt volles Lob.
Luzern, Vaterland, 19. Nov. 1909.

Der Verfasser erzählt in schlichtem, edlem Freundeston über seine Reiseerlebnisse auf der Fahrt durch Europa, von Schottland nach Rumänien, von seinem Abschiedsbesuch in seiner Heimat Erzingen und seinem Kloster Einsiedeln, nachdem er als Bischof von Bukarest ausersehen worden, und von seiner zweiten Reise nach Rumänien durch das Inntal nach Salzburg, Kronstadt, Bukarest. — Hohes Interesse haben für jedermann seine Streifzüge durch Rumänien, das Land, das so reich ist an Eigenart, groß an Vergangenheit und alter Kultur. Hier wird der sympathische Erzähler zum gelehrten Führer durch eine uns fast unbekannte Gegend, und seine Exkursionen werden dem Leser zum wahren Hochgenuß.
Rorschacher Zeitung, No. 200. 1909.

Schon in zweiter Auflage! Es konnte aber auch nicht anders sein. Das historisch und kulturell gleich bedeutsame Buch ist mit seiner persönlichen Note so frisch und liebenswürdig, daß man ihm allerregstes Interesse abgewinnt.
Pädagogische Blätter, No. 51. 1909.

Werke von Georg Baumberger

Ein starkes Maß Wirklichkeitsfreude färbt die Werke Georg Baumbergers, den große politische Organisationsarbeit und die Leitung eines ersten katholischen Schweizerblattes doch an reicher Schriftstellertätigkeit nicht behindert. Baumberger ist unzweifelhaft das stärkste journalistische Talent der Schweiz. Freilich dies ist auch wahr. Es gewinnt der Journalist, was der Poet verliert. Zwei Seelen, ach! Sie reißen sich um ihn. Nur mitunter, und dann gleichsam mit der Uhr in der Hand, tauscht Baumberger und wählt die Feder des Poeten. Dann aber entstehen herrliche Bücher.... Ein Buch von Baumberger aufschlagen, heißt ein Fenster aufreißen, durch das köstliche, frische Bergluft hereinströmt. **Gral, No. 10. 1909.**

Im Banne von drei Königinnen. Von **Georg Baumberger.** Alte und neue Bilder aus Palästina, Aegypten und der Türkei.

I. Band: Palästina. Mit 1 Titelbild, 121 Illustrationen und 3 Plänen. Dritte Auflage. 492 Seiten. 8°. Broschiert in künstlerischem Umschlag Mk. 6.—. In elegantem Original-Leinenband Mk. 7.—.

Das neue Werk des auch in Oesterreich bestbekannten Schweizer-Verfassers darf von vornherein mit freudiger Sympathie begrüßt werden, denn Baumberger hat sich schon durch seine früheren Reiseschilderungen in der Reihe der modernen Reiseschriftsteller einen hervorragenden Platz errungen. Die Erwartung des Lesers wird nicht getäuscht, denn wie immer, so ist Baumberger auch diesmal ein geist- und gemütvoller Führer und Erzähler. **Wien, Reichspost, No. 65. 1910.**

Daß eine so gewandte Feder, wie sie Baumberger führt, keine trockene Dutzendreisebeschreibung liefert, liegt auf der Hand, und man braucht das Werk nur an irgend einer Stelle aufzuschlagen, um sich zu überzeugen, mit welcher Kunst er Landschaftsschilderung, eigenes Erlebnis, Meditation und Geschichte zu verbinden weiß.
Kölnische Volkszeitung, Weihn.-Anzeiger No. 2. 1909.

II. Band: Aegypten und Türkei. Mit 1 Titelbild, 77 Illustrationen, einer Karte und zwei Plänen. Zweite Auflage. 360 S. 8°. Brosch. in künstl. Umschlag Mk. 4.—. In elegantem Original-Leinenband Mk. 5.—.

Baumberger hat sich als anregender Reiseschilderer längst einen geachteten Namen erworben; seine Volks- und Landschaftsbilder haben sich ihren festen Platz in der Literatur und viele Freunde erworben. Und was die Lektüre so anziehend und fesselnd macht, das findet sich auch in dem neuesten Reisebuche des unermüdlichen Verfassers: es sind Blätter aus dem Skizzenbuche eines Malers, der Dichter — und eines Dichters, der Maler ist, dem die Natur lebt und der den verborgenen Schlüssel zum Menschenherzen gefunden hat. Viel Geist, viel gute, viel scharfe Beobachtungsgabe, aber auch ein warmer Humor und ein Teufelchen Schelmerei spricht aus diesen Blättern, über die ein frischer Hauch echter Naturpoesie seinen Zauberschleier ausbreitet...
Allgemeines Literaturblatt, Wien, No. 23. 1910.

Der Band ist mit einem Titelbild und 77 feinen Illustrationen vortrefflich ausgestattet, und was mehr sagen will: wieder ein vortreffliches Buch, wieder die Fülle unmittelbarer Anschauung, der offene Blick für Natur, Kunst, Volksleben, politische und kirchliche Fragen, die anregende Mischung von ernster Betrachtung und sonnigem Humor. Baumberger ist noch immer der Alte, das gemütliche Schweizer-Kind mit dem unbefangenen Urteil, dem warmen Herzen, mit seinem guten Stil und der anmutigen abwechslungsreichen Darstellung, kein Kopfhänger und kein geschwätziger Weltbummler, überall der kluge und gebildete Beobachter, der sich und seine Leser ausgezeichnet zu unterhalten weiß; aber auch zu belehren, ohne zu dozieren.
Kölnische Volkszeitung, 19. Okt. 1910.

Im Flug an südliche Gestade. Von **Georg Baumberger.** Reiseeindrücke aus Spanien, Marokko und Italien. Mit dem Bildnis des Verfassers und über 100 Text-Illustrationen. Dritte Auflage. 496 Seiten. 8°. Broschiert in künstlerischem Umschlag Mk. 6.—. In elegantem Original-Leinenband Mk. 7.—.

Baumberger gibt so viel prächtige Gesamtbilder und Episoden, weiß aus treuem katholischem Herzen so klare und zuverlässige Einblicke in religiöse und kirchenpolitische Verhältnisse zu eröffnen, daß man sich des Schilderers ebenso freuen muß als seines Gegenstandes. **München, Hochland, 3. Heft. 1909/10.**

Das ist wieder ein echter, rechter Baumberger! Der weitgereiste Schweizer, aus dessen Antlitz auf dem Titelbild uns ein schalkhafter Humor entgegenleuchtet, ist ein scharfer Beobachter, der mehr sieht als andere Leute. Er ist aber auch ein geistreicher Plauderer, der das, was er gesehen und was er sich dabei gedacht hat, mit flotter Feder in einer höchst originellen und anziehenden Weise zum Ausdruck bringt . . . **Literarischer Handweiser, Münster. No. 21, 1908.**

Ueberaus flott und anregend sind seine Reiseschilderungen geschrieben; Geist, Phantasie und ein warmes, menschliches Empfinden lugen aus jeder Zeile. Auch dieses Buch zeigt, daß der Autor den Ehrennamen eines schweizerischen Hansjakob mit Recht verdient. **Frankfurter Zeitung.**

Blaues Meer und schwarze Berge. Von **Georg Baumberger.** Volks- und Landschaftsbilder aus Krain, Istrien, Dalmatien und Montenegro. Mit 60 Illustr. Vierte Auflage. 336 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Baumbergers Buch erfüllt eine der wichtigsten Anforderungen, die man an ein schriftstellerisches Kunstwerk stellen kann: Uebereinstimmung der Darstellung mit dem Gegenstande. Der Gegenstand ist Sonne, Meerfahrt, Ferienglück, Freude an Natur, an neuen Menschen und neuen Sitten. Und so ist die Darstellung eine sonnige . . . Man unterliegt daher beim Lesen dem doppelten Zauber des Interesses für ein in der deutschen Reiseliteratur höchst selten beschriebenes und höchst merkwürdiges Ländergebiet Südeuropas . . . **Der Bund, Bern.**

Wir nennen dieses Werk eine der schönsten Perlen deutscher Literatur, in dem sich Herr Baumberger als Meister, als ein glänzender Virtuose des Stils, als ein Dichter mit wundervoll zarter Poesie und tiefem Gemüt verraten hat.
Vorarlberger Volksblatt, Bregenz.

Questa la via! Von **Georg Baumberger.** Volks- und Landschaftsbilder aus Tirol. Mit 60 Illustrationen. Vierte Auflage. 328 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Ich kenne den größten Teil der Alpen und einen guten Teil der alpinistischen Literatur; aber selten habe ich etwas gelesen, das mich so anzog wie diese Schilderungen. Das ist so ein Rechter, der mit offenen Augen in die Welt schaut, der seine Freude hat an der Schönheit der Natur, wie an guten und interessanten Menschen. **Kölnische Volkszeitung.**

Diese Reiseschilderungen zählen mit zum Interessantesten und Geistreichsten, was die gesamte deutsche und insbesondere katholische Reiseliteratur hervorgebracht hat . . . **Litterarischer Anzeiger, Graz.**

Romane von Heinrich Sienkiewicz

„Quo vadis?“ Von **Heinrich Sienkiewicz.** Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Autorisierte Uebersetzung von E. und R. Ettlinger. Mit 17 Original-Illustrationen von Alex. Rothaug, 3 Ansichten, 2 Plänen und Karten. 28. Auflage. 626 Seiten. 8°. Broschiert in künstlerischem Umschlag Mk. 5.—. Gebunden in elegantem Salonband, mit Gold- und Schwarzpressung, Rotschnitt Mk. 6.—.

. . . Das Werk, das den Namen Sienkiewicz weltberühmt gemacht hat, ist der Roman „Quo vadis“. An einen Stoff von so gewaltiger Größe konnte sich nur ein wirklicher Dichter herauwagen, aber auch nur ein echter Dichter konnte ihn so meistern, wie Sienkiewicz . . . „Quo vadis“ ist eine der schönsten, kunstvollsten, erhebendsten Romanschöpfungen der Neuzeit . . . .

Ueber den Wassern, Münster.

Wenn der geniale Pole nur den einen Roman geschrieben, in dem er das fesselnde Bild einer zusammenbrechenden, durch und durch verfaulten Kultur und das Emporringen einer neuen, reinern Weltanschauung gemalt, die in den Lehren des Nazareners ihren Ursprung nimmt — es genügte, ihn auf einen der ersten Plätze zu postieren, die den Männern der Literatur eingeräumt sind.

Düsseldorfer Neueste Nachrichten.

Sturmflut. Von **Heinrich Sienkiewicz.** Historischer Roman. Aus dem Polnischen übersetzt von E. und R. Ettlinger. Mit Illustrationen von F. Schwormstädt und P. Stachiewicz.

I. Band. 522 Seiten. **II. Band.** 621 Seiten. **III. Band.** 459 Seiten.

Jeder Band mit sechs ganzseitigen Einschaltbildern und zwei Kopfleisten. 8°. Broschiert in künstlerischem Umschlag Mk. 5.—. Gebunden in elegantem Salonband, mit Gold- und Schwarzpressung, Rotschnitt Mk. 6.—.

. . . Trotz aller Weitläufigkeit kann man aber wirklich nicht behaupten, daß der Roman ermüdet. Dazu ist die Art Sienkiewicz' zu kraftvoll, dazu sind die Gestalten zu wahr, sind seine Kunstmittel zu echt und eigenartig. Meisterhaft weiß er auch in diesem Roman die Spannung zu erhalten; geradezu genial ist er auch hier in der Darstellung von Landschaften, in der Beschreibung von Kämpfen. Ich habe selten etwas Schöneres gelesen als die Wiedererkennungsszene der Liebenden in der Kapelle zu Upisa.

Die Warte, München.

Mit Feuer und Schwert. Von **Heinrich Sienkiewicz.** Historischer Roman. Uebersetzt von E. und R. Ettlinger. Zweite Auflage. Mit Illustrationen von F. Schwormstädt und P. Stachiewicz.

I. Band. 544 Seiten. **II. Band.** 512 Seiten.

Jeder Band mit 7 Illustrationen. 8°. Broschiert in künstlerischem Umschlag Mk. 5.—. Gebunden in elegantem Leinwandband, Rotschnitt Mk. 6.—.

. . . . Hier hat sich der Verfasser einer der unglücklichsten Episoden seines Vaterlandes Polen zugewendet, die er mit seltener, auf den gründlichsten Einzelstudien fußenden Wahrheit erschöpft . . . Sienkiewicz führt jene wilden blutigen Kämpfe der Tataren und Kosaken, ihre Ursachen und ihre Helden mit solch ausführlicher historischer Treue vor, daß man ihn auch als einen ersten wissenschaftlichen Autor auf geschichtlichem Gebiete bewundern muß . . . . Ein Meisterroman . . . .

Wochenrundschau, Frankfurt.

Die Familie Polaniecki. Von Heinrich Sienkiewicz. Roman aus der Gegenwart. Autorisierte Uebersetzung von E. und R. Ettlinger. Eingeleitet durch eine literarische Skizze von Karl Muth. Mit dem Bildnis des Verfassers. 10. Auflage. 554 Seiten. 8°. Broschiert in künstlerischem Umschlag Mk. 4.—. Gebunden in elegantem Leinwandband Mk. 5.—.

„Die Familie Polaniecki" ist ein psychologisches Meisterwerk... Die vollendetste und am sorgfältigsten gezeichnete Gestalt ist neben dem Helden Polaniecki dessen Frau, Marynia, die man getrost einen der schönsten Frauencharaktere nennen darf, die je ein Dichter geschaffen hat . . . Deutsche Buchhandelsblätter, Erfurt.

Pan Wolodyjowski, der kleine Ritter. Von Heinrich Sienkiewicz. Historischer Roman. Uebersetzt von J. Braun und E. und R. Ettlinger. 6. Aufl. Mit 6 Illustrationen von F. Schwormstädt und P. Stachiewicz. 712 Seiten. 8°. Broschiert in künstlerischem Umschlag Mk. 5.—. Gebunden in elegantem Leinwandband, Rotschnitt Mk. 6.—.

„Pan Wolodyjowski" ist mit seiner Farbenglut und mit seinem Bilderreichtum, den ungemein plastischen und packenden Schilderungen, den unübertrefflichen Schlachtenbildern und der alles durchziehenden Vaterlandsliebe einer der bedeutendsten historischen Romane in der Weltliteratur . . . Literarisches Echo, Berlin.

Die Kreuzritter. Von Heinrich Sienkiewicz. Historischer Roman. Uebersetzt von E. und R. Ettlinger. Mit 51 Original-Illustrationen von F. Schwormstädt. 8°.

I. Band. 352 Seiten. 8. Auflage. Broschiert in künstlerischem Umschlag Mk. 4.—. Gebunden in elegantem Original-Leinenband Mk. 5.—.

II. Band. 600 Seiten. 8. Auflage. Broschiert in künstlerischem Umschlag Mk. 6.—. Gebunden in elegantem Original-Leinenband Mk. 7.—.

. . . Auch in diesem Roman entfaltet Sienkiewicz eine Kunst der Erzählung und Schilderung und ein Geschick, die Spannung des Lesers aufs äußerste zu treiben, wie es in gleicher Weise, jedoch in Verbindung mit wesentlich andern Tendenzen, nur die beiden französischen Romanziers Dumas, Vater und Sohn, besessen haben. Schwere historische Ungerechtigkeiten wie diese läßt sich Sienkiewicz niemals zu schulden kommen . . Hochschul-Nachrichten, München.

Ums liebe Brot und zehn andere Novellen. Von Heinrich Sienkiewicz. Mit dem Porträt des Verfassers. 2. Aufl. 560 S. 8°. Brosch. in künstler. Umschlag Mk. 4.—. Gebunden in eleg. Leinwandband, Rotschnitt Mk. 5.—.

Noch reifer und reicher und glühender sind die Romane des Polen Sienkiewicz, der Weltruf hat. Außer „Quo vadis" wird gebildete Leser vor allem fesseln die „Familie Polaniecki". „Die Kreuzritter" und „Mit Feuer und Schwert" entrollen großartige historische Bilder, den „Pan Wolodyjowski" und die Novellen „Ums liebe Brot" sollte man jedenfalls kennen.

München, Literar. Ratgeber vom Dürerbund 1910.

Diese 11 Sienkiewicz-Bände (broschiert Mk. 53.—, gebunden Mk. 64.—) werden auch gegen Teilzahlungen von mindestens Mk. 3.— pro Monat = Mk. 9.— pro Quartal geliefert.

Die Leser, der in unserem Verlage erscheinenden Familienzeitschrift „Alte und Neue Welt" erhalten die 11 Sienkiewicz-Bände zum Ausnahmspreise von: broschiert Mk. 35,20, gebunden Mk. 42,60.

Durch die Wüste. Von Heinrich Sienkiewicz. Roman aus der Zeit des Mahdi. Nach dem Polnischen übersetzt von S. Horowitz. Mit Orig.-Illustrationen von F. Schwormstädt. Zweite Auflage. 490 S. 8°. Brosch. in künstl. Umschlag Mk. 5.—. Geb. in eleg. Leinwandband Mk. 6.—.

Aus der Fülle der in den letzten Monaten erschienenen Bücher ist vor allem des Altmeisters Henryk Sienkiewicz Roman hervorzuheben. Seit „Quo vadis" hat der Dichter keinen so starken und so einmütigen Erfolg errungen; ja, hier ist er sogar allgemeiner, da der Verfasser auf eine ungemein glückliche Art jung und alt befriedigt. Seine afrikanischen Reiseerlebnisse verwertend, stellt Sienkiewicz dar, wie zwei Kinder, der vierzehnjährige Stasch Tarkowski und die achtjährige Nel Rawlison, ihren Vätern, den englischen Beamten der Suezkompagnie in Port Said von den Mahdisten als Geisel entrissen werden, wie der Knabe das Mädchen ritterlich beschützt, dem grausamen Mahdi gegenüber seinem christlichen Glauben treu bleibt, von den Räubern weiter ins Land geschleppt wird, endlich, von einem Löwen bedroht, das wilde Tier, aber auch seine eigenen Hüter erschlägt, nun zwar mit der lieben Nel frei, aber in fremdem, wildem Lande ohne Hilfe ist, sich kraft seiner Tapferkeit und Klugheit durchschlägt, bis endlich die Retter kommen und die Kinder den verzweifelnden Vätern zurückbringen Der interessante historische Hintergrund, der noch interessantere Hintergrund der afrikanischen Landschaft mit ihrer bunten Pflanzen- und Tierwelt, die herzgewinnenden Gestalten der beiden Kinder, insbesondere des Knaben, eine sehr geschickte Führung der Handlung, die ebenso reich an hochdramatischen wie an rührenden und komischen Episoden ist, sind die unbestreitbaren Vorzüge des Werkes, das wohl seinen Rundgang durch die Welt machen wird.

Das literarische Echo, Berlin. Heft 12. 1912.

Patrick Augustin Sheehan Von Dr. **Grays Blindheit.** Eine Erzählung aus dem irischen Priesterleben. Genehmigte Uebersetzung von Oskar Jacob. Mit einer literarisch-biographischen Skizze und dem Bildnis des Verfassers. 602 Seiten (VIII). 8°. Broschiert Mk. 5.—. In Original-Einband Mk. 6.—.

Es ist nicht genug zu begrüßen, daß die Werke des mit Recht hochgefeierten irischen Schriftstellers auch bei uns sich immer mehr einbürgern. Durch den Lukas Delmege namentlich hat er sich in Deutschland einen begeisterten Leserkreis geschaffen, der sich auch dem neuesten Buche des Priesterschriftstellers nicht verschließen wird. Ich meine, daß Vater William Gray die köstlichste und lebenswahrste Pfarrersgestalt ist, die Sheehan je gezeichnet hat. Eine Gestalt von fast antiker Größe, trotz der Schrullen und Eigenheiten. Feinste Kunst der Charakteristik offenbart sich in Grays Figur. Aber auch die andern Gestalten sind voll sprühenden Lebens, an dieser tapfern Nichte Annie, die aus Amerika kommt und Leben und Sonnenschein ins düstere Pfarrhaus bringt und in Südafrika einen richtigen Roman erlebt, an dem edlen Kaplan Liston u. d. a. hat man seine helle Freude. Man kann sagen: das neueste Buch Sheehans, das Oskar Jacob gut verdeutscht hat, ist ein Juwel feinster Erzählungskunst, voll sonniger Poesie und entzückendem Humor, ein treffliches Gemälde von den Leiden und Freuden des irischen Volkes.

„Ueber den Wassern", Berlin. Heft 26. 1911.

. . . Die Erzählung hat nur Vorzüge, keine Mängel. Es wäre zwecklos, den reichen Inhalt wiederzugeben, es könnte doch von dem Wertvollsten des Buches, dem Wie der Erzählung, keinen Begriff geben. Alle, die Verständnis haben für die feinen Reize, die ein Schriftsteller bieten kann, werden das Buch mit großem Genuß lesen.

Literarischer Weihnachts-Anzeiger der Kölnischen Volkszeitung, No. 2. 1911.

Von demselben Verfasser werden erscheinen die Romane **„Lisheen"** und **„The Queen's Fillet".**

Romane von Robert Hugh Benson

Des Königs Werk. Von Robert Hugh Benson. Hist. Roman aus der Zeit Heinrichs VIII. Aut. Uebersetzung von E. und R. Ettlinger, eingel. durch eine biographisch-literarische Skizze. Mit dem Bildnis des Verfassers und 7 Einschaltb. 3. Aufl. 512 S. 8°. Brosch. Mk. 6.—. In Orig.-Einb. Mk. 7.—.

Von England kommt uns ein tüchtiger historischer Roman mit betont katholischer Grundstimmung. Benson gibt uns eine durchaus ernst zu nehmende künstlerische Leistung ... Dieser Heinrich VIII. ist so ohne jede Tendenz rein dichterisch gesehen, daß die ästhetische Freude an dieser Gestalt vollkommen ist. Da gibt es Szenen, die tief und farbenprächtig sind, wie sie nur Dichter zu schaffen verstehen. Wir haben hier also eine Arbeit, die die Beachtung auch der literarisch Anspruchsvollen durchaus verdient. Hochland, München, 11. Heft. 1909.

Die Tragödie der Königin. Von Robert Hugh Benson. Historischer Roman aus der Zeit Marias der Katholischen. Autorisierte Uebersetzung von R. Ettlinger. Mit 1 Titelbild und 7 Einschaltbildern. 434 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 6.—. In Original-Einband Mk. 7.—.

... Auch hier können wir die Sicherheit bewundern, mit der sich B. in dieser unruhvollen Periode heimisch fühlt, wie plastisch und farbenreich er sie in mannigfachen Bildern vor unseren Augen wiedererstehen läßt. Er schreibt dabei mit der ruhigen Objektivität des Historikers und mit dem seelischen Erfassen und Miterleben des echten Dichters... Der Roman vermag ästhetische Freude wie historisches Interesse in gleicher Weise zu erwecken. Allgemeines Literaturblatt, Wien. No. 21. 1911.

Mit welchem Recht? Von Robert Hugh Benson. Historischer Roman aus der Zeit der Königin Elisabeth. Autorisierte Uebersetzung von R. und A. Ettlinger. Mit 1 Titelbild und 7 Einschaltbildern. 2. Auflage. 653 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 6.—. In Original-Einband Mk. 7.—.

Nach meiner Ansicht haben wir hier das reifste und wärmste Werk der großen Romantrilogie. .. Noch nie trat jene für die Katholiken Englands furchtbare und zugleich gewaltige Zeit mir so vereinheitlicht entgegen. Man muß es gelesen haben, um das hinreißend Machtvolle und zugleich Zarte der Bensonschen Darstellung in seiner ganzen Tiefe und Unmittelbarkeit zu kennen. Des Verfassers Talent, den Leser in die äußerste Spannung zu versetzen, bekundet sich auch hier wieder in glänzender, aber stets seelisch vertiefter Weise.

Allgemeine Rundschau, München, No. 49. 1912.

Im Dämmerschein der Zukunft. Ein Roman in Traumbildern von Robert Hugh Benson. Autorisierte Uebersetzung von R. u. A. Ettlinger. Mit Original-Illustrationen von F. Schwormstädt. 381 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 5.—. In Original-Einband Mk. 6.—.

Prachtvoll sind die Schilderungen der wechselnden Schauplätze. Konsequent ist die Handlung durchgeführt. Als Ganzes ist das Werk eine bedeutende Leistung, die man nur mit dem größten Interesse lesen kann. Acht Einschaltbilder sind dem visionären Charakter des Werkes glücklich angepaßt.

Büchermarkt, Crefeld No. 1. 1913.

Von demselben Verfasser werden erscheinen die Uebersetzungen von: **„The Sentimentalists“, „The Conventionalists“, „The Necromancers“, „The Coward“** und **„Come Rack! Come Rope!“**

Romane von Pierre l'Ermite

Die große Freundin. Von Pierre l'Ermite. Preisgekrönter Roman. Autorisierte Uebersetzung von F. Mersmann, eingeleitet durch eine biographisch-literarische Skizze. Mit dem Bildnis des Verfassers und achtzehn Einschaltbildern von Damblans. Vierte Auflage. 313 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.60. In Original-Einband Mk. 4.60.

Ueber die Ausführung des sozialen Romans herrscht nur eine Stimme. Die französische Akademie hat ihm einen Preis verliehen und in bereits vier Sprachen ist er von der Leserwelt mit Begeisterung aufgenommen worden. Die in ihm vertretene christliche Weltanschauung verbunden mit der in ihm zur Geltung kommenden edlen Gesinnung und kunstgerechten Darstellung machen ihn zu einer empfehlenswerten Schrift für gereifte katholische Leser. **Stimmen aus Maria-Laach.** Heft 4. 1908.

„Die große Freundin" ist die heimatliche Erde, der von den Vätern ererbte Boden, der den Bewohnern eines friedlichen Tales durch die eindringende Fabrikindustrie geraubt werden soll, den sie sich aber nach harten Kämpfen zurückerobern. Eine Liebesgeschichte durchzieht die Schilderung dieser Kämpfe und endet mit dem Tode der Braut. Pierre l'Ermite zeigt auch in diesem wie in früheren Werken reiche Phantasie, bedeutende Charakterisierungskunst und die Gabe, seine Menschenkenntnis zu dichterischen Zwecken zu verwerten. Die Uebersetzung gibt den lebensvollen und eigenartigen Stil des Originals geschickt wieder.

Herders Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1907.

Die Gründung. Von Pierre l'Ermite. Sozialer Roman. Autorisierte Uebersetzung von F. Mersmann. Einleitung von François Coppée. Mit 21 Original-Illustrationen von H. Rousseau. Zweite Auflage. 416 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 4.—. In Original-Einband Mk. 5.20.

Im ganzen finde ich viel des „spannenden Interesses" und, was im Verein mit diesem Hochwichtiges bedeutet, zugleich der Vertiefung, der bleibenden, erhebenden Wirkung. Das Buch ist die für sich abgeschlossene Fortsetzung der von der französischen Akademie preisgekrönten „Großen Freundin" . . . Die Liebe zur Scholle stellt das Leitmotiv. Die Personenzeichnung ist so reich wie lebenswahr. Kräftige Schlaglichter fallen auf die Welt des Schwindels und des Scheins, der unersättlichen Genuß- und Habgier, aber auch auf das Stabile der echten Sitte, der wahren Liebe zum angestammten Heim, der edlen Anteilnahme am fremden Geschick. Das Buch verdient eine weite Verbreitung, nicht zuletzt durch Volksbibliotheken, zur Mitbekämpfung der Land- und Pflichtflucht. **Allgemeine Rundschau, München, No. 50. 1910.**

Auch wir in Oesterreich leiden sehr stark an dem Uebel „Landflucht", das dieser Roman behandelt. . . . Alles drängt zur Großstadt, wo aller Menschheit Jammer, wo Betrug und Schwindel, Täuschung und Entbehrung der Ankömmlinge harren. Wohl jenen, die sich wieder zurückfinden zur Heimaterde, auf der Gottes reicher Segen ruht! Der Roman „Die Gründung" schildert dies alles so lebenswahr und eindrucksvoll, mit so geschicktem szenischen Aufbau der fesselnden Handlung, daß man ihm weiteste Verbreitung wünschen darf, denn er kann nur aufklärend im besten Sinne wirken. **Oesterr.-Ungar. Buchhändler-Zeitung, Wien, No. 41. 1910.**

Von demselben Verfasser wird in Uebersetzung erscheinen der Roman

„La Brisure".

René Bazin **Das Hemmnis.** Roman. Autorisierte Uebersetzung von Gräfin Bossi-Fedrigotti. Mit einer literarisch-biographischen Skizze und dem Bilde des Verfassers. Zweite Auflage. VIII u. 261 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.60.

René Bazin ist unbestritten eine der Koryphäen der modernen französischen Literatur. Er ist einer der Schöpfer des volkstümlichen Romans, ein Meister der Heimatkunst, ein tiefgründiger Sittenschilderer und Kenner der mondainen Sphäre des modernen Frankreichs und Englands. Im Gesellschaftsroman „Das Hemmnis" kommen die Gestaltungskraft und der Gedankenreichtum des geistvollen Erzählers in packenden Situationsbildern und psychologisch fein ausgearbeiteten Seelengemälden zur reichsten Entfaltung. Zwei prächtige Edelnaturen, ein Offizier der britisch-indischen Armee und eine junge Pariserin sind die anziehenden Hauptgestalten ... In sprühendem Dialog entrollt er die religiösen und nationalen Probleme der Welt von heute. Erregte Seelenkämpfe und folgenschwere Familienkonflikte ... machen den Roman zur typischen Geschichte einer heroischen Konversion und zu einem Hohenliede der den Angelpunkt des Christentums bildenden Eucharistie. — Wirklich eine köstliche Weihnachtsgabe, ein prächtiges Buch für die Familienbibliothek wie für die Volksbüchereien. Luzern, Vaterland, No. 248. 24. X. 1912.

Von demselben Verfasser erscheint: **„Davidée Birot".**

Henry Bordeaux **Die kleine Mamsell.** Ein Roman aus dem Provinzleben. Autoris. Uebersetzung von Gräfin Bossi-Fedrigotti. Mit einer literarisch-biographischen Skizze u. dem Bilde des Verfassers. VIII u. 256 S. 8°. Brosch. Mk. 3.20. In Orig.-Einb. Mk. 4.

Die kleine Mamsell ist ein originelles junges Mädchen in einer französischen Kleinstadt, das seinen Bräutigam mit allerhand kuriosen Anforderungen in die komischesten Situationen bringt; ein frohes, glänzend geschriebenes und gut übersetztes Buch, ein echter Familienroman. Allgem. Literaturblatt, Wien, No. 23. 1911.

M. Champol **Zurückgekehrt.** Zeitgeschichtliche Novelle. Autorisierte Uebersetzung von F. v. Barmen, eingeleitet durch eine literarisch-biographische Skizze. Mit dem Bildnis des Verfassers. 2. Auflage. XII u. 344 S. 8°. Brosch. Mk. 3.20. In Orig.-Einb. Mk. 4.—.

Der Roman des beliebten französischen Schriftstellers M. Champol zeichnet sich durch gute Entwicklung der Seelenvorgänge, durch feinsinnige Charakteristik der Personen und durch realistische Milieuschilderung aus. Der Kampf zwischen Mutter und Tochter ist meisterhaft dargestellt. Der Roman ist echt französisch, d. h. er vereinigt seinen Sarkasmus mit hellem Wirklichkeitssinn und einer großen Weichheit des Gefühls. Freiburg, Literarische Rundschau, No. 3. 1909.

Von demselben Verfasser wird erscheinen: **„Andrés Gelöbnis".**

Dora Melegari **Christine Auberjol.** Roman aus der römischen Gesellschaft. Autorisierte Uebersetzung von Gräfin Bossi-Fedrigotti. Mit einer literarisch-biographischen Skizze und dem Bilde der Verfasserin. Zweite Auflage. VIII u. 304 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Aus Italien kommt ein temperamentvoller Roman. Es ist ein glänzend geschriebenes Buch, dessen Handlung sich inmitten der „mondainen und kosmopolitischen" Gesellschaft Roms abspielt. Das Geschick der Heldin, eines tapferen Mädchens, das ihre Herzensneigung der klar erkannten Pflicht: Armen und Elenden zu helfen, opfert, vermag tieferes Interesse zu erwecken. Literarischer Ratgeber, München. 1910.

D. Gerard **Eine Dorfkönigin.** Autorisierte Uebersetzung von Th. Eminger-Longard. Mit dem Porträt der Verfasserin und 50 Textillustrationen. Zweite Auflage. 336 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

In geradezu unübertrefflicher Darstellung, mit der lebendigsten und sichersten Charakteristik entrollt die Erzählung den bewegten Lebensgang einer armen, früh verwaisten Offizierstochter, die sich durch rastlose Tätigkeit und opfervolles Wirken für andere zu geachteter Stellung im kleinen ländlichen Kreise emporschwingt . . .
Wochenrundschau, Frankfurt.

André Theuriet **Die Stiftsdame.** Autorisierte Uebersetzung von Karl Muth. Zweite Auflage. 266 Seiten. 8°. Broschiert Mk 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Die Anlehnung an ein großes geschichtliches Ereignis, an die französische Revolution, gibt der Erzählung Theuriets realen Gehalt. Dazu kommt eine scharfe und doch feine Analyse der Charaktere und die naturwahre, in anmutiger Sprache gegebene Schilderung der Schauplätze und Vorgänge. Literarischer Handweiser.

Kardinal Wiseman **Fabiola oder die Kirche der Katakomben.** Uebersetzung von Christiane Gmeiner. Mit 60 Textfiguren und 16 Einschaltbildern, worunter 10 Original-Kompositionen von Jos. Blanc. 3. Auflage. 536 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 5.—. In Original-Einband Mk. 6.—.

Christiane Gmeiners Uebersetzung zeigt Glätte, Frische und Gewandtheit. Was das Aeußere der Ausgabe betrifft, ist sie vor andern durch den Bilderschmuck ausgezeichnet. Etwa 60 Textfiguren helfen dem archäologischen Verständnisse nach, während 16 Einschaltbilder, zumeist in volkstümlicher Manier gehalten, bedeutende Stellen der Erzählung veranschaulichen . . . Stimmen aus Maria-Laach.

Werke von Johannes Jörgensen

Römische Mosaik. Von Johannes Jörgensen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen. Mit einer Selbstbiographie und Porträt des Autors, sowie 9 Einschaltbildern. 312 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.60. In Original-Einband Mk. 4.80.

Johannes Jörgensens Buch „Römische Mosaik" ist durchwoben mit dem Schimmer einer poetischen Lebensauffassung. Mehr aber noch als dieser Umstand trägt ein anderes Moment dazu bei, die Lektüre des Werkes interessant zu machen: es erhebt sich nämlich vor dem geistigen Blicke des Lesers das Bild des — Konvertiten . . .
Die Bücherwelt, Bonn.

Römische Heiligenbilder. Von Johannes Jörgensen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen. Mit einer literarischen Studie über den Autor, dem Porträt desselben, sowie 5 Einschaltbildern. 272 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.20.

Dieses Buch hat uns so gut gefallen, daß wir dem Verfasser raten möchten, eine allgemeine Legende zu schreiben. Zwar wendet er sich hier mehr an die gebildeten Kreise, aber seine Grundsätze sind so vortrefflich, daß wir aus seiner Feder ein Erbauungsbuch für alle Stände mit Freuden begrüßen könnten. Jörgensen besitzt so viel geschichtliches Wissen und eine so poetische Anlage, daß er uns bei seinen gesunden Anschauungen von Frömmigkeit einen Alban Stolz ersetzen könnte
Die Bücherwelt, No. 4, VI. Jahrgang.

Romane von J. Edhor

Goldene Herzen. Von J. Edhor. Roman aus der Gegenwart. Illustriert von Fritz Bergen. 7. Auflage. 336 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Stilgerechte, glatte Sprache und Darstellung . . . Die Verfasserin handhabt mit Leichtigkeit die Mittel ihrer Technik, sie weiß Dialoge und Szenen spielend aufzubauen und wirksame Kontraste ins Spiel zu setzen . . .

Literarische Warte, München.

Wenn wir je eine Erzählung aus voller Ueberzeugung empfehlen können, so ist es vorliegender Roman. Es ist keineswegs nur die schöne, stilgerechte Sprache, die uns anspricht, vielmehr ist es der innere Gehalt des Romans. . . .

Schweizerische Kirchenzeitung, Solothurn.

Bis der letzte Heller bezahlt ist. Von J. Edhor. Roman. Illustriert von Alex. Zick. 7. Auflage. 369 Seiten. 8°. Broschiert Mk 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

. . . Dieser Roman ist von ethischem Geiste getragen. Er atmet Welt- und Lebensweisheit, lehrt Hingebungs- und Aufopferungsfähigkeit. Er ist von der ersten bis zur letzten Seite interessant . . . Fränkische Morgenzeitung, Nürnberg.

So delikat der Vorwurf zu diesem Roman ist, so nobel, geistvoll und spannend ist alles durchgeführt. Linzer Theolog.-prakt. Quartalschrift.

Das Opfer der Ehre. Von J. Edhor. Roman. Illustriert von Alex. Zick. 6. Auflage. 230 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Edhor legt in ihren Erzählungen ein glänzendes Zeugnis dafür ab, daß man sich nicht von den Pfaden der christlichen Moral zu entfernen und auf dem schlüpfrigen Boden moderner Lebensanschauung zu bewegen braucht, um interessant zu schreiben und spannende Konflikte herbeizuführen. Basler Volksblatt.

Die Verfasserin des Romans ist bekannt als eine stilgewandte, gedankenreiche Schriftstellerin, die in der Schule des Lebens, wie selten eine, Bescheid weiß. Eine Meisterin der Schilderung der Stimmungen, greift J. Edhor gar manchmal durch deren Unmittelbarkeit und Lebenswärme dem Leser ans Herz . . . Echo der Gegenwart, Aachen.

Auf der Schwelle zum Paradiese. Von J. Edhor. Roman. Illustriert von M. Annen. Zweite Auflage. 356 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Der Roman ist eine schöne Bereicherung der belletristischen Literatur, der jedem, der ihn besitzt, zum lieben Freunde wird und in dem das bekannte Erzählungs-, Schilderungs- und Charakterisierungstalent Edhors wieder in vollem Glanze erstrahlt. Mit großem Genuß haben wir den Roman gelesen . . .

Düsseldorfer Tageblatt.

. . . Besondere Vorzüge des Romans sind: der geschickte Aufbau, die natürliche, immer interessante Entwicklung, die geschickte Weiterführung, die prächtige Zeichnung der handelnden Personen . . . Büchermarkt, Crefeld.

Zu den besten Darbietungen der modernen Belletristik gehören die Romane von J. Edhor, denen der Benzigersche Verlag eine sehr vornehme Ausstattung angedeihen ließ. „Goldene Herzen" bietet ein fesselndes Lebensbild aus der Gegenwart. Das goldene Herz triumphiert über Bosheit und Tücke. „Opfer der Ehre" erzählt eine tiefergreifende Geschichte mit tragischem, aber versöhnendem Schluß: Ehrentraut sühnt die Schuld der Mutter mit ihrem Leben. In „Bis der letzte Heller bezahlt ist" siegt die Bruderliebe über die erste Jugendliebe.

Deutsche Reichszeitung, Bonn.

Romane von Margarete von Oertzen

Stern des Niedergangs. Von **Margarete von Oertzen.** Zweite Auflage. 546 S. 8°. Brosch. Mk. 5.—. In Original-Einband Mk. 6.—.

Die mit Recht beliebte Romanschriftstellerin Margarete von Oertzen ist mit einem neuen Werke: „Stern des Niedergangs" auf den Plan getreten. Gleich zu Beginn wird der Leser schon mit den verschiedenen prächtig gezeichneten Charakteren vertraut gemacht. . . . Kölnische Volkszeitung.

Alle vorgeführten Personen zeigen Menschlichkeiten, die schlimmen auch nach der guten, die guten auch nach der schlimmen Seite. Das Buch hat künstlerische Partien und eine unverkennbare Richtung auf seelische Vertiefung hin. Wegen seines spannenden Vortrages wird es viele Leser und zumal Leserinnen finden. Graz, 3. Jahrg., Heft 7.

Aus einsamen Tälern. Von **Margarete von Oertzen.** Waldgeschichten. 3. Auflage. 392 S. 8°. Brosch. Mk. 3.20. In Orig.-Einb. Mk. 4.—.

In diesem Buche bietet die Verfasserin sechs naturfrische Erzählungen aus dem Volksleben ihrer Heimat. Würzige Waldluft, Tannenduft über Feld und Heide weht uns aus dem Buche entgegen . . . Blätter für Volksbibliotheken, Leipzig.

Die Insel des Friedens. Von **Margarete von Oertzen.** Roman. Zweite Auflage. 304 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

In der lebensfrischen Behandlung der Tiroler- und Schwarzwälder Dorfgeschichten kann sich so leicht keiner mit von Oertzen messen. Luxemburger Wort.

Dorfteufel. Von **Margarete von Oertzen.** Schwarzwälderroman, nebst Skizzen und Novellen. Zweite Auflage. 344 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Margarete von Oertzen hat eine treffliche Volkserzählung geschaffen in ihrem „Dorfteufel", einem wirkungsvoll herausgearbeiteten Schwarzwälderroman. Herders Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte, 1907.

Lebensstreiter. Von **Margarete von Oertzen.** Zwei Novellen „Ruth" und „Luzifer". Zweite Auflage. 348 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Zwei vornehm gehaltene, vom ganzen Können der Dichterin zeugende Erzählungen . . . Fränkische Morgenzeitung, Nürnberg.

Republik der Menschen. Von **Margarete von Oertzen.** Zweite Auflage. 304 S. 8°. Brosch. Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Eine hervorragende Erscheinung auf dem Büchermarkt ist der Roman: „Republik der Menschen". Von Haus zu Haus, Leipzig.

Das Erbe der Väter. Von **Margarete von Oertzen.** Roman aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. 292 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Die Werke der durch zahlreiche Romane, Novellen, Wald- und Dorfgeschichten bekannten Autorin erheben sich über das Niveau gewöhnlicher Familienlektüre. Auch das vorliegende Buch ist ein eigenartiges Werk, das von guter Erfindungsgabe zeugt; die nicht gewöhnlichen Charaktere — der Held ist ein Scharfrichter — sind sicher gezeichnet, die Handlung geschickt aufgebaut, Rheinzauber und Vogesentannenduft ziehen den Leser fest in den Bann der Ereignisse. Ueber den Wassern, Berlin. Heft 2. 1912.

Romane von A. Hruschka

Weltmenschen. Von A. Hruschka. Roman. Mit dem Porträt der Autorin. 296 S. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Orig.-Einb. Mk. 4.—.

Vorliegender Roman ist ein flott geschriebenes und stetig interessant bleibendes Buch. Der Leser sieht aus der Ferne und dennoch sich selbst unheimlich nahe das Treiben der hohen Kreise Wiens, in denen die Worte „Zeitwert" und „Arbeitsleistung" kaum einen Klang haben. Man muß es der Verfasserin lassen, daß sie gut das Leben jener glaubensarmen, mit Egoismus durchsättigten Gesellschaft zu schildern versteht . . . Das Buch, welches vornehm ausgestattet ist, wird in den Bibliotheken bald ein vielbegehrtes Stück sein. Die Bücherwelt, Bonn.

Die Verfasserin bietet uns eine treffende Schilderung des größtenteils inhaltlosen Sport- und Genußlebens der österreichischen Aristokratie. Der Roman ist flott geschrieben. Die Charaktere sind gut getroffen. Das Buch ist nicht nur für die Familie, sondern auch vorzüglich für Vereinsbibliotheken geeignet....

Kritischer Beobachter, Berlin.

Die Prinzessin von Lanka. Von A. Hruschka. Roman. Zweite Auflage. 286 S. 8°. Brosch. Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Dieser Roman sprüht von Temperament und von verlebendigendem Schilderungstalent. Ceylon ragt, blüht vor uns auf. Mit der äußerst romantischen, aber immerhin glaubwürdigen Geschichte der flott herausgearbeiteten Träger der Handlung verwebt sich die großartige Schönheit der dortigen Natur, die Seltsamkeit der Bevölkerung, ihrer Glaubens-, Mythen- und Sagenwelt, die Herrlichkeit einer verfallenen Kultur. Buddhismus und Christentum, Pessimismus und Optimismus werden einander in den Anschauungen der Personen gegenübergestellt, aber das Göttliche in Menschentum und Lehre siegt, und der lebhaft angeregte Leser legt am Schlusse das Buch befriedigt weg, das seinen Zweck in anerkennenswerter Weise erfüllt.

München, Allgem. Rundschau, 1910.

Der graue Mann. Von A. Hruschka. Kriminalroman. 2. Auflage. 292 S. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

„Der graue Mann" der Wienerin A. Hruschka teilt die formellen Vorzüge ihrer früheren Bücher, ihres Wiener Gesellschaftsromanes „Weltmenschen" und der Tropengeschichte „Die Prinzessin von Lanka": glänzende Charakteristik der Personen, scharfsinnige Schürzung und Lösung der Handlung und spannende Darstellung, hier einer unerklärlichen Mordtat, deren Rätsel zu entwirren nur dem genialen Spürsinn eines Detektivs von unerbittlicher Logik, rascher tatkräftiger Hand und dabei grundgütigem Herzen möglich wird. Als Kriminalroman eine mustergültige Leistung. Litterarischer Handweiser, Münster. No. 1. 1912.

Die geheimnisvolle Bucklige. Von A. Hruschka. Kriminalroman. 264 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 2.80. In Original-Einband Mk. 3.60.

Was der Leser von Detektiv-Romanen erwartet: Rätselhaftes, spannende Unterhaltung, einen Aufbau und eine Lösung, die Denken und Fühlen lebhaft bewegt, das bietet dieser Roman. Fein ausgearbeitet ist die Zeichnung des Detektivs, der in allen Lagen rasch und klug und energisch handelt, dabei aber immer Mitgefühl und Güte bewahrt. Mit großem Geschick weiß auch der Verfasser das Interesse für die Titelperson zu wecken und den Leser in überaus spannender Weise der Lösung entgegenzuführen. Büchermarkt, Crefeld. No. 10. 1911.

Von derselben Verfasserin wird erscheinen: **„Schüsse in der Nacht"**, Kriminalroman.

Kriminalromane

William Stelljes **Um sein Erbe.** Kriminalroman. 366 S. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Orig.-Einb. Mk. 4 —.

Stelljes' Roman gehört zu den guten seiner Art. Der Inhalt ist sehr gut motiviert und erzählt. Die Aufführung von Schauerszenen erspart uns der Erzähler. Das Hauptinteresse weiß er geschickt auf die Ausspürung der Tat sowie auf ihre Sühne zu lenken. Sehr hübsch ist die Einflechtung eines frischen, erhebenden Liebesverhältnisses gelungen, und so kann man, da auch die landschaftlichen Farben und die Charakterbilder scharf und lebensvoll hervortreten, diesem Kriminalroman recht wohl stille Lesestunden widmen. Literarischer Handweiser, Münster. No. 2. 1912.

Karl Pauli **Die Doppelgänger.** Kriminalroman. 3. Aufl. 136 S. 8°. Brosch. Mk. 1.80. In Original-Einband Mk. 2.60.

Wer sich einige Stunden Unterhaltung durch spannende angenehme Lektüre verschaffen will, der greife zu diesem Buche, es wird ihn nicht gereuen.
Konstanzer Nachrichten.

. . . Wir müssen gestehen, hier eine recht spannende Unterhaltungslektüre bessern Tones vor uns zu haben, ohne die Gewaltsamkeit und Verzwicktheit der Darstellung, wie sie sonst meist Kriminalgeschichten begegnet. Literarische Warte, München.

A. Oskar Klaußmann **Der goldene Schornstein.** Kriminalroman. 310 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Detektivgeschichten erfreuen sich noch immer der Beliebtheit großer Kreise, und besonders wenn ein so gewandter Autor wie Kl. der Verfasser ist, kann man von vornherein Gutes erhoffen. Die Erwartung wird auch bei diesem Roman nicht getäuscht, dessen Inhalt von spannendem Interesse ist. Zwei Detektive werden von einem Bureau in New York nach Europa mit dem Auftrag entsandt, die Verfertiger falscher englischer Fünf- und amerikanischer Zwanzigdollarnoten festzustellen. Die Entdeckung gelingt mit Hilfe des Glückes, das der beste Detektiv ist, aber zwischendurch kommen noch Entführungen und Verbrechen vor, nicht zu vergessen die Herzensnöte zweier jungen Leute, die mit verbrecherischen Mitteln auseinandergebracht werden sollen. An Ereignissen fehlt es also keineswegs und sie sind auch flott erzählt.
Literarischer Weihnachts-Anzeiger der Kölnischen Volkszeitung, No. 3. 1912.

Novellen von Karl Linzen

Um die sechste Stunde und andere Novellen. Von **Karl Linzen.** 2. Aufl. 386 Seiten. 8°. Brosch. Mk. 3.60. In Orig.-Einband Mk. 4.40.

Der Treubecher. **Eine Kaminggeschichte nebst weiteren Geschichten.** Von **Karl Linzen.** 2. Auflage. 386 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.60. In Original-Einband Mk. 4.40.

. . . Man hat Linzen bisher immer nur nach vereinzelten Darbietungen beurteilt, und wenn er auch in jedem Falle geschätzt wurde, so wußten doch nur wenige, welch ein geschickter, des Wortes und der Farben mächtiger Erzähler er ist. Seine Kriegs- und Lagerszenen sind ebenso kräftig und farbensatt, wie die Idyllen von intimem Reiz, die Naturbilder von strotzender Fülle und gedrängter Stimmung, der Dialog sprühend, individualisierend, echt. Die Menge der Gestalten in diesen beiden Bänden ist nicht minder überraschend als die inneren Kontraste, in denen sie sich gegenüberstehen. Kurz, ein über den in katholischen Kreisen vorzugsweise geschätzten Durchschnitt weit hinüberragendes Erzählerialent, dessen Bücher man beachten muß. Hochland, München, 4. Heft. 1908.

Novellen und Erzählungen von Anton Schott

Beschotten Volk und andere Novellen. Von **Anton Schott.** 400 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Diese Dorfgeschichten enthalten meisterhafte Charakterzeichnungen der handelnden Personen. Diese sind wirkliche Menschen von Fleisch und Blut und oft genug wallt dieses Blut in verzehrender Leidenschaft . . .

Schlesische Volkszeitung, Breslau.

Der Bauer im Gefield. Von **Anton Schott.** Erzählung aus dem Volksleben des Waldgebirgs. 224 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 2.20. In Original-Einband Mk. 3.—.

. . Eine vortreffliche Volkserzählung mit gediegener Charakterzeichnung . .

Theologisch-praktische Quartalschrift, Linz.

Die Seeberger. Von **Anton Schott.** Erzählung aus dem Walde. Zweite Auflage. 216 S. 8°. Broschiert Mk. 2.20. In Orig.-Einband Mk. 3.—.

Die Waldnovelle „Die Seeberger" ist dem Verfasser aufs beste gelungen, sie stellt ein Meisterwerk der Wäldlerkunst dar. In Hansjakobischer Manier schildert der Dichter die Geschichte der Bauernkinder vom obern Seebergerhof . . .

Literarische Warte, München.

Unter dem Banner von Bogen. Von **Anton Schott.** Historische Erzählung. 280 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Orig.-Einb. Mk. 4.—.

. . . Zeigt der Verfasser in den meisten seiner bisher erschienenen Erzählungen sich als guter Kenner seiner Wäldler von heute, so bekundet er hier, wie er sich auch mit den Sitten und Gebräuchen ihrer Vorfahren bekannt gemacht . . .

Litterarischer Handweiser, Münster.

Von demselben Verfasser erscheint: **„Der Schichtmeister von Lameck".**

Novellen von Ad. Jos. Cüppers

Samum und andere Novellen. Von **Ad. Jos. Cüppers.** 160 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 2.—. In Original-Einband Mk. 3.—.

In der an erster Stelle stehenden Novelle „Samum" muß ein zur Bühne übergegangener Förster erkennen, daß nur die selbstlose, aufopfernde Liebe der anspruchslosen Gattin des Mannes Herz auszufüllen geeignet ist. Eine zweite Novelle: „Wandlungen" lehrt, daß der, welcher sein Glück will, der Stimme seines Inneren folgen muß. In „Letzte Bilanz" läßt Cüppers den edel gesinnten Sohn eines weniger gefühlvollen Fabrikherrn das vom Vater geschaffene Unheil ausgleichen

Katechetische Monatsschrift, Münster.

Der Brandstifter und andere Erzählungen aus dem Volksleben. Von **Ad. Jos. Cüppers.** Mit 18 Illustr. Zweite Auflage. 192 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 2.20. In Original-Einband Mk. 3.20.

Drei Erzählungen, die eine sehr gute Beobachtungsgabe und Gestaltungskraft bekunden. Der Verfasser hat ins wirkliche Volksleben geschaut, zeichnet nach demselben seine Charaktere, ihr Sinnen und Streben so wahr und warm, daß wir gleich vom Zauber der Naturtreue gebannt werden.

Schweizerische Kirchenzeitung, Luzern.

M. Herbert **Dagmars Glück und andere Novellen.** Zweite Auflage. 356 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

„Dagmars Glück und andere Novellen" ist ein Buch, das wir jedem, der eine gehaltvolle Lektüre liebt, sehr empfehlen können. Der stattliche Band bietet vier fein charakterisierte Erzählungen. Allen Erzählungen M. Herberts ruht eine gesunde Realistik inne. Mit klarem Blick sieht diese geistvolle Schriftstellerin Welt und Menschen, und mit scharfer, aber sachgemäßer Feder weiß sie Uebelstände zu zeichnen . .

Von Haus zu Haus, Leipzig.

P. F. Jezma **Die Tochter des Intendanten.** Roman. 400 S. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Orig.-Einband Mk. 4.—.

„Die Tochter des Intendanten" wird sich in der Weltliteratur einen dauernden Platz erobern. Ein hoher Lebensernst und eine Art intuitiver Menschenkenntnis spricht aus dem Buche, und jene originelle Kunst der Sprache tritt zu Tage, mit wenigen Worten einen Charakter, eine Situation lebenswahr und überraschend zu zeichnen . . . Med.-chirurg. Centralblatt, Wien.

Everilda von Pütz **Geschichten aus Tirol.** Mit 17 Textillustrationen. 160 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 2.—. In Original-Einband Mk. 3.—.

Ein gewisser wohltuender Ernst liegt über dem Büchlein, und Anlage und Einkleidung bezeugen sicheres Schaffen. Jede Erzählung ist sorgfältig abgerundet. Und dabei hat Everilda von Pütz eine so hohe Auffassung vom Leben, eine Erzählung wie die andere ist der Ausdruck so tiefen religiösen Empfindens, daß man an allen seine helle Freude haben kann. Litterarischer Anzeiger, Graz.

Franz Wichmann **Der Sandwirtsreiter.** Tiroler Roman aus dem Jahre 1809. 2. Auflage. 352 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 3.20. In Original-Einband Mk. 4.—.

Wer die wurzelkräftige, gemütvolle Eigenart dieses Autors wirklich kennt, schätzt und liebt sie. Sein letztes Buch ist eine der besten Jubiläumsgaben, welche die tirolische Begeisterung zeitigte. Die Handlung ist hochdramatisch, die Charakteristik durchglüht von echt tirolischem und zugleich echt menschlichem Leben.

München, Allg. Rundschau, No. 48. 1909.

Venanz Müller **Der letzte Novize von Andechs.** Erzählung. Mit mehreren Illustrationen. Dritte Auflage. 144 Seiten. 8°. Broschiert Mk. 1.80. In Orig.-Einband Mk. 2.60.

Eine ergreifende Episode aus der unheilvollen Zeit der Klosteraufhebung in Bayern vor hundert Jahren . . . Mainzer Journal.

Arthur Achleitner **Die Gebirgsbatterie.** Roman. 368 S. 8°. Brosch. Mk. 3.20. In Orig.-Einband Mk. 4.—.

Die guten Eigenschaften des bekannten Volkserzählers kommen in der „Gebirgsbatterie" zu voller Entfaltung. Der gesunde Humor, der frische Erzählerton, die diskrete Realistik der Darstellung werden diesem Werk viele Kunden gewinnen. Es gewährt uns einen Einblick in das Leben und Treiben einer kleinen österreichischen Gebirgsgarnison, wir freuen uns an dem Schneid, der überall herrscht. Nur das tragische Geschick der heißblütigen Nelly wirft einen dunklen Schatten in das sonnige, heitere Bild dieses gemütlichen Zusammenlebens der Honoratioren mit den Offizieren. Eine Prachtfigur ist der gemütvolle Kapuzinersuperior.

„Ueber den Wassern", Berlin. Heft 26. 1911.

Für die reifere Jugend

Heinrich von Hähling **Rotes Banner und weißes Kreuz.** — Erzählung aus der Geschichte des Johanniterordens. Mit 16 Einschaltbildern nach geschichtlichen Vorlagen und nach Original-Kompositionen von M. Annen. 2. Auflage. 190 Seiten. 8°. In Original-Einband Mk. 3.60.

Welcher wackere deutsche Junge möchte, wenn er Schillers „Kampf mit dem Drachen" gelesen, nicht gern mehr erfahren von dem Wirken des Johanniterordens, dessen Großmeister jener Drachentöter später wurde. Hier kann seine Wißbegierde Befriedigung finden. In ansprechender Erzählung werden hier die verzweifelten Kämpfe des Ordens gegen das Vorrücken der Türken geschildert, wie die tapfern Ordensritter zuerst vergeblich Rhodus zu halten versuchten, dann auf Malta, das sie nach der Räumung von Rhodus (1522) besetzten, den letzten furchtbaren Ansturm jener fanatischen Feinde des Christentums siegreich abschlugen . . .

Literarischer Handweiser, Münster.

A. Hensler **Frankreichs Lilien.** Die Schicksale der Kinder Ludwigs XVI. Nach ursprünglichen Quellen geschildert. Illustriert mit einem Titelbild in Lichtdruck und 24 Einschaltbildern. 9.—11. Tausend. 364 Seiten. 8°. In Original-Einband Mk. 3.60.

Anna Hensler schildert uns das traurige Schicksal der Königskinder in erschütternder Weise, einfach, ohne Phrasen und Kunstgriffe; ein warmes, gütiges Frauenherz, eine christliche Seele und gute Patriotin sprechen aus dieser Erzählung, die sowohl das Interesse der Geschichtsfreunde als die innige Teilnahme der Laien, besonders der Jugend erwecken wird.

Allgem. Literaturblatt, Wien, No. 15, XVIII. Jahrgang.

P. Franz Finn S. J. **Philipp der kleine Sänger. Sein erstes und letztes Auftreten.** Aus dem Englischen übersetzt von P. Karl Kälin S. J. Mit 28 Illustrationen. 2. Auflage. 200 Seiten. 8°. In Original-Einband Mk. 3.60.

Eine prächtige Weihnachtsgabe für die Jugend, eine Erzählung, über welcher der ganze Zauber der Weihnachtsstimmung liegt. Dieselbe führt den Leser in eine arme Familie zu einer fröhlichen Kinderschar. Isabella vertritt an den Geschwistern die früh verstorbene Mutter, und Philipp, der begabte 10jährige Bruder, begründet durch sein seelenvolles Weihnachtslied sein und seiner Geschwister Glück. Gute Charaktervorführung, christlicher Geist und reicher Inhalt, das sind Vorzüge der Erzählung, die sich, dessen ist die Verlagsanstalt Bürge, auch äußerlich schön präsentiert. Den Dank werden die beschenkten Kinder in Wort und Tat bezeugen.

Schweizer. katholische Frauenzeitung, Solothurn.

Mme. de Nanteuil **Das geheimnisvolle Strandgut.** Frei bearbeitet nach dem Französischen. Mit 80 Textillustrationen. 2. Auflage. 272 Seiten. 8°. In Original-Einband Mk. 3.60.

Das geheimnisvolle Strandgut — zwei Kinder von 4 und 11 Jahren, die durch Schiffbruch an die bretonische Küste verschlagen worden sind — bilden den Mittelpunkt der Erzählung. Diese ist in äußerst interessanter Form geschrieben.

Jugendschriften-Kommission, Lippstadt.

Karl S. Oerting **Kapitän Krüger und seine Jungens.** Erzählung aus dem nordamerikanischen Bürgerkrieg. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Fr. von Känel. Mit 6 Einschaltbildern von M. Annen. 212 S. 8°. In Orig.-Einb. Mk. 3.60.

. . . „Kapitän Krüger und seine Jungens" streift mehr die Sphäre des Abenteuerlichen. Oerting erzählt die Geschichte einer Kriegskasse und beweist mit der Erfindung und Gruppierung aufregender Geschehnisse eine überaus fruchtbare Phantasie. Aber wenn man meint, lediglich eine Art Kriminalroman vor sich zu haben, so gelangt man schließlich zu einer Szene, in der eine Gesellschaft von Mördern sich gegenseitig aus Mißtrauen vernichtet. — Hier offenbart sich eine eine durchaus achtunggebietende künstlerische Psychologie. Literar. Ratgeber, München. 1910.

Heinrich Sienkiewicz **Durch die Wüste.** Roman aus der Zeit des Mahdi. Nach dem Polnischen übersetzt von S. Horowitz. Mit Original-Illustrationen von F. Schwormstädt. 2. Auflage. 490 S. 8°. Broschiert Mk. 5.—. Gebunden Mk. 6.—.

Auch wenn der Ruf des polnischen Romanciers nicht so begründet wäre, würde ihn diese farbenprächtige Erzählung zu einem der volkstümlichsten Erzähler stempeln. Der Ton, den er hier anschlägt, muß die weitesten Kreise, namentlich aber die junge Lesewelt, begeistern. Das ist entzückende Wüstenromantik, gewürzt mit den Schrecken des Mahdikrieges, verklärt durch das mit inniger Liebe gezeichnete Heldentum eines polnischen Knaben, der seine kleine Freundin, die Engländerin Nel, durch eine Reihe der größten Gefahren hindurch glücklich der Heimat zuführt. Auch in diesem ungemein spannenden Roman bewährt sich die große Kunst des Verfassers, fremdes Kulturleben mit seltener Anschaulichkeit zu zeichnen. Manche Seiten sind Glanzstücke der Schilderungskunst. Die zuweilen erschütternde Tragik dieses Kinderschicksals wird oft gemildert durch Szenen köstlichsten Humors. Es ist ein Buch, an dem reife Leute, besonders aber die Jugend, der es unbedenklich zur Lektüre gegeben werden kann, ihre helle Freude haben werden. Die Ausstattung und der Bilderschmuck sind trefflich. „Ueber den Wassern", Berlin. Heft 5. 1912.

Georg Strecker **Von Mutterliebe u. Kindesliebe.** 20 Erzählungen. Mit 12 Einschaltbildern von M. Annen. 376 Seiten. 8°. In Original-Einband Mk. 5.60.

. . Die verschiedenen Schauplätze, mit interessanten Gestalten belebt, sorgen für Abwechslung; auch hält sich St. von allem, leicht zu stark aufgetragenem Moralisieren frei, so daß seine Erzählungen sicher von der Jugend, die noch nicht durch die überstarken Reize des Schundes verdorben ist, gern gelesen werden. Die Ausstattung ist, dem Inhalte angemessen, gut. Literar. Handweiser, Münster, No. 4. 1913.

Militär-Humoresken

Ferdinand Bonn **Der ewige Hochzeiter.** Mit 12 Illustrationen von O. Gerlach. 5. Auflage. 128 Seiten.

Ferdinand Bonn **Der falsche Döderlein.** Illustriert von E. Reinicke. 3. Auflage. 96 Seiten.

T. J. Kujawa **Der Spuk in der Kaserne. Die beiden Kriegskameraden.** Illustr. von J. Reinicke und F. Wahle. 3. Auflage. 144 Seiten.

T. J. Kujawa **Der Pechvogel.** Illustriert von K. Liner. Dritte Auflage. 100 Seiten.

T. J. Kujawa **Michel Pausback. Der Leutnant und sein Bursche.** Illustr. v. O. Gerlach und F. Wahle. 3. Aufl. 132 S.

Jedes Bändchen kl. 8°. Brosch. Mk. 1.—. In Orig.-Einband Mk. 1.50.

Wildrosenzeit Bücherei für erwachsene Töchter

I. Band: **Lotty Freiberg.** Erzählung v. **M. Maidorf.** 2. Aufl. 224 S.
II. Band: **Nur ein Jahr.** Erzählung v. **M. Maidorf.** 3. Aufl. 264 S.
III. Band: **Auf der Sonnenseite des Lebens.** Erzählung von **Marianne Maidorf.** 2. Auflage. 256 Seiten.
IV. Band: **Ins Leben hinaus.** Erzählung von **A. Hruschka.** 2. Auflage. 272 Seiten.
V. Band: **Wege des Glücks.** Erzählung von **M. Maidorf.** 224 Seiten.
VI. Band: **Lehrmeisterin Leben.** Erzählung von **A. Hruschka.** 2. Auflage. 242 Seiten.

Jeder Band mit 4 Original-Einschaltbildern von M. Annen und reichem Buchschmuck von F. Mock. 8°. In Original-Einband Mk. 3.—.

. . . Diese Bücherei für erwachsene Töchter hat sich schon mit den ersten Bänden so gut eingeführt, daß sie einer weiteren Empfehlung gar nicht mehr bedarf. Die einzelnen für sich abgeschlossenen Bände bringen eine erquickende, kerngesunde Lektüre für unsere Töchter, so daß nur zu wünschen ist, sie möchten in keiner Hausbücherei fehlen. Bayer. Kurier, München.

Sonnenschein Geschichten f. Kinder u. ihre Freunde

I. Bändchen: **Der Geißhirt vom Gotthard.** Erzählung von **Elisabeth Müller.** 5. Tausend. 136 Seiten.
II. Bändchen: **Jutta, das Ritterkind.** Erzählung von **Elisabeth Müller.** 4. Tausend. 150 Seiten.
III. Bändchen: **Wir bitten um Arbeit und andere Märchen.** Von **Elisabeth Müller.** 3. Tausend. 136 Seiten.
IV. Bändchen: **Die Krückenlinde.** Erzählung von **Elisabeth Müller.** 3. Tausend. 136 Seiten.
V. Bändchen: **Aus meinem Stübchen.** Erzählung von **Elsbeth Düker.** 3. Tausend. 140 Seiten.
VI. Bändchen: **Der Mutterstein und andere Geschichten.** Erzählungen von **Georg Strecker.** 3. Tausend. 112 Seiten.
VII. Bändchen: **Elternsegen.** Erzählung von **Elisabeth Müller.** 2. Tausend. 132 Seiten.
VIII. Bändchen: **Buntes Völkchen.** Erzählung von **H. von Haza-Radlitz.** 2. Tausend. 120 Seiten.
IX. Bändchen: **Die kleine Geigenfee.** Erzählung von **Aliuda Jacobi.** 2. Tausend. 144 Seiten.
X. Bändchen: **Sonnenkinder.** **Zwölf Volksmärchen,** bearbeitet von **Georg Strecker.** 156 Seiten.
XI. Bändchen: **Das Italienerkind und andere Erzählungen.** Von **Elisabeth Müller.** 144 Seiten.

Jedes Bändchen mit farbigen Bildern von M. Annen. kl. 8°. In mehrfarbigem Original-Einband Mk. 1.—.

Beide Sammlungen werden fortgesetzt.

Benzigers Naturwissenschaftliche Bibliothek

Bisher sind erschienen:

No. 1 Die Erde. Ihre Entstehung und ihr Untergang. Von P. **Martin Gander**, O. S. B., Professor. **3. vermehrte und verbesserte Auflage.** Mit 34 Illustrationen und 1 Spektraltafel. 176 Seiten.

No. 2 Der erste Organismus. Von demselben Verfasser. **2. vermehrte und verbesserte Auflage.** Mit 27 Illustrationen. 176 Seiten.

No. 3 Die Abstammungslehre. Von demselben Verfasser. **2. vermehrte und verbesserte Auflage.** Mit 29 Illustrationen. 180 Seiten.

No. 4 Die Bakterien. Von demselben Verfasser. **2. vermehrte und verbesserte Auflage.** Mit 37 Illustrationen. 192 Seiten.

No. 5/6 Die Pflanze in ihrem äußern Bau. Von demselben Verfasser. Mit 117 Illustrationen. 346 Seiten.

No. 7 Die Uhren. Von P. **Fintan Kindler**, O. S. B., Professor. Mit 63 Illustrationen. 208 Seiten.

No. 8 Naturwissenschaft und Glaube. Von P. **Martin Gander**, O. S. B., Professor. **2. vermehrte und verbesserte Auflage.** 192 Seiten.

No. 9 Wunder der Kleintierwelt. Von demselben Verfasser. Mit 1 farbigen Tafel und 66 Illustrationen. 224 Seiten.

No. 10 Darwin und seine Schule. Von demselben Verfasser. Mit 6 Einschaltbildern. 176 Seiten.

No. 11 Ameisen und Ameisenseele. Von demselben Verfasser. Mit 32 Illustrationen. 184 Seiten.

No. 12 Das Gehirn und seine Tätigkeit. Von demselben Verfasser. Mit 46 Illustrationen. 138 Seiten.

No. 13 Das Wetter. Eine elementare Einführung in die Witterungskunde. Von P. **Fintan Kindler**, O. S. B, Professor. Mit 2 farbigen Tafeln und 40 Illustrationen. 152 Seiten.

No. 14 Der Spiritismus. Von P. **Martin Gander**, O. S. B., Professor. 176 Seiten.

No. 15 Die Landkarten. Entstehung und Gebrauch. Von P. **Raymund Netzhammer**, O. S. B., Erzbischof. Mit 1 farbigen Tafel und 70 Illustrationen. 150 Seiten.

No. 16 Die fünf Sinne des Menschen. Von P. **Martin Gander**, O. S. B., Professor. Mit 49 Illustrationen. 196 Seiten.

No. 17 Die Vulkane. Kurze Darstellung der vulkanischen Erscheinungen unserer Erde. Von Dr. P. **Damian Buck**, O. S. B., Professor. Mit 45 Illustrationen. 160 Seiten.

No. 18 Eiszeit und Flut. Von P. **Martin Gander**, O. S. B., Professor. Mit 22 Illustrationen. 160 Seiten.

Preis jedes Bändchens, kl. 8°., in Original-Einband Mk. 1.50;
No. 5/6 Doppelbändchen Mk. 3.—.

Weitere Bändchen sind in Vorbereitung.

P. 5389

914.98
N389
v.2

MAR 13 1968

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils v.2
914.98 N389
Netzhammer, Raymund Albin, 1862-
Aus Rum anien, streifz uge durch das lan
3 1951 001 679 884 K